

blanvalet



STEPHEN
LEATHER

HOLLEN
NACHT

THRILLER

Buch

Als Jack Nightingale eines Tages ein Herrenhaus mit einer Bibliothek von unschätzbarem Wert erbt, wird sein Leben auf den Kopf gestellt. Das Erbe stammt von einem Mann, der behauptet, sein Vater zu sein – und der ihm eine Warnung hinterlässt: Jacks Seele sei am Tag seiner Geburt dem Teufel versprochen worden, der diese an Jacks 33. Geburtstag einfordern würde – und der ist in drei Wochen!

Jack glaubt weder an die Hölle noch an den Himmel. Aber als plötzlich Menschen, die ihm nahestehen, auf schreckliche Art und Weise sterben, dämmert ihm, dass hier das Böse am Werk sein muss. Und dass er, wenn er keinen Ausweg findet, ewig in der Hölle verdammt sein wird ...

Autor

Stephen Leather wurde in Manchester geboren. Er studierte Biochemie an der University of Bath, schlug aber eine Karriere als Journalist ein, bevor er sich schließlich 1992 der Schreiberei widmete. Stephen Leather lebt in Irland, wo er bereits an seinem nächsten Thriller arbeitet.

Weitere Titel in Vorbereitung

Stephen Leather

Höllennacht

Thriller

Aus dem Englischen von Barbara Ostrop

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Nightfall«
bei Hodder & Stoughton, London.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2011 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2010 by Stephen Leather

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Frick

Redaktion: Werner Bauer

UH · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-06153-1

www.blanvalet.de

Als Jack Nightingale an jenem kalten Novembermorgen aufwachte, hatte er durchaus nicht die Absicht, jemanden zu töten. Er rasierte sich, duschte und zog sich an, machte sich Kaffee und ein Bacon-Sandwich, und keinen Moment spielte er auch nur mit dem Gedanken, einem Menschen das Leben zu nehmen, obgleich er die letzten fünf Jahre dafür trainiert hatte, genau das zu tun. Als aktives Mitglied der bewaffneten CO19-Eliteeinheit der Londoner Metropolitan Police war er im Notfall mehr als fähig, jemandem eine Kugel in den Kopf oder in die Brust zu jagen, vorausgesetzt er hatte den entsprechenden Befehl eines Vorgesetzten erhalten.

Sein Handy läutete, als er sich gerade den Kaffee einschenkte. Der Koordinator des Vermittlerteams der Metropolitan Police war dran. »Jack, ich habe gerade einen Anruf vom diensthabenden Beamten in Fulham erhalten. Unten in Chelsea Harbor haben wir eine Person in einer Krisensituation. Kannst du hinfahren?«

»Kein Problem.« In zwei Fortbildungskursen am Bramshill Officer Training College der Metropolitan Police hatte Nightingale zusammen mit ein paar Dutzend anderen Beamten die Qualifikation erworben, mit Geiselnehmern und potenziellen Selbstmördern zu sprechen, was nun zu seinen regulären Aufgaben hinzukam.

»Man hat mir gesagt, es geht um jemanden, der von einer Brüstung springen will, mehr weiß ich nicht. Bin noch dabei, jemanden zu finden, der dich unterstützen kann, aber vier von unseren Leuten sind mit einem Familiendrama in Brixton beschäftigt.«

»Gib mir die Adresse«, sagte Nightingale nur und griff nach einem Stift.

Sein Bacon-Sandwich aß er während der Fahrt mit seinem MGB-Roadster nach Chelsea Harbour. In den drei Jahren, seit er als Vermittler arbeitete, war er zu mehr als vierzig Suizidversuchen gerufen worden, aber nur dreimal hatte er mit ansehen müssen, wie jemand sich tatsächlich das Leben nahm. Nach seiner Erfahrung wollten die Leute sich entweder umbringen oder reden. Nur selten wollten sie beides. Ein Suizid war eine relativ einfache Sache. Man stieg auf ein hohes Gebäude oder ging auf eine hohe Brücke und sprang hinunter. Oder man schluckte einen Haufen

Tabletten. Oder man band sich ein Seil um den Hals und trat von einem Stuhl herunter. Oder man nahm eine Rasierklinge und brachte sich tiefe Schnitte an den Handgelenken oder an der Kehle bei. Wenn man das Glück hatte, eine Pistole zu besitzen, steckte man sie sich in den Mund oder setzte sie sich an die Schläfe und drückte ab. Was man nicht tat, wenn man sich wirklich umbringen wollte, war, zu sagen, dass man es tun würde, und dann auf die Ankunft eines ausgebildeten Polizeivermittlers zu warten. Menschen, die so handelten, suchten normalerweise einfach nur jemanden, der sich ihre Probleme anhörte und ihnen versicherte, dass ihr Leben lebenswert war. Wenn sie sich das, was sie belastete, einmal von der Seele geredet hatten, stiegen sie von der Brüstung herunter oder legten die Pistole weg oder das Messer aus der Hand; dann jubelten alle, klopfen Nightingale auf die Schulter und lobten ihn für die gute Arbeit.

Als er bei der Adresse ankam, die der diensthabende Beamte ihm gegeben hatte, versperrten ihm ein Polizeiwagen und zwei Hilfspolizisten in polizeiähnlichen Uniformen und neongelb leuchtenden Jacken den Weg. Einer zeigte dorthin, woher Nightingale gekommen war, und forderte ihn in einem Tonfall zum Wenden auf, der nahelegte, dass er wohl eher Hilfspolizist geworden war, um Macht auszuüben, und wohl eher nicht, weil er seinen Mitbürgern helfen wollte. Nightingale kurbelte sein Fenster runter und zeigte ihnen seinen Polizeiausweis. »Inspector Nightingale«, sagte er. »Ich bin der Vermittler.«

»Entschuldigung, Sir«, sagte der Hilfspolizist, plötzlich die Freundlichkeit in Person. Er zeigte auf einen geparkten Krankenwagen. »Sie können Ihren Wagen dort abstellen, ich halte ein Auge darauf.« Er und sein Kollege traten zur Seite, damit der Inspector durchfahren konnte. Nightingale hielt neben dem Krankenwagen, stieg aus, reckte sich und gähnte.

Hätte man ihn gefragt, was er an diesem kalten Novembermorgen erwartete, hätte er wahrscheinlich achtlos die Schultern gezuckt und gesagt, Menschen, die zu springen drohten, seien meistens Männer, die zu viel getrunken, oder Frauen, die zu viele Antidepressiva geschluckt hätten; oder Drogensüchtige, die zu viel von ihrer Lieblingsdroge intus hätten, in der Regel Kokain oder Amphetamin. Bei der Arbeit war Nightingales Lieblingsdroge Nikotin, daher steckte er sich eine Marlboro an und blies den Rauch in den wolkenlosen Himmel.

Ein uniformierter Inspector kam eilig auf ihn zu, in der Hand ein Funkgerät. »Ich bin froh, dass du es bist, Jack«, sagte er.

»Und ich bin froh, dass du es bist.« Er kannte Colin Duggan seit beinahe einem Jahrzehnt. Der Mann war alte Schule – ein guter, zuverlässiger Einbrecherjäger, der genau wie Nightingale rauchte. Nightingale spendierte ihm eine Marlboro an und gab ihm Feuer, obwohl Rauchen in Uniform ein Disziplinarvergehen war.

»Es ist ein Kind, Jack«, sagte Duggan und kratzte sich den fleischigen Nacken.

»Ein Gangmitglied? Wegen eines schiefgelaufenen Drogendeals?« Nightingale inhalierte und hielt den Rauch tief in der Lunge fest.

»Ein richtiges Kind«, entgegnete Duggan. »Ein neunjähriges Mädchen.« Nightingale stieß stirnrunzelnd eine dichte Qualmwolke aus. Neunjährige Mädchen brachten sich nicht um. Sie spielten mit ihren Playstations oder Wii-Konsolen, oder sie gingen Rollschuhlaufen, und manchmal wurden sie entführt und von Pädophilen vergewaltigt, aber sie brachten sich niemals selber um.

Duggan zeigte zu einem Luxuswohnhochhaus mit Aussicht auf die Themse. »Sie heißt Sophie. Hat sich auf dem Balkon des dreizehnten Stocks eingeschlossen und sitzt jetzt dort und redet mit ihrer Puppe.«

»Wo sind die Eltern?«, fragte Nightingale. In der Magengrube spürte er ein kaltes Gefühl der Angst.

»Der Vater ist in der Arbeit und die Mutter beim Shoppen. Ein Au-pair-Mädchen hat auf die Kleine aufgepasst.« Duggan zeigte mit der Zigarette auf eine magersüchtig wirkende Blonde, die schluchzend auf einer Bank saß, wo eine uniformierte Polizistin versuchte, sie zu trösten. »Ein polnisches Mädchen. Hat gerade gebügelt, als sie Sophie auf dem Balkon entdeckte. Sie schlug gegen die Balkontür, aber Sophie hatte die Tür von außen zugeschlossen.«

»Und wieso glaubt sie, dass Sophie runterspringen möchte?«

»Sie redet mit ihrer Puppe und schaut niemanden an. Wir haben zwei Polizistinnen hochgeschickt, aber mit denen redet sie nicht.«

»Ihr sollt doch eigentlich auf mich warten, Colin«, sagte Nightingale. Er warf seine Zigarette zu Boden und drückte sie mit der Ferse aus. »Amateure machen die Dinge nur noch komplizierter, das weißt du doch.«

»Da ist ein Kind auf dem Balkon«, sagte Duggan. »Wir konnten nicht einfach nur abwarten.«

»Bist du dir sicher, dass sie vorhat runterzuspringen?«

»Sie sitzt auf dem Rand der Brüstung, Jack. Ein Windstoß könnte sie herunterwehen. Wir versuchen, ein Sprungtuch mit Luftpolster aufzutreiben, aber keiner scheint zu wissen, wo so ein verdammtes Ding zu finden ist.«

»Wie nah kann ich an sie herankommen?«

»Du könntest durch die Balkontür mit ihr reden.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich muss ihr Gesicht sehen, um beurteilen zu können, wie sie reagiert. Und ich möchte nicht schreien.«

»Dann gibt es zwei Möglichkeiten«, sagte Duggan. »Sie ist zu hoch oben, um eine Leiter zu verwenden, daher bleibt nur, dich entweder vom Dach herunterzulassen oder dir Zugang zur Nachbarwohnung zu verschaffen.

»Mich runterzulassen?«

»Wir können dich in ein Geschirr stecken, und die Jungs von der Feuerwehr seilen dich dann ab.«

»Und ich baumele vor ihr in der Luft, während ich mit ihr rede? Komm schon, Colin, ich bin ein Vermittler, keine verdammte Marionette.«

»Dann also der andere Balkon«, sagte Duggan. Er warf seine Kippe weg. »Los geht's.« Er winkte einen uniformierten Polizisten heran und trug ihm auf, Nightingale zum dreizehnten Stock hinaufzubegleiten. »Nur ist es nicht der dreizehnte Stock, es ist der vierzehnte«, sagte Duggan.

»Was?«

»Es geht da um so einen Aberglauben. Frag mich nicht warum. Es ist der dreizehnte Stock, aber auf dem Lift steht vierzehn. Er fährt vom zwölften zum vierzehnten. Die Dreizehn gibt es nicht.«

»Das ist doch lächerlich«, meinte Nightingale.

»Sag das dem Bauherrn, nicht mir«, erwiderte Duggan. »Außerdem redest du da mit dem Falschen. Mich wirst du nicht dabei erwischen, dass ich unter einer Leiter hindurchgehe oder einen Spiegel zerbreche. Ich kann Leute verstehen, die nicht im dreizehnten Stock wohnen möchten.« Er lächelte Nightingale an. »Hals- und Beinbruch, ja?«

»Ja«, sagte Nightingale. Er nickte dem Officer zu, einem hoch aufgeschossenen Mann, dessen Uniform ein paar Nummern zu klein für ihn wirkte. »Los geht's mit Gebrüll.«

Der Beamte runzelte die Stirn. »Wieso mit Gebrüll?«, fragte er.

Nightingale klopfte ihm auf die Schulter: »Gehen wir«, sagte er. »Aber erst will ich noch ein Wort mit dem Au-pair-Mädchen reden.«

Die beiden Männer gingen zu der schluchzenden Frau, die noch immer von der Polizistin getröstet wurde. Mindestens fünfzig Leute hatten sich versammelt und starrten zu dem kleinen Mädchen hinauf. Da waren Rentner und Rentnerinnen, die sich aneinanderdrängten wie Pinguine auf einer Eisscholle, Mütter mit ihren Kleinkindern in Buggys, Teenager, die kichernd Kaugummi kauten, ein Mädchen in Gothic-Klamotten mit einem Collie, das Nightingale angrinste, als er vorbeiging, Arbeiter in Overalls und eine Schar von Kellnerinnen aus einer Pizzeria in der Nähe.

»Warum sind Sie nicht da oben und holen Sie runter?«, schrie ein Kahlkopf, der einen metallenen Werkzeugkasten trug. Er zeigte auf Nightingale und den jungen Polizisten. »Sie sollten etwas tun, statt hier unten rumzuhängen.«

»Können Sie ihm nicht eins mit dem Taser verpassen?«, fragte Nightingale.

»Wir sind nicht mit Tasern ausgerüstet, Sir«, antwortete der Officer.

»Dann nehmen Sie Ihren Gummiknüppel.«

»Wir sind nicht ...« Er schnitt eine Grimasse, als er merkte, dass Nightingale einen Scherz gemacht hatte.

Sie kamen zu dem Au-pair-Mädchen, das sich in ein großes, weißes Taschentuch schnäuzte. Nightingale nickte der Polizistin zu. »Ich bin der Verhandler«, sagte er.

»Jawohl, Sir«, antwortete sie.

Nightingale lächelte das Au-pair-Mädchen an. »Hallo, wie heißen Sie?«, fragte er.

»Inga.« Das Mädchen schniefte und tupfte sich die Augen mit dem Taschentuch trocken. »Sind Sie Polizist?«

»Mein Name ist Jack Nightingale.« Er zeigte ihr seinen Polizeiausweis. »Ich werde jetzt gleich mit Sophie reden.«

»Bekomme ich Schwierigkeiten?«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Nightingale. »Sie haben richtig reagiert und die Polizei gerufen.«

»Ihre Eltern bringen mich um«, meinte das Au-pair-Mädchen.

»Ach was, bestimmt nicht«, entgegnete Nightingale.

»Sie schicken mich nach Polen zurück.«

»Das können sie nicht – Polen ist ein EU-Land. Sie haben jedes Recht, hier zu sein.«

»Sie schicken mich ins Gefängnis. Das weiß ich.«

Nightingales Herz verhärtete sich. Das Au-pair-Mädchen schien sich mehr Sorgen um seine Zukunft zu machen als darum, was dreizehn Stockwerke weiter oben geschah. »Bestimmt nicht«, erklärte er. »Sagen Sie mir, Inga, warum ist Sophie heute nicht in der Schule?«

»Sie hat gesagt, sie hätte Bauchschmerzen. Hat sich nicht gut gefühlt. Ihre Mutter sagte, sie könnte zu Hause bleiben.«

»Und die Mutter ist jetzt einkaufen?«

Das Au-pair nickte. »Ich habe sie angerufen, und sie kommt gleich zurück. Das Handy von Sophies Vater ist ausgeschaltet, darum habe ich ihm eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen.«

»Wo arbeitet er?«

»In Canary Wharf.« Noch immer schniefend, zog sie ihr Portemonnaie aus der hinteren Tasche ihrer Jeans und fischte eine Visitenkarte heraus. Sie gab sie Nightingale. »Das ist er.«

Nightingale sah sich die Karte an. Simon Underwood war Direktor einer großen amerikanischen Bank. »Inga, hat Sophie so etwas schon einmal gemacht?«

Das Au-pair schüttelte heftig den Kopf. »Nie. Sie war ein stilles Kind. Immer brav.«

»Erzählen Sie mir, was passiert ist. Wie kommt es, dass Sophie raus auf den Balkon gegangen ist?«

»Weiß ich nicht«, antwortete das Au-pair. »Ich habe gebügelt. Sie hat eine Hannah-Montana-DVD geschaut, aber als ich nach ihr sah, war sie plötzlich auf dem Balkon und hatte die Tür verschlossen.«

»Man kann die Tür von außen abschließen?«

»Es gibt nur einen einzigen Schlüssel, und den hatte sie. Ich rief ihr zu, sie solle die Tür aufmachen, aber es war, als könnte sie mich nicht hören.

Ich habe gegen die Scheibe geschlagen, aber sie hat nicht zu mir hergeschaut. Da habe ich die Polizei gerufen.«

»Und sie war heute Morgen nicht traurig? Oder wütend? Hat irgendjemand oder irgendetwas sie aufgeregt?«

»Sie war still«, sagte das Au-pair, »aber sie ist immer still.«

»Sie haben sie nicht wegen irgendetwas ausgeschimpft?«

Die Augen des Mädchens blitzten auf. »Sie werden mir die Schuld anhängen, nicht wahr? Sie werden mich ins Gefängnis stecken?« Sie fing an zu heulen.

»Keiner gibt Ihnen für irgendetwas die Schuld, Inga.«

Das Au-pair vergrub das Gesicht in ihrem Taschentuch und schluchzte.

»Gehen wir«, sagte Nightingale zu dem Beamten.

»Was werden Sie tun?«, fragte der Beamte, als sie an der Menge der Schaulustigen vorbeikamen.

»Mit ihr reden. Herauszufinden versuchen, was sie quält, sehen, was sie will.«

»Sie will etwas?«

»Die Leute, zu denen wir gerufen werden, wollen immer etwas. Andernfalls würden sie es einfach durchziehen. Die eigentliche Aufgabe besteht darin, herauszufinden, was genau sie wollen.«

»Saftsäcke!«, schrie der Glatzkopf mit der Werkzeugkiste.

Nightingale blieb stehen und starrte ihn wütend an. »Was haben Sie für ein Problem, Kumpel?«

»Mein Problem ist, dass da oben ein kleines Mädchen steht, und ihr Vollidioten unternimmt nichts.«

»Und was genau unternehmen denn Sie? Hinglotzen und warten, dass sie vom Balkon springt? Wollen Sie das? Sie wollen sehen, wie sie auf den Boden kracht, oder? Sie wollen hören, wie ihre Knochen brechen, und sehen, wie ihr Schädel zerbricht und das Blut über den Beton spritzt. Das ist nämlich der einzige Grund, aus dem Sie hier stehen können. Sie helfen hier verdammt nochmal niemanden damit, dass Sie Beleidigungen brüllen und sich zum Affen machen. Ich bin hier, um zu helfen, Sie aber sind da, weil Sie hoffen, ein Kind sterben zu sehen, also würde ich sagen, dass Sie der Vollidiot sind. Ich gehe jetzt da hoch, um zu sehen, wie ich ihr helfen kann, und falls Sie immer noch hier stehen, wenn ich wieder

runterkomme, schiebe ich Ihnen Ihr Werkzeug Stück für Stück so tief in den Arsch, dass Sie noch nach Monaten Schraubenschlüssel husten. Haben wir uns verstanden, Sie *Vollidiot*?«

Das Gesicht des Glatzkopfs rötete sich. Nightingale lächelte gering-schätzig und ging zum Eingang. Der Uniformierte eilte hinter ihm her.

Der Eingangsbereich war feudal mit dick gepolsterten Couches und einem großen Couchtisch ausgestattet, auf dem Hochglanzmagazine lagen. Ein Türsteher in grüner Uniform unterhielt sich mit zwei Polizisten.

»Wo ist das Treppenhaus?«, fragte Nightingale.

»Es sind dreizehn Stockwerke, Sir«, wandte der Kollege neben ihm ein.

»Ich weiß, dass es dreizehn Stockwerke sind«, sagte Nightingale. Er deutete mit einer ruckhaften Kopfbewegung auf den Türsteher. »Das Treppenhaus?«

Der Türsteher zeigte nach links. »Dort um die Ecke, Sir«, sagte er.

Nightingale eilte, gefolgt von dem Polizisten, zum Treppenhaus. Er stieß die Tür auf und begann den Aufstieg, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Die Nummer der Stockwerke war grün auf die weiße Wand gemalt, und als sie im zehnten Stock ankamen, keuchten beide Männer wie hechelnde Hunde. »Warum können wir nicht den Lift nehmen?«, japste der Polizeibeamte. »Ist das die vorgeschriebene Vorgehensweise bei Leuten, die von einem Hochhaus springen wollen?«

»Der eigentliche Grund ist, dass ich Lifts schlichtweg hasse«, erklärte Nightingale.

»Klaustrophobie?«

»Es hat nichts mit der Enge zu tun«, gab Nightingale zurück. »Ich mag es einfach nicht, über dem Nichts zu schweben.«

»Dann also Höhenangst?«

»Nein, auch nicht. Es ist ganz einfach Liftangst«, erklärte Nightingale, »Höhe macht mir nichts aus. Wie Sie gleich herausfinden werden.«

Sie kamen im zwölften Stock an. Der Polizist hatte seinen Helm abgesetzt und seine Uniformjacke ausgezogen. Nightingale trug seinen Mantel zusammengelegt über einer Schulter.

Sie kamen im dreizehnten Stock an, wobei allerdings die auf die Wand aufgemalte Nummer die ›14‹ war. Nightingale zog die Tür auf und ging in den Korridor. »Welche Nummer hat die Wohnung?«, fragte er.

»Vierzehn C«, antwortete der Officer. »Wir haben Zugang zur Vierzehn D. Dort wohnen ein Mr. und eine Mrs. Wilson. Sie sind bereit, uns einzulassen.«

»Okay, wenn wir dort reinkommen, halten Sie die Wilsons vom Balkon fern. Das Mädchen darf die beiden nicht sehen, und vor allen Dingen darf es *Sie* nicht sehen. Das ist nicht persönlich gemeint, aber die Uniform könnte die Kleine erschrecken.«

»Verstanden«, meinte der Polizist nicht allzu überzeugend.

»Das schaffen Sie schon«, sagte Nightingale. Er klopfte an die Tür von Vierzehn D. Sie wurde von einem grauhaarigen, leicht gebeugten Mann Anfang sechzig geöffnet. Nightingale zückte seinen Polizeiausweis. »Mr. Wilson, mein Name ist Jack Nightingale. Man sagte mir, es wäre Ihnen recht, wenn ich auf Ihren Balkon hinausgehe.«

»Es ist mir genau genommen eigentlich *nicht* recht, aber wir müssen dieses kleine Mädchen wieder reinholen.«

Er machte die Tür weit auf, und Nightingale ging mit dem uniformierten Beamten hinein. Die Frau des Mannes saß auf einem Blumenmustersofa und hatte die Hände in den Schoß gelegt. Sie war ebenfalls grauhaarig, und als sie aufstand, um Nightingale zu begrüßen, sah er, dass sie denselben krummen Rücken hatte. »Bleiben Sie doch sitzen, Mrs. Wilson«, sagte er.

»Was geschieht jetzt?«, fragte sie aufgeregt. Wie ihr Mann wirkte sie gebildet und hatte einen Akzent, der einem BBC-Sprecher alle Ehre gemacht hätte. Die beiden waren brave Bürger von der Sorte, die fast niemals mit der Polizei zu tun bekommt – Nightingale spürte, wie unangenehm es ihnen war, ihn und den Kollegen bei sich in der Wohnung zu haben.

»Ich werde nur mit ihr reden, Mrs. Wilson, das ist alles.«

»Hätten Sie gerne eine Tasse Tee?«, fragte sie.

Nightingale lächelte. Als Angehöriger der CO19 wurde er oft genug mit Verachtung, wenn nicht sogar offener Feindseligkeit behandelt, und die Wilsons waren da eine angenehme Abwechslung. »Sie können gern den Kessel aufstellen, Mrs. Wilson«, sagte er. »Sagen Sie, kennen Sie Sophie?«

»Wir grüßen uns, aber sie ist ein schüchternes, kleines Ding, das kaum den Mund aufmacht.«

»Ein glückliches Mädchen?«

»Das würde ich nicht behaupten«, meinte Mrs. Wilson.

»Sie weint manchmal«, erklärte ihr Mann ruhig. »Nachts.«

»Und was für ein Weinen ist das?«, fragte Nightingale. »Ein lautes Geheul?«

»Sie schluchzt«, sagte Mr. Wilson. »Ihr Kinderzimmer stößt an unser Bad, und manchmal höre ich sie, wenn ich mich zum Schlafen fertigmache.«

»Wir haben sie beide schon gehört«, fügte Mrs. Wilson hinzu. Ihr Mann ging zu ihr und legte ihr einen Arm um die Schultern.

Einen kurzen Moment überkam Nightingale die Erinnerung an seine eigenen Eltern. Sein Vater war gegenüber seiner Mutter ähnlich fürsorglich gewesen und hatte sich nie gescheut, in der Öffentlichkeit ihre Hand zu halten oder seine Zuneigung auf andere Weise zu zeigen. In Nightingales letzter Erinnerung an die beiden standen sie in der Tür ihres Hauses in Manchester, sein Vater hatte seiner Mutter in ähnlicher Weise den Arm um die Schultern gelegt, und so winkten sie ihm nach und entließen ihn in sein zweites Universitätsjahr. Seine Mutter hatte mit derselben Bewunderung zu Nightingales Vater aufgeblickt, die er jetzt in Mrs. Wilsons Augen sah.

»Haben Sie eine Ahnung, warum sie unglücklich ist?«, fragte Nightingale. »Haben Sie sie mit ihren Eltern gesehen?«

»Selten«, antwortete Mr. Wilson. »Wie lange wohnen sie jetzt schon hier – fünf Jahre?«, fragte er seine Frau.

»Sechs«, sagte sie.

»Sechs Jahre, und ich kann die Gelegenheiten, bei denen ich Sophie mit ihrer Mutter oder ihrem Vater gesehen habe, an den Fingern einer Hand abzählen. Sie ist immer mit einem Au-pair-Mädchen zusammen, und das scheint alle sechs Monate oder so zu wechseln.« Er sah seine Frau an, und diese nickte beinahe unmerklich. »Ich will ja nicht schlecht über andere Leute reden, aber sie kamen mir nicht wie besonders fürsorgliche Eltern vor.«

»Verstehe.« Nightingale nahm sein Feuerzeug und die Zigaretten aus seiner Manteltasche und reichte dem Polizisten den Mantel. »Setzen Sie sich doch, während ich hinausgehe und mit ihr rede«, sagte er zu den Wilsons.

Mr. Wilson half seiner Frau aufs Sofa, während Nightingale zur Glastür ging, die auf den Balkon hinausführte. Eigentlich war es eine Terrasse mit Terrakotta-Fliesen und genug Platz für ein rundes, weißes Metalltischchen, vier Stühle und mehrere Töpfe mit blühenden Sträuchern. Darum herum lief eine hüfthohe Mauer.

Die Tür glitt auf, und Nightingale hörte Verkehr in der Ferne und das Rauschen von Polizeifunkgeräten. Er trat langsam hinaus und blickte nach rechts.

Das kleine Mädchen saß auf der Mauer des Nachbarbalkons. Sie hielt eine Barbiepuppe in der Hand und schien ihr etwas zuzuflüstern. Weißes Sweatshirt mit einem blauen Baumwollrock und silberfarbene Turnschuhe mit blauen Sternen darauf. Porzellanweiße Haut und schulterlanges, blondes Haar, auf einer Seite hinters Ohr gesteckt.

Zwischen Nightingales Terrasse und der Terrasse, wo sie saß, klaffte ein Spalt von etwa zwei Metern. Nightingale überlegte sich, dass er es schaffen könnte, hinüberzuspringen, aber nur im äußersten Notfall. Er ging langsam zum Rand der Terrasse und stellte sich neben eine hohe, schmale Konifere in einem Betontopf. In der Ferne war die Themse zu erkennen. Das Kind schien ihn nicht bemerkt zu haben, aber Nightingale wusste, dass sie gehört haben musste, wie die Tür aufging. »Hallo«, sagte er.

Sophie sah ihn an, sagte aber nichts. Nightingale blickte über die Themse hinaus, steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sein Feuerzeug an.

»Zigaretten sind ungesund«, sagte Sophie.

»Ich weiß«, erklärte Nightingale. Er steckte sie an und inhalierte tief.

»Man kann Krebs davon bekommen«, sagte Sophie.

Nightingale legte den Kopf zurück und blies zwei vollkommen runde Rauchringe in die Luft. »Ja, auch das weiß ich«, sagte er.

»Wie machen Sie das?«, fragte Sophie.

»Wie mache ich *was*?«

»Diese Ringe blasen.«

Nightingale zuckte die Schultern. »Man bläst einfach den Rauch aus und steckt dabei die Zunge ein bisschen heraus«, sagte er. Er lächelte freundlich und hielt ihr die Zigarette hin. »Willst du es mal versuchen?«

Sie schüttelte feierlich den Kopf. »Ich bin ein Kind, und Kinder können nicht rauchen. Und selbst wenn ich rauchen könnte, würde ich es nicht tun, weil man davon Krebs bekommt.«

Nightingale zog noch einmal an seiner Fluppe. »Heute ist ein wunderschöner Tag, nicht wahr?«, sagte er, die Augen wieder auf den Fluss gerichtet.

»Wer sind Sie?«, fragte Sophie.

»Ich heiße Jack.«

»Wie in *Jack und die Kletterbohne*?«

»Ja, aber ich habe meine Kletterbohne heute nicht dabei. Ich musste die Treppe nehmen.«

»Warum haben Sie nicht den Lift genommen?«

»Ich mag Lifts nicht.«

Sophie hielt sich die Puppe ans Ohr und runzelte die Stirn, als hörte sie aufmerksam zu. Dann nickte sie. »Jessica mag auch keine Lifts.«

»Ein hübscher Name – Jessica.«

»Jessica Lovely – so ist ihr ganzer Name. Wie heißen denn Sie mit vollem Namen?«

»Nightingale. Jack Nightingale.«

»Wie der Vogel?«

»Genau. Wie der Vogel.«

»Ich wünschte, ich wäre ein Vogel.« Sie drückte die Puppe an sich und starrte mit leerem Blick über den Fluss.

»Und ich wünschte, ich könnte fliegen.«

Nightingale blies noch zwei weitere Rauchringe. Diesmal behielten sie ihre Form weniger als eine Sekunde lang, bevor der Wind sie zerriss. »So viel Spaß macht es gar nicht, ein Vogel zu sein. Vögel können nicht fernsehen, sie haben nichts mit Videospielen am Hut und können nicht mit Puppen spielen. Und sie müssen vom Boden essen.«

Unten heulte eine Alarmsirene auf, und Sophie zuckte zusammen, als hätte jemand sie geschlagen. »Keine Angst«, sagte Nightingale. »Ist nur ein Feuerwehrrwagen.«

»Ich dachte, es wäre die Polizei.«

»Nein, die Polizeisirenen klingen anders.« Nightingale machte den Heulton nach, und Sophie kicherte. Er lehnte sich gegen die

Terrassenbrüstung. Er hatte sein Handy auf Vibrationsalarm gestellt und spürte, wie es in seiner Innentasche loslegte.

Er nahm es heraus und schaute aufs Display: Robbie Hoyle, einer seiner Vermittler-Kollegen, den er ebenfalls schon seit über einem Jahrzehnt kannte. Er war Inspector bei der Territorial Support Group, der Bereitschaftspolizei der Metropolitan Police, die im Ernstfall mit Schutzschilden, Gummiknüppeln und Tasern anrückte. Hoyle war ein großer Mann, weit über eins achtzig, und hatte den Körperbau eines Rugbyspielers, aber er hatte auch eine sanfte Stimme und war einer der fähigsten Verhandler der Met. »Entschuldigung, Sophie, ich muss abnehmen«, sagte er. Er drückte die grüne Taste. »Hi, Robbie.«

»Bin gerade eingetroffen. Soll ich hochkommen?«

»Ich glaube, das ist keine so gute Idee«, antwortete Nightingale. Wenn irgend möglich, arbeiteten die Vermittler am liebsten in Dreierteams. Einer redete dann, einer hörte zu und der Dritte sammelte Informationen, aber Nightingale sagte sich, dass zu viele Männer auf dem Balkon das kleine Mädchen nur erschrecken würden.

»Wie läuft es?«, fragte Hoyle.

»Ruhig«, antwortete Nightingale. »Ich ruf dich zurück, okay? Versuch, die Schaulustigen loszuwerden, aber behutsam.« Er beendete das Gespräch und steckte das Handy wieder ein.

»Sie sind ein Polizist, oder?«, fragte Sophie.

Nightingale lächelte. »Wie hast du das erraten?«

Sophie zeigte zu Colin Duggan hinunter, der die Augen gegen die Sonne beschirmend zu ihnen hochsah. Neben ihm stand Robbie Hoyle. »Dieser Polizist dort hat mit Ihnen gesprochen, als Sie aus dem Auto gestiegen sind.«

»Du hast mich ankommen sehen, nicht wahr?«

»Ich mag Sportwagen«, sagte sie. »Es ist ein MGB.«

»Das stimmt«, meinte Nightingale. »Ein alter. Wie alt bist du?«

»Neun«, antwortete sie.

»Tja, mein Wagen ist sechszwanzig Jahre alt. Was sagst du dazu?«

»Das ist alt«, gab sie zurück. »Sehr alt.«

»Da ist noch was, was Vögel nicht können«, meinte Nightingale. »Wann hast du zum letzten Mal einen Vogel Auto fahren sehen? Das können sie nicht. Keine Hände.«

Sophie presste die Puppe ans Ohr, als hörte sie ihr zu, nahm sie dann wieder weg und schaute Nightingale an. »Bekomme ich Ärger?«, fragte sie.

»Nein, Sophie. Wir wollen nur, dass es dir gut geht.«

Sophie zitterte plötzlich, als wäre ihr eiskaltes Wasser über den Rücken gelaufen.

»Das Mädchen, das sich um dich kümmert, wie heißt sie?«, fragte Nightingale.

»Inga. Sie kommt aus Polen.«

»Sie macht sich Sorgen um dich.«

»Sie ist dumm.«

»Warum sagst du das?«

»Sie weiß nicht mal, wie man die Mikrowelle richtig bedient.«

»Ich habe Mühe, meinen Videorekorder zu programmieren«, erzählte Nightingale.

»Videoplus«, sagte Sophie.

»Was?«

»Videoplus. Man gibt einfach nur die Nummer aus der Zeitung ein. Dann erledigt das Gerät es für einen. Das weiß doch jeder.«

»Hm, ich wusste es nicht.« Ein Windstoß wehte vom Fluss heran, und Sophie hielt ihren Rock mit einer Hand fest, damit er nicht hochwehte. Nightingale sah einen Moment lang die Prellung über einem Knie. »Was ist mit deinem Bein passiert?«, fragte er.

»Nichts«, antwortete sie rasch.

Zu rasch, dachte Nightingale. Er stieß eine Rauchwolke aus und vermied es, sie anzusehen. »Warum bist du heute nicht in die Schule gegangen?«

»Mummy hat gesagt, ich brauche nicht.«

»Bist du krank?«

»Nee, nicht so richtig.« Sie biss sich auf die Unterlippe und drückte ihre Puppe an sich. »Ich kriege Schwierigkeiten, oder?«

»Nein, bestimmt nicht«, antwortete Nightingale. Er machte eine Schwurhand. »Ehrenwort.«

Sophie zwang sich zu einem Lächeln. »Haben Sie Kinder?«

Nightingale warf seine Kippe weg und drückte sie mit dem Absatz aus.
 »Ich bin nicht verheiratet.«

»Man muss nicht verheiratet sein, um Kinder zu bekommen.« Tränen liefen ihr die Wangen hinunter.

»Was ist los, Sophie?«

»Nichts.« Sie schniefte und wischte sich die Augen mit der Puppe trocken.

»Sophie, lass uns reingehen. Hier draußen ist es kalt.«

Sie schniefte wieder, sah ihn aber nicht an. Nightingale begann sich auf die Brüstung hochzuziehen, aber sein Fuß scharrte über den Beton, und sie zuckte zusammen. »Kommen Sie nicht in meine Nähe«, sagte sie.

»Ich wollte einfach nur so sitzen wie du«, sagte Nightingale. »Ich habe das Stehen satt.«

Sie starrte ihn böse an. »Sie wollten rüberspringen«, sagte sie. »Sie wollten versuchen, mich zu packen.«

»Bestimmt nicht, ich schwör's«, log Nightingale. Er setzte sich hin und baumelte mit den Beinen, als hätte er keine Sorge auf der Welt, aber sein Herz hämmerte. »Sophie, was auch immer du für ein Problem hast, vielleicht kann ich dir ja helfen.«

»Keiner kann mir helfen.«

»Ich kann es versuchen.«

»Er hat gesagt, ich darf es niemandem erzählen.«

»Warum? Warum darfst du es niemandem erzählen?«

»Er hat gesagt, sie würden mich wegbringen. Mich in ein Heim stecken.«

»Dein Vater?«

Sophie drückte die Puppe ans Gesicht. »Er hat gesagt, sie würden mir die Schuld geben. Er hat gesagt, sie würden mich wegbringen und in ein Heim stecken. Und alle würden dann sagen, es wäre meine Schuld.«

Der Wind wehte ihren Rock wieder hoch. Die Prellung war gut zwölf Zentimeter lang. »Hat er das gemacht?«, fragte Nightingale.

Sophie schob ihren Rock herunter und nickte.

»Lass uns reingehen, Sophie – wir können mit deiner Mummy reden.«

Sophie schloss die Augen. »Sie weiß schon Bescheid.«

Nightingale zog sich der Magen zusammen. Seine Hände lagen mit der Handfläche nach unten auf der Brüstung, und seine Finger umklammerten den Beton, aber er hatte ein Gefühl, als stieße ihn etwas in den Rücken.

»Ich kann dir helfen, Sophie. Komm einfach rein, dann reden wir darüber. Ich kann dir helfen, ehrlich, das kann ich. Ehrenwort.«

»Sie können mir nicht helfen«, erklärte sie mit monotoner Stimme. »Das kann keiner.« Sie nahm ihre Puppe hoch, küsste sie auf den Kopf und glitt still und leise vom Balkon herunter.

Entsetzt warf Nightingale sich vor und streckte die rechte Hand nach ihr aus, obwohl er wusste, dass es nichts gab, was er tun konnte. »Sophie!«, schrie er. Ihr goldenes Haar peitschte durch den Wind, als sie lotrecht nach unten stürzte, die Puppe noch immer im Arm. »Sophie!« Im letzten Moment schloss er die Augen, aber er konnte das Geräusch nicht ausblenden, das sie beim Aufprall auf dem Boden machte, ein dumpfer, feuchter Schlag, wie wenn man mit einer nassen Decke gegen eine Wand schlägt.

Nightingale ließ sich von der Brüstung gleiten. Er steckte sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an und rauchte sie, während er mit an den Bauch gezogenen Beinen dahockte, den Rücken gegen den Beton gelehnt.

Der uniformierte Beamte, der ihn die Treppe hinaufbegleitet hatte, tauchte in der Balkontür auf. »Alles in Ordnung mit Ihnen, Sir?«

Nightingale beachtete ihn nicht.

»Sir, ist alles in Ordnung mit Ihnen?« Das Funkgerät des Polizisten knisterte, und eine weibliche Stimme bat ihn um einen Lagebericht.

Nightingale stand auf und schob ihn aus dem Weg.

»Sir, Ihr Mantel«, rief der uniformierte Kollege ihm nach.

Das ältere Ehepaar stand mitten im Wohnzimmer und hielt sich aneinander fest. Die beiden blickten Nightingale erwartungsvoll an, aber er stürmte wortlos an ihnen vorbei. Rannte die Treppe runter, drei Stufen auf einmal. Seine Finger fegten über den Handlauf, seine Schritte hallten von den Betonwänden wider.

In der Eingangshalle befanden sich zwei Sanitäter und ein halbes Dutzend uniformierte Beamte, die alle in ihre Funkgeräte sprachen. Duggan war auch dort und machte den Mund auf, um etwas zu sagen, aber

Nightingale brachte ihn mit ausgestrecktem Finger zum Schweigen und hastete an ihm vorbei.

Zwei Sanitärerinnen hockten bei der Leiche des kleinen Mädchens. Die jüngere weinte. Hinter den Sanitärerinnen standen vier Feuerwehrmänner in dicken, mit Reflexstreifen besetzten Jacken. Einer wischte sich mit dem Handschuhrücken Tränen aus den Augen. Nightingale wusste, dass hier nichts mehr zu tun war. Keiner überlebte einen Sturz aus dem dreizehnten Stock. Als er sich abwandte, sah er eine schimmernde Blutlache um die Leiche.

Hoyle stand neben einem uniformierten Beamten und sprach mit finsterner Miene in sein Handy. Er legte es weg, als Nightingale auf ihn zukam. »Superintendent Chalmers möchte, dass du zu ihm ins Büro kommst, Jack«, sagte er. »Jetzt sofort.«

Nightingale erwiderte nichts. Er fegte an Hoyle vorbei und eilte zu seinem MGB.

»Jetzt sofort, Jack. Er möchte dich sofort sehen.«

»Ich habe zu tun«, erklärte Nightingale.

»Er wird auch wollen, dass du den Psychofritzen aufsuchst«, sagte Hoyle, der hinter ihm hereilte. Das war nach einem Todesfall Standard.

»Ich brauche keinen Psychoheini«, knurrte Nightingale.

Hoyle legte Nightingale die Hand auf die Schulter. »Es war nicht deine Schuld, Jack. Es ist normal, dass du dich jetzt schuldig fühlst, dass es dir so vorkommt, als hättest du versagt.«

Nightingale starrte ihn wütend an. »Verschone mich mit deinem Mitgefühl und deinem Mitleid, Robbie. Ich brauche es nicht.«

»Und was soll ich Chalmers sagen?«

»Sag ihm, was du willst«, antwortete Nightingale und machte sich von Hoyle frei. Er stieg in seinen MGB und fuhr los.

Was später an jenem kalten Novembermorgen geschah, hängt davon ab, mit wem man darüber redet. Jack Nightingale hat nie darüber gesprochen und sich geweigert, die Fragen zu beantworten, die die beiden mit dem Fall betrauten Ermittlungsbeamten ihm stellten. Sie kamen von der internen Kontrollabteilung der Metropolitan Police und befragten ihn im Verlauf von drei Tagen mehr als achtzehn Stunden lang. Während der ganzen Zeit sagte er kein Wort über das, was geschehen war. Hätte man die beiden Detectives direkt gefragt, hätten sie geantwortet, sie seien sich ziemlich sicher, dass Nightingale Simon Underwood aus dem Fenster geworfen habe. Hätte man unter vier Augen mit ihnen geredet, hätten sie wahrscheinlich gesagt, sie hätten volles Verständnis für Nightingale und hätten wahrscheinlich dasselbe getan, wenn sich die Gelegenheit geboten hätte. Wie alle Polizisten in der ganzen Welt wussten sie, dass Pädophile immer Verbrecher blieben. Man konnte sie ins Gefängnis stecken, so dass sie nicht in die Nähe von Kindern kamen, oder man konnte sie töten, aber ihre Natur konnte man nicht verändern.

Die Autopsie des kleinen Mädchens hatte Anzeichen sexueller Aktivität ergeben, und an Bauch und Beinen waren Prellungen und Bissspuren. Ein forensischer Zahnexperte stellte beim Abgleich der zwei deutlichsten Bisswunden mit den Zahnarztunterlagen des Vaters eine Übereinstimmung fest. Ein Abstrich der Vagina des Kindes enthielt das Sperma des Vaters. Die Beweise waren eindeutig. Dem Gerichtsmediziner zufolge hatte er sie schon seit ein paar Jahren vergewaltigt. Die Ermittlungsbeamten konfrontierten die Mutter mit den Beweisen, aber die stritt ab, irgendetwas von dem Missbrauch gewusst zu haben. Sie glaubten ihr nicht.

Underwood hatte sich in einer Besprechung mit sechs Angestellten der Marketingabteilung der Bank befunden, als Nightingale im zwanzigsten Stock der Bank in Canary Wharf aus dem Treppenhaus kam. Er hatte einer jungen Empfangssekretärin seinen Polizeiausweis gezeigt und sie aufgefordert, ihm zu sagen, wo Underwood sich befand. Die Empfangssekretärin sagte später vor den Ermittlungsbeamten aus, Nightingale habe einen sonderbaren Ausdruck in den Augen gehabt. »Manisch«, sagte

sie. Sie hatte durch den Korridor auf Underwoods Büro gezeigt, und Nightingale war dorthin gegangen. Dann hatte sie den Sicherheitsdienst gerufen, aber als der eingetroffen war, war alles schon vorbei gewesen.

Nightingale war in Underwoods Büro gestürmt, doch der war nicht da gewesen. Seine entsetzte Sekretärin erklärte, ihr Chef sei in einem anderen Zimmer im selben Stock. Später berichtete sie den Ermittlungsbeamten, Nightingale sei eiskalt gewesen, und in seiner Stimme habe keinerlei Gefühlsregung gelegen. »Es war, als wäre er ein Roboter oder würde automatisch gesteuert oder so«, sagte sie.

Die sechs Zeugen, die sich mit Underwood in dem Besprechungszimmer befunden hatten, gaben unterschiedliche Beschreibungen ab. Einer sagte, Nightingale habe wahnsinnig ausgesehen, zwei wiederholten die Versicherung der Sekretärin, er sei eiskalt gewesen, zwei Frauen sagten, er habe verwirrt gewirkt, und die Senior-Marketing-Managerin sagte, er habe sie an den Terminator im zweiten Film erinnert, den Terminator, den Arnold Schwarzenegger zu töten versuchte. Die Ermittlungsbeamten wussten, dass persönliche Erinnerungen die unzuverlässigste Form von Beweisen waren, aber in einem waren sich alle Zeugen einig gewesen, nämlich darin, dass Nightingale sie aufgefordert hatte, den Raum zu verlassen, dass er die Tür hinter ihnen zugemacht hatte und dass ein paar Sekunden später ein wahnsinnig lautes Krachen ertönt war, als Simon Underwood durchs Fenster flog.

War er gestoßen worden? War er gestolpert? Hatte Nightingale ihn geschlagen und sein Sturz war ein Unfall gewesen? Hatte Underwood so unter seinen Schuldgefühlen gelitten, dass er sich aus dem Fenster gestürzt hatte? Die Ermittlungsbeamten konfrontierten Nightingale mit jedem möglichen Szenario und fügten auch noch ein paar unmögliche hinzu, aber Nightingale weigerte sich, irgendetwas zu sagen. Er sagte nicht einmal: »Kein Kommentar.« Er saß einfach nur da und sah die Ermittler mit einem Blick gelangweilter Gleichgültigkeit an. Sie fragten ihn mehrmals, ob er seinen Polizeigewerkschaftsvertreter hinzuziehen wolle, aber Nightingale schüttelte den Kopf. Er sprach nur, wenn er zur Toilette musste oder draußen eine Zigarette rauchen wollte.

In den ersten Tagen schrien die Zeitungen nach Nightingales Blut und zeterten über die Brutalität der Polizei, aber als ein mitfühlender

Angestellter im Büro des Coroners einem Journalisten der *Sunday Times* die Ergebnisse der gerichtsmedizinischen Untersuchung steckte und bekannt wurde, dass Underwood seine Tochter missbraucht hatte, wendete sich das Blatt und die Regenbogenpresse rief, man müsse Nightingale ehren statt ihn zu verfolgen. Die Unabhängige Polizeibeschwerdestelle schickte zwei weitere Ermittler, um mit ihm zu reden, aber denen begegnete er genauso verschlossen wie zuvor den Detectives von der internen Kontrolle. Die Beamten der Beschwerdestelle boten Nightingale einen Deal an: Wenn er ihnen sagte, Underwood sei gesprungen, werde es keine Strafverfolgung geben. Wenn er ihnen sagte, Underwood sei ausgerutscht und durchs Fenster gestürzt, werde es keine Strafverfolgung geben. Sie wollten einfach nur die Akte dieses Todesfalls schließen. Nightingale sagte gar nichts.

Es gab einige Polizisten in der Metropolitan Police, die meinten, Nightingale verhalte sich genau richtig, die Leute von der Beschwerdestelle und von der internen Kontrolle seien verlogene Arschlöcher, und was auch immer er sage, sie würden ihm einen Strick daraus drehen. Andere meinten, Nightingale sei ein ehrbarer Mann, er habe Underwood getötet und sei nicht bereit, deswegen zu lügen. Was auch immer der Grund war, was auch immer mit Underwood passiert war, Nightingale weigerte sich einfach, darüber zu reden, und nach einer Woche gaben die Ermittler auf.

Nightingale ging zu Sophies Beerdigung, hielt aber Abstand, da er die Familie in ihrer Trauer nicht stören wollte. Ein Fotograf einer der Sonntagszeitungen versuchte, ein Foto von ihm zu schießen, aber Nightingale packte seine Kamera und zerschmetterte sie an einem Grabstein. Er ging, bevor Sophies Sarg in die kalte, feuchte Erde hinabgelassen wurde.

Es wurden zwei Berichte über den Todesfall verfasst, einer von der internen Kontrolle und einer von der Beschwerdestelle. Beide erbrachten kein schlüssiges Ergebnis und kritisierten Nightingale, weil er nicht kooperiert hatte. Ohne seine Aussage konnte man unmöglich wissen, was genau an jenem Tag in dem Besprechungszimmer vorgefallen war. Zwei Augenzeugen hatten den Körper herunterstürzen sehen. Sie waren nah genug gewesen, um zu hören, wie Sophies Vater während des ganzen Sturzes »Nein!«, schrie, aber nicht nah genug, um zu sehen, ob er selbst gesprungen oder ob er gestoßen worden war. Man hatte die Aufnahmen

der Überwachungskameras im Empfangsbereich, die eindeutig Nightingales Eintreffen und Weggang zeigten, aber es hatte keine Videoüberwachung des Besprechungszimmers oder der Stelle gegeben, wo Underwood aufgeschlagen war. Beide Berichte gingen an die Staatsanwaltschaft in Ludgate, und dort wurde entschieden, dass die Beweislage nicht ausreichte, um ein Verfahren gegen Nightingale zu eröffnen.

Er war bis zur Veröffentlichung der Berichte vorläufig vom Dienst suspendiert worden, und dann wurde er ins Büro des Superintendent zitiert, der ihm sagte, dass seine Laufbahn zu Ende sei und dass es für alle das Beste sei, wenn er den Dienst von sich aus quittiere. Superintendent Chalmers hatte das Schreiben bereits aufgesetzt, und Nightingale unterschrieb es an Ort und Stelle, gab ihm seinen Polizeiausweis und verließ New Scotland Yard, um nie wieder dorthin zurückzukehren.

Sophies Mutter brachte sich zwei Wochen nach der Beerdigung um. Sie schluckte den Inhalt eines Fläschchens Schlaftabletten zusammen mit einer Handvoll Paracetamol und ließ einen Brief zurück, in dem stand, es tue ihr schrecklich leid, dass sie keine bessere Mutter gewesen sei.

Zwei Jahre später

Nightingale wusste, dass er träumte, aber er kam nicht aus dem Traum heraus. Er wusste, dass er nicht real die Treppe zum zwanzigsten Stock des Hochhauses in Canary Wharf hinaufstieg, wo Simon Underwood arbeitete. Erstens bewegte er sich zu langsam, und zweitens musste er sich nicht anstrengen, schwitzte weder noch keuchte er. Er trat aus dem Treppenhaus, zeigte seinen Polizeiausweis einer gesichtslosen Empfangssekretärin, die den Kopf schüttelte, aber nichts sagte, und ging dann lautlos durch einen Korridor zu Underwoods Büro, obgleich er wusste, dass der Banker nicht dort war. Dann folgte er mit lautem Herzklopfen, das von den Wänden widerhallte, einem weiteren Korridor zu einer Flügeltür. Sie sprang auf, und dort stand Underwood vor einer Gruppe von Anzugträgern. Sein Mund bewegte sich, doch es kam kein Laut heraus. Nightingale zeigte zur Tür, und die Anzugträger eilten hinaus und ließen ihn mit dem Banker allein. »Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, zischte Underwood, und seine Augen loderten vor Hass. Dann drehte er sich in Zeitlupe zu dem Panoramafenster hinter sich um.

Nightingale riss den Mund auf, um dem Mann etwas zuzubrüllen, doch sein Wecker klingelte, und er wachte schweißgebadet auf. Seit dem Tag, an dem Simon Underwood zu Tode gestürzt war, hatte er diesen Albtraum mindestens einmal pro Woche. Er tastete nach seinem Päckchen Marlboro und rauchte eine Zigarette bis zum Filter, bevor er aufstand und sich duschte.

Seine Wohnung lag im dritten Stock eines Hauses ohne Lift in Bayswater und hatte drei Zimmer, ein Bad und eine Küche, die er jedoch kaum benutzte. Im Erdgeschoss gab es ein chinesisches Restaurant, das eine köstliche Ente mit Nudeln servierte, und zur U-Bahn war es nur ein kurzer Weg. Nightingale hatte die Wohnung gekauft, als er zum Inspector befördert worden war, und in einundzwanzig Jahren würde sie ihm richtig gehören. Er mochte Bayswater. Hier herrschte Tag und Nacht reges Leben – es gab immer Leute auf der Straße und geöffnete Läden –, und wenn

ihm nach Joggen zumute war, lag der Hyde Park nur ein paar Minuten entfernt. Nicht dass er dieser Tage oft Lust zum Joggen hatte. Er ging nach unten, bestellte einen Costa-Kaffee, begab sich dann zu der Garage, in der er seinen MGB abstellte, und fuhr in die Nightingale-Privatdetektei. Die lag in South Kensington, wieder in einem Haus ohne Lift, diesmal aber über einem Friseur, der ihm einen fünfzigprozentigen Preisnachlass anbot, falls er sich die Haare von einem Auszubildenden schneiden ließ.

Nightingale traf kurz nach neun Uhr ein, und seine Sekretärin saß schon hinter ihrem Schreibtisch. Jenny McLean war Mitte zwanzig, hatte kurzes, blondes Haar und blaue Augen, die Nightingale immer an Cameron Diaz erinnerten. Jenny war kleiner als die Schauspielerin – und intelligenter. Sie war ans Cheltenham Ladies' College und dann nach Cambridge gegangen und sprach fließend Deutsch, Französisch und Japanisch. Ihre Familie besaß ein Landhaus mit fünfhundert Zimmern und zwölf Acres Land oder umgekehrt und jagte an Wochenenden Füchse und schoss Wildvögel. Nightingale hatte nicht die geringste Ahnung, warum Jenny für ihn arbeitete. Er hatte eine Anzeige in der Lokalzeitung aufgegeben, und sie war einfach von der Straße hereingekommen, ihren Lebenslauf in der Hand, und hatte ihm gesagt, sie habe schon immer für einen Privatdetektiv arbeiten wollen, sie könne tippen und kenne sich mit Microsoft Office aus. Anfangs hatte er sich gefragt, ob sie vielleicht eine Undercover-Agentin des Finanzamts war, die prüfte, ob seine Steuererklärung stimmte, aber inzwischen arbeitete sie seit über einem Jahr für ihn, und er wusste nicht, wie er ohne sie zurechtkommen sollte. Sie lächelte strahlend und nickte zur Tür seines Büros hinüber. »Mrs. Brierley ist schon da«, sagte sie.

»Kann es wohl gar nicht erwarten, die schlechten Nachrichten zu hören, hm?«, meinte Nightingale. Er mochte keine Scheidungsarbeit. Es gefiel ihm nicht, untreuen Ehemännern oder lasterhaften Ehefrauen zu folgen, und es gefiel ihm nicht, weinenden Frauen oder mit Gewalt drohenden Männern schlechte Nachrichten zu überbringen. Es gefiel ihm nicht, aber so bezahlte er seine Rechnungen, und er hatte viele Rechnungen zu bezahlen.

»Hätten Sie gerne einen Kaffee oder einen Tee, Mrs. Brierley?«, fragte er, als er sein Büro betrat.

Joan Brierley war Anfang fünfzig, eine füllige Frau mit gefärbtem, blondem Haar, zu viel Make-up und Falten um den Mund vom jahrelangen Rauchen. Sie lehnte ab und hielt ein Päckchen Benson & Hedges hoch. »Stört es Sie, wenn ich ...?«, fragte sie.

Nightingale schüttelte leicht den Kopf und zeigte ihr seine Marlboros. »Ich bin ebenfalls Raucher«, sagte er.

»Viele gibt es ja nicht mehr von uns«, bemerkte sie.

»Streng genommen ist das hier mein Arbeitsplatz, und so müsste ich mir eigentlich jedes Mal, wenn ich mir eine anstecke, tausend Pfund Strafe berechnen«, sagte Nightingale. »Zum Glück stört es meine Sekretärin nicht, sonst würde sie mich vor Gericht bettelarm machen.« Er streckte die Hand aus und steckte erst ihre Zigarette an und dann seine eigene.

»Am Telefon haben Sie gesagt, Sie hätten schlechte Nachrichten«, meinte Mrs. Brierley. »Er hat mich betrogen, nicht wahr?«

»Leider ja«, antwortete Nightingale.

»Ich wusste es«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Als Geld von unserem gemeinsamen Konto verschwunden ist, wusste ich Bescheid.«

»Ich habe die beiden gefilmt«, sagte Nightingale, »damit Sie es selbst sehen können. Ich bin ihnen zu einem Hotel gefolgt, aber er hat sie auch bei ihr zu Hause besucht, wenn ihr Mann nicht da war.«

»Sie ist verheiratet?«

Nightingale nickte.

»Warum sollte denn eine verheiratete Frau einer anderen den Mann stehlen?«, fragte Mrs. Brierley.

Das war eine Frage, auf die Nightingale keine Antwort wusste. »Ich habe seine Handyverbindungsnachweise. Er ruft sie drei- oder viermal täglich an und schickt ihr SMS.« Er schob ihr einen Stapel Fotokopien rüber. »Die Botschaften sind ziemlich eindeutig.«

Mrs. Brierley nahm sie in die Hand. »Wie haben Sie die bekommen?«

»Das ist leider ein Geschäftsgeheimnis«, antwortete er. Er hatte in fast allen Mobilfunkunternehmen Kontakteleute sitzen, die bereit waren, ihm alles zu geben, was er brauchte, natürlich zu einem entsprechenden Preis.

Sie überflog die Seiten. »Er liebt sie?«, zischte sie. »Er ist jetzt seit vierundzwanzig Jahren mit mir verheiratet, und er liebt sie?«

Nightingale trat zu seinem DVD-Spieler und schob eine Diskette ein. Dann setzte er sich wieder, während Mrs. Brierley auf den Bildschirm schaute. Kameratechnisch machte die Aufnahme nicht viel her, aber Nightingale war engagiert worden, um einen Mann zu überwachen, nicht um einen Hollywoodfilm zu drehen. Die erste Aufnahme hatte er hinter einem Baum hervor gemacht. Brierley kam in seinem dunkelblauen Toyota an, ein nichtssagender Mann in einem nichtssagenden Auto. Mit federnden Schritten ging er zum Empfangstresen des Hotels, in der Hand eine Tragetasche eines nahe gelegenen Spirituosenengeschäfts. Nightingale hatte es geschafft, näher an den Hoteleingang heranzukommen, und hatte Brierley dabei gefilmt, wie er sich anmeldete und einen Schlüssel erhielt.

Der nächste Filmabschnitt zeigte die eintreffende Frau. Er hatte sie beim Parken ihres BMWs gefilmt und war ihr zum Eingang gefolgt. Wie Brierley, so blickte auch sie sich nicht um und war eindeutig unbesorgt, dass ihr jemand folgen könnte.

Mrs. Brierley starrte auf den Bildschirm, der Mund ein schmaler Strich.

Die letzte Aufnahme zeigte Mr. Brierley und die Frau, die das Hotel gemeinsam verließen. Er brachte sie zu ihrem Auto, küsste sie und ging dann zu seinem Toyota.

Nightingale stellte den DVD-Spieler mit der Fernbedienung aus. »Ihr Mann hat bar bezahlt, aber ich habe eine Kopie der Quittung.« Er schob sie seiner Klientin über den Tisch hinweg zu, aber die starrte noch immer den leeren Bildschirm an, die brennende Zigarette zwischen den Fingern. »Der Name der Frau lautet Brenda Lynch. Sie ist ...«

»Ich weiß, wer sie ist«, sagte Mrs. Brierley.

»Sie kennen sie?«

»Sie ist meine Schwester.«

Nightingale blieb der Mund offen stehen. »Ihre Schwester?«

»Wussten Sie das nicht?«, fragte Mrs. Brierley. Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Sie sind mir ja ein schöner Detektiv. Lynch ist mein Mädchenname.« Sie zog lang an ihrer Zigarette, behielt den Rauch in der Lunge und atmete ihn dann langsam aus.

»Es tut mir leid«, sagte Nightingale.

Sie wischte seine Entschuldigung beiseite, als wäre sie ein lästiges Insekt. »Wie viel schulde ich Ihnen, Mr. Nightingale?«

»Miss McLean draußen hat Ihre Rechnung«, antwortete Nightingale.

Mrs. Brierley drückte den Rest ihrer Zigarette im Aschenbecher auf seinem Schreibtisch aus.

»Tut mir leid«, wiederholte Nightingale.

»Es gibt nichts, was Ihnen leidtun müsste«, sagte sie und stand auf. »Sie haben sehr professionelle Arbeit geleistet, Mr. Nightingale.« In ihren Augen standen Tränen. »Vielen Dank.«

Nightingale machte ihr die Tür auf. »Mrs. Brierley hätte gerne die Rechnung, Jenny«, sagte er.

»Hier ist sie«, sagte Jenny und reichte sie ihr. Mrs. Brierley holte ihr Scheckbuch hervor, während Nightingale in sein Büro zurückging.

Er ließ sich auf seinen Stuhl fallen und drückte den Rest seiner Zigarette aus. Auch wenn er den Leuten nicht gerne schlechte Nachrichten überbrachte, gehörte es doch zu seinem Job. Wenn ein Ehemann oder eine Ehefrau den Verdacht hegte, dass der Partner etwas laufen hatte, lag er in neunundneunzig Prozent von hundert richtig. In Mrs. Brierleys Fall waren die Warnhinweise unerwartete Abbuchungen vom gemeinsamen Girokonto gewesen, häufige abendliche Abwesenheit ihres Mannes, der dann angeblich im Büro war, und eine neue Rasierwassermarkte im Bad. Nightingale bemerkte, dass sie die Unterlagen des Mobilfunkanbieters und die Hotelquittung liegen gelassen hatte und wollte ihr schon nachlaufen, überlegte es sich aber anders – vielleicht wollte sie diese Papiere ja gar nicht. Er fragte sich, was sie nun, da sie die Wahrheit wusste, tun würde. Sie würde sich sicherlich von ihrem Mann scheiden lassen und wahrscheinlich auch die Familie ihrer Schwester zerstören. Sie hatte drei Kinder, und zwei von ihnen lebten noch zu Hause, daher würde sie wahrscheinlich das Haus behalten, und Mr. Brierley würde irgendwo in einer Mietwohnung landen, entweder mit oder ohne die Gesellschaft seiner Schwägerin.

Nightingale wandte sich wieder seinem Schreibtisch zu und begann *Metro* zu lesen, die kostenlose Zeitung, die Jenny mitgebracht hatte. Kurz darauf hörte er, wie Mrs. Brierley ging. Es klopfte leise an seiner Tür, und Jenny kam herein. Sie brachte einen Becher Kaffee. »Du kannst wohl Gedanken lesen«, sagte er.

»Das ist nicht schwierig«, erwiderte sie. »Du verlangst nicht viel vom Leben. Currygerichte, Zigaretten und Kaffee.«

»Das Frühstück der Sieger«, gab er zurück.

Sie schenkte ihm Kaffee ein. »Sie hat es recht gut weggesteckt, oder?«

»Sie hat geweint, und das ist ein gutes Zeichen. An Messer, Hämmer und schauerliche Schreckenstaten denke ich immer erst, wenn sie ganz still werden.«

»Ich habe ihr die Karte eines guten Scheidungsanwalts gegeben.«

»Das war nett von dir.« Nightingale trank einen Schluck Kaffee. Jenny kochte großartigen Kaffee.

Sie kaufte die Bohnen in einem Laden in Mayfair und mahlte sie selbst.

»Sie hat mir leidgetan«, sagte Jenny und setzte sich auf seine Schreibtischkante.

»Jeder Fall hat zwei Seiten«, gab Nightingale zurück. »Wir bekommen immer nur die Seite desjenigen zu sehen, der uns bezahlt.«

»Trotzdem«, beharrte Jenny.

»Vielleicht hat sie ihm das Leben zur Hölle gemacht. Vielleicht war die Schwester nett zu ihm. Vielleicht hat sie ihn ihre Strümpfe und Strapse tragen lassen und seine Frau nicht.«

»Jack ...« Jenny schüttelte den Kopf.

»Ich will damit nur sagen, dass man kein Mitleid mit den Klienten haben darf. Das sind einfach nur Aufträge.«

»Apropos Auftrag, ein Anwalt in Surrey möchte dich sehen.« Sie reichte ihm einen Zettel mit einer Notiz.

Nightingale sah sich die Nachricht an. »Kann er uns die Informationen nicht einfach per E-Mail schicken?«

»Er bittet dich, ihn in seinem Büro aufzusuchen. Er hat Gicht und ist darum nicht sonderlich mobil. Ich dachte, es würde dich nicht stören, da du im Moment nicht viel zu tun hast.«

Nightingale warf ihr ein angespanntes Lächeln zu. Sie brauchte ihn nicht zu erinnern, wie mager es derzeit mit Aufträgen aussah. »Dieser Ort, Hamdale. Von dem habe ich noch nie gehört.«

»Ich habe die Postleitzahl. Du kannst das GPS auf deinem Handy benutzen.«

»Du weißt doch, dass ich es nie schaffe, das zu programmieren.«

Jenny streckte lächelnd die Hand aus. »Ich mach das für dich, du Lud-dite.« Nightingale gab ihr sein Nokia, und sie tippte die Adresse ein. »Das wird schon klappen«, sagte sie.

»Und wie komme ich zurück?«

»Markiere deine Spur mit Brotkrumen«, sagte sie und glitt vom Schreibtisch herunter. »Wenn du jetzt losfährst, solltest du um vierzehn Uhr da sein.«

Fluchend und mit zusammengekniffenen Augen schaute Nightingale auf das GPS-Display seines Handys. Die Herbstsonne spiegelte sich darin, und er erkannte den angezeigten Weg nicht. Er spähte durch die Windschutzscheibe und sah weiter vorn ein Hinweisschild. Er bremste. Dort stand ›Hamdale 5‹, und der Pfeil wies nach links.

Das Handy steckte er in die Tasche und folgte dem Schild. Hamdale war ein Dorf, nur ein paar Häuser um ein strohgedecktes Pub und ein halbes Dutzend Geschäfte. Das Büro des Anwalts lag zwischen einer Konditorei und einer Poststelle. Beiderseits der Straße war eine durchgezogene, gelbe Linie, und so wendete Nightingale und stellte den MGB auf dem Parkplatz des Pubs ab.

Als er die Tür öffnete, läutete eine Glocke, und eine grauhaarige Sekretärin blickte von einer elektrischen Schreibmaschine auf. Sie sah ihn über den Rand ihrer goldgerahmten Brille hinweg an. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

»Jack Nightingale.« Er blickte auf den Zettel, den Jenny ihm gegeben hatte. »Ich möchte Mr. Turtledove sprechen.«

»Ah, er erwartet Sie schon«, sagte die Frau. »Ich sage ihm, dass Sie da sind. Hätten Sie gerne eine Tasse Tee?«

»Nicht nötig, vielen Dank.«

Sie legte beide Hände auf den Tisch und stemmte sich stöhnend hoch, doch in dem Moment öffnete sich die Tür zum Hauptbüro, und sie ließ sich wieder auf ihren Stuhl niedersinken. »Ich wollte Mr. Nightingale gerade zu Ihnen bringen«, sagte sie.

Der Mann, der aufgetaucht war, war in den Sechzigern. Beinahe kahl, hängende Wangen und wässrige Augen. Er trug einen dicken Tweedanzug und stützte sich auf einen Holzspazierstock. Er war einen guten Kopf kleiner als Nightingale und lächelte ihn mit gelblichen Zähnen an, während er ihm die Hand reichte. Nightingale schüttelte sie vorsichtig, da er Angst hatte, ihm die Knochen zu brechen, aber Turtledoves Händedruck war trügerisch fest. »Kommen Sie doch bitte herein«, sagte er.

Das Büro war eine Schuhschachtel, und das kleine Fenster bot einen Blick in den Hinterhof. Die Wände waren vom Boden bis zur Decke mit juristischen Fachbüchern vollgestellt, und es herrschte ein feuchter, staubiger Geruch, der Nightingale an den Verschlag erinnerte, in dem er als Kind seine Höhle gebaut hatte. Vor dem Schreibtisch standen zwei Stühle. Beide waren unter Stapeln staubiger Akten begraben, die mit rotem Band zusammengebunden waren. »Legen Sie die bitte auf den Boden«, sagte der Anwalt, humpelte um seinen Schreibtisch herum und setzte sich in einen hochlehnigen Ledersessel. Er lehnte den Stock hinter sich an das Fensterbrett und wandte sich dann mit düsterer Miene Nightingale zu. »Zuerst möchte ich Ihnen sagen, wie leid mir Ihr Verlust tut«, erklärte er.

Nightingale legte die Akten wie gebeten weg und setzte sich. »Mein Verlust?«, fragte er.

»Ihr Vater.«

»Mein Vater?« Nightingale hatte keine Ahnung, wovon der Anwalt sprach. Er nahm die Brieftasche heraus und reichte Turtledove eine seiner Visitenkarten. »Ich bin Jack Nightingale. Ich bin wegen eines Auftrags hier.«

Turtledove suchte stirnrunzelnd nach seiner Brille und merkte, dass er sie in die Stirn geschoben hatte. Er rückte sie herunter, las die Karte und lächelte Nightingale dann freundlich an. »Ich habe keinen Auftrag für Sie, Mr. Nightingale. Ich bedaure das Missverständnis. Ich bin der Testamentsvollstrecker Ihres Vaters.«

Nightingale zog die Augenbrauen hoch. Jetzt war er sogar noch verwirrt. »Die Erbschaft meiner Eltern wurde vor über einem Jahrzehnt abgewickelt.«

Turtledove brummte etwas Missbilligendes. Er ging einen Stapel Akten auf seinem Schreibtisch durch und zog eine heraus. »Ihr Vater ist vor drei Wochen gestorben«, sagte er.

»Meine Eltern sind ein paar Tage nach meinem neunzehnten Geburtstag bei einem Autounfall ums Leben gekommen«, entgegnete Nightingale. Es war ein sinnloser Unfall gewesen. Sie hatten vor einer roten Ampel gehalten, und ein Lastwagen war von hinten in sie hineingebrettert. Das Auto seiner Eltern war bei dem Aufprall in Flammen aufgegangen, und dem jungen Polizisten zufolge, der Nightingale die schlechte Nachricht

überbracht hatte, waren seine Eltern sofort gestorben. Im Laufe der Jahre hatte Nightingale begriffen, dass der Beamte das gesagt hatte, um die Nachricht erträglicher zu machen. Höchstwahrscheinlich waren sie in den Flammen umgekommen, schreiend vor Schmerzen. Polizisten mussten lügen – oder die Wahrheit zumindest verbiegen –, um schlechte Nachrichten weniger schmerzhaft zu machen. Aus Erfahrung wusste er, dass die Opfer bei Autounfällen nur selten sofort starben. Meistens war das Ganze mit Qualen, Blut und Schmerzensschreien verbunden.

»Ihre Adoptiveltern«, sagte Turtledove mit wissendem Nicken. »Bill und Irene Nightingale.«

»Ich bin kein Adoptivkind«, entgegnete Nightingale. »Die beiden waren meine Eltern – ihre Namen stehen auf meiner Geburtsurkunde. Und sie haben nie gesagt, dass ich adoptiert worden sei.«

»Das mag ja sein, aber die beiden waren dennoch nicht Ihre leiblichen Eltern.« Er klappte die Akte auf und nahm ein Blatt heraus, das er Nightingale über den Schreibtisch hinweg reichte. »Das hier sind Ihre Daten, oder? Stimmen das Geburtsdatum, die Sozialversicherungsnummer, die von Ihnen besuchten Schulen und die Universität?«

Nightingale überflog das Blatt. »Das bin ich«, sagte er.

»Dann war Ihr Vater Ainsley Gosling, und es ist mir zugefallen, sein Testament zu vollstrecken.« Er lächelte. »Gerade ist mir aufgefallen, dass ich ein Turtledove bin, Sie ein Nightingale, und dass Ihr Vater ein Gosling war. Lauter Vögel. Was für ein Zufall.«

»Nicht wahr«, gab Nightingale zurück. »Aber ich habe noch nie von diesem Ainsley Gosling gehört. Und ich bin mir verdammt sicher, dass ich kein Adoptivkind war.«

»Sie sind bei der Geburt adoptiert worden, was wohl der Grund dafür ist, dass die Namen Ihrer Adoptiveltern auf der Geburtsurkunde stehen. Heute wäre das natürlich undenkbar.«

»Das ist doch Stuss«, knurrte Nightingale.

Turtledove presste die Lippen zusammen. »Es ist nicht nötig, ausfallend zu werden, Mr. Nightingale. Ich begreife, dass das ein Schock für Sie ist, aber ich bin nur der Überbringer der Nachricht. Keiner hat mir gesagt, ob Sie wussten, dass Mr. Gosling Ihr leiblicher Vater war.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Nightingale. »Wenn er mein Vater war oder ist, wer ist dann meine Mutter?«

»Leider ist mir diese Information nicht bekannt.«

Nightingale angelte sein Päckchen Marlboro heraus. »Darf ich rauchen?«

»Leider nicht«, sagte Turtledove. »Es verstößt gegen das Gesetz, an einem Ort zu rauchen, wo Menschen arbeiten.«

»Ja, ich weiß«, meinte Nightingale.

Er steckte die Zigaretten wieder ein. »Wie ist er denn gestorben, dieser Gosling?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Turtledove. »Der Fall wurde mir von einem anderen Anwalt übertragen, einer Kanzlei in London. Man sagte mir, Mr. Gosling sei verstorben und ich solle das Testament vollstrecken.«

»Das ist ein bisschen ungewöhnlich, oder?«

»Sehr«, antwortete Turtledove. »Ich hatte nie mit Mr. Gosling zu tun, und ich bin ihm auch nie begegnet. Man hat mir einfach nur sein Testament und Ihre Daten geschickt und mich beauftragt, Sie als seinen einzigen Erben zu kontaktieren.«

»Aber ist es nicht normalerweise so, dass der Anwalt, der das Testament erstellt hat, auch den Nachlass verwaltet?«

»Natürlich«, antwortete Turtledove. »Aber da ich hier vor Ort wohne, hat man wohl angenommen, dass ich es dann näher zum Haus habe. Aber wie Sie schon sagten, es ist ungewöhnlich.«

»Haus? Was für ein Haus?«

Turtledove nahm das Testament aus der Akte und reichte es Nightingale. »Geld ist leider nicht viel vorhanden, aber es gibt eine nennenswerte Immobilie, einen Landsitz namens Gosling Manor. Er liegt etwa sechs Meilen von Hamdale entfernt.« Er zog eine Schublade auf und reichte Nightingale einen Schlüsselring mit zwei Schlüsseln daran. »Sie müssen hier noch einige Unterschriften leisten, und dann gehört alles Ihnen. Ich habe hier eine Landkarte, auf der das Haus markiert ist.«

»Geheimzahl für die Alarmanlage?«

»Es gibt wohl keine.«

Nightingale steckte Schlüssel und Landkarte in seine Manteltasche. »Sie sagten, es sei Bargeld vorhanden?«

»Ein paar hundert Pfund«, antwortete Turtledove. »Wir müssen das Haus schätzen lassen, für den Fall, dass es der Erbschaftssteuer unterliegt.«

»Sie meinen, ich muss dafür bezahlen?«

»Das hängt von seinem Wert ab. Aber wenn erst einmal eine Schätzung Ihrer Steuerschuld vorliegt, werden Sie die mit ziemlicher Sicherheit auch begleichen müssen. Der Tod und die Steuer sind die einzigen beiden Gewissheiten im Leben, wie Mark Twain einmal gesagt hat. Oder war es Benjamin Franklin?« Er führte die Hand zur Stirn. »Mein Gedächtnis ist einfach nicht mehr das, was es einmal war.«

»Sie wissen nicht, wie viel das Haus wert ist?«

Der Anwalt blickte Nightingale über seine Brille hinweg an. »Ich bin nur der Beauftragte, ich habe das Haus nicht selbst gesehen. Man hat mir einfach nur gesagt, dass es sich um eine bedeutende Immobilie handelt.«

»Mr. Turtledove, das alles ist sehr ungewöhnlich, oder?«

»Mr. Nightingale«, gab der Anwalt zurück. »So einen Fall hatte ich noch nie.«

Nightingale fuhr langsam die schmale Landstraße entlang. Der Himmel hatte sich zugezogen, während er im Büro des Anwalts gewesen war, und es hatte zu regnen begonnen. Die Scheibenwischer hinterließen beim Hin- und Herwischen fettige Streifen auf dem Glas. Er blickte auf die Landkarte hinunter, die Turtledove ihm gegeben hatte. Als er aufschaute, bog plötzlich ein Traktor vor ihm auf die Straße ein, und er machte eine Vollbremsung. Auf der nassen Straße griffen die Reifen nicht, und der Wagen schlitterte nach rechts. Nightingale brachte das Schleudern durch mehrmaliges Pumpen mit dem Bremspedal unter Kontrolle und kam schließlich nur wenige Zentimeter hinter dem Traktor zum Stehen. Der Fahrer trug Kopfhörer und nickte im Rhythmus zur Musik mit dem Kopf; ihm war gar nicht bewusst, dass er Nightingale um ein Haar ins Jenseits befördert hätte. Während Nightingale dasaß, die Hände aufs Steuerrad gelegt und mit hämmerndem Herzen, donnerte der Traktor davon, eine schwarze Rauchfahne hinter sich herziehend. Nightingale wurde bewusst, dass er unkonzentriert gefahren war. Er hatte zu angestrengt über seine Begegnung mit dem Anwalt nachgedacht.

Die Sache ergab keinen Sinn. Nightingale hatte nie den Verdacht gehegt, Bill und Irene Nightingale wären nicht seine richtigen Eltern. Selbst der Ausdruck »richtige Eltern« klang falsch. Natürlich waren sie seine richtigen Eltern. In jeder seiner Kindheitserinnerungen waren sie da – seine Mutter hatte ihn das Alphabet gelehrt, sein Vater hatte ihm das Fahrradfahren beigebracht, sie hatten geklatscht, wenn er die Kerzen auf seinem Geburtstagskuchen ausblies, und da war der Stolz in ihren Gesichtern gewesen, als er ihnen sagte, er sei vom King's College, London angenommen worden. Mit Tränen in den Augen hatte Nightingales Vater ihm gesagt, er sei das erste Familienmitglied, das je zur Universität gegangen sei. Nightingale war sich sicher, wenn er wirklich ein Adoptivkind gewesen wäre, hätten seine Eltern das nicht vor ihm verborgen.

Nightingale holte tief Luft, um sich zu beruhigen, legte den ersten Gang ein und fuhr wieder los. Zu seiner Rechten lag ein vor kurzem gepflügte Feld, und zu seiner Linken zog sich eine zwei Meter hohe Steinmauer

entlang. Weiter vorn sah er eine Unterbrechung in der Mauer und einen großen, runden Metallspiegel, der an einem Baum befestigt war. Er fuhr langsamer.

Er entdeckte ein Metalltor und ein Schild: Gosling Manor. Er hielt vor dem Tor und stieg aus dem MGB. Auf der anderen Seite schlängelte sich ein schmales, asphaltiertes Sträßchen nach rechts in einen dichten Wald hinein. Es waren überwiegend Laubbäume, die ihre Blätter zum größten Teil abgeworfen hatten und deren nackte Äste sich wie Skelette in den grauen Novemberhimmel reckten. Die Torflügel waren mit einer dicken Kette und einem Vorhängeschloss aus Messing verschlossen. Nightingale nahm die Schlüssel heraus, die Turtledove ihm gegeben hatte. Der eine passte ins Vorhängeschloss. Er zog die Kette heraus, stieß die Torflügel auf und stieg wieder in seinen Wagen.

Langsam folgte er dem Sträßchen, das erst eine Kurve nach rechts und dann eine nach links machte. Als der Wald lichter wurde, erblickte er ein Haus und hielt den Wagen an. Es war ein herrschaftliches Wohnhaus von der Art, wie man es auf dem Titelbild der Zeitschrift *Country Life* sieht, oder auf einer Schachtel Pralinen, die man einem älteren Verwandten zu Weihnachten schenkt. Das Haus war zum größten Teil aus Sandstein erbaut, mit einem Obergeschoss aus verwittertem Backstein, zwei Stockwerke hoch und hatte ein steiles Ziegeldach von beinahe derselben Farbe wie die Backsteine, aus dem vier mächtige Schornsteine emporragten, die dem Ganzen den Anstrich eines Ozeandampfers gaben. Leuchtend grüner Efeu war an den Mauern hochgezogen worden und reichte von unten bis zum Dach. Die Hauptranken waren so dick wie das Handgelenk eines Mannes. Auch der Eingang war von Efeu umwachsen, eine schwere Eichentür mit reich verzierten, schwarzen Angeln. Die Fensterrahmen waren weiß gestrichen, und links vom Hauptgebäude stand eine Backsteingarage mit vier Türen, ebenfalls weiß gestrichen, und einem zum Haupthaus passenden Ziegeldach. Links vom Haus schienen ein großartiger Wintergarten und dahinter noch ein weiterer Flügel nachträglich angebaut worden zu sein. Das Haus wirkte irgendwie so, als wäre es nicht gebaut worden, sondern aus dem Boden gewachsen, als hätte es sich als ein lebendes, atmendes Wesen aus der Erde geschoben.

Nightingale fuhr langsam darauf zu. Das Sträßchen führte zu einem Parkplatz, der groß genug für mehrere Dutzend Fahrzeuge und jetzt mit totem Laub übersät war. In seinem Zentrum stand ein wuchtiger Steinbrunnen mit einer von Delphinen und Fischen begleiteten Meerjungfrau als Schmuckstück in der Mitte; es war kein Wasser darin. Nightingale parkte den MGB und stieg aus. Er schaute zu dem Sträßchen zurück, das im Wald verschwand. Von der Landstraße war nichts zu sehen, und es gab keine anderen Geräusche als Vogelgesang und gelegentliches Hundegebell in der Ferne. Er wandte sich wieder dem Haus zu. »Und das gehört mir, alles mir«, brummte er in sich hinein. Als Turtledove ihm die Schlüssel gegeben hatte, hatte Nightingale angenommen, es müsse sich um irgendeinen Fehler handeln, aber als er jetzt dastand und das riesige Haus betrachtete, wurde ihm klar, dass solche Fehler nicht passierten – einen Landsitz im Wert von mehreren Millionen Pfund erhielt man nicht versehentlich. Es waren gewiss Überprüfungen angestellt worden, und das Haus konnte nur ihm gehören, wenn Ainsley Gosling tatsächlich sein Vater gewesen war.

Von dem Gedanken, dass seine Eltern ihn so vollkommen belogen hatten, schwirrte ihm der Kopf. Wenn er wirklich adoptiert worden war, konnten sie das Geheimnis doch gewiss nicht für sich behalten haben. Andere Familienmitglieder mussten Bescheid gewusst haben – Babys tauchten nicht einfach so aus dem Nichts auf. Er nahm sein Handy heraus, scrollte durch sein Adressbuch und rief seinen Onkel Tommy an. Seit Weihnachten, als er nach Altrincham gefahren war, um den Feiertag mit Onkel und Tante zu verbringen, hatte er nicht mehr mit ihm gesprochen.

Seine Tante nahm ab. »Tante Linda? Hier ist Jack.«

Es folgte ein Moment des Zögerns, als wüsste sie nicht recht, wer Jack war, und dann schrie sie beinahe auf: »Jack!«

»Hi, wie geht es?«

»Jack, ich freu mich so, von dir zu hören. Ist alles in Ordnung?«

»Alles bestens. Und Onkel Tommy, wie geht es ihm?« Er blickte sich beim Reden um und runzelte die Stirn, als er halb versteckt im Efeu über der Haustür eine Überwachungskamera entdeckte.

»Er ist mit dem Hund spazieren gegangen. Es wird ihm schrecklich leidtun, dass er deinen Anruf verpasst hat. Wie läuft die Arbeit? Bist du noch immer nicht verheiratet?«

»Nein, ich bin noch nicht verheiratet.« Jack lachte. »Schau mal, ich weiß, dass das so unvermittelt eine sonderbare Frage ist, aber weißt du zufällig, ob ich adoptiert worden bin?« Er entdeckte eine weitere Überwachungskamera, die an einem der Kamine angebracht war, und eine dritte auf dem Wintergarten. Es folgte ein langes Schweigen, und einen Moment lang glaubte Nightingale, die Verbindung sei abgebrochen. »Tante Linda, hast du mich verstanden?«

»Was für eine Frage, Jack. Beinahe ein Jahr lang haben wir nichts von dir gehört, und dann stellst du so eine Frage.«

»Ich weiß, es tut mir leid, aber etwas sehr Eigenartiges ist passiert. Du müsstest Bescheid wissen, oder? Du müsstest doch Bescheid wissen, wenn ich adoptiert worden wäre?«

»Jack, ich kann nicht ...«

»Was kannst du nicht, Tante Linda?«

Wieder folgte ein langes Schweigen.

»Tante Linda?«

»Jack, das ist wirklich etwas, worüber du mit deinem Onkel sprechen musst.«

»Warum kannst du es mir denn nicht sagen?«

»Weil Onkel Tommy der Bruder deines Vaters ist – er ist der Blutsverwandte. Ich bin nur Tommys Frau. Du musst mit ihm sprechen.«

»Tante Linda?«

»Ich muss jetzt los, Jack. Ich sag deinem Onkel, dass er dich zurückrufen soll. Also, mach's gut.« Sie legte auf.

Nightingale steckte das Handy ein. Sie hatte nervös geklungen, sogar verängstigt, und er hatte nie zuvor erlebt, dass seine Tante vor irgendetwas Angst hatte. Er trat zurück und musterte die Front des Hauses; dabei entdeckte er noch drei weitere Überwachungskameras. Er nahm die Schlüssel heraus, die Turtledove ihm gegeben hatte, und ging zur Tür. Dort gab es zwei Schlösser, die sich mit demselben Schlüssel öffnen ließen. Die Tür knarrte, als er sie aufmachte. Er trat in eine Eingangshalle mit holzgetäfelten Wänden und einem Marmorboden. Ein riesiger Kronleuchter hing von

der Decke. Er blickte sich nach einer Alarmanlage um, sah aber keine, und es war auch kein Piepsen zu hören, das auf ein solches System hinwies. Es gab keine Möbel und auch keine Bilder oder Spiegel an den Wänden. Das Haus war leergeräumt worden, aber er konnte nicht wissen, ob da Profi-Einbrecher oder eine Räumungsfirma am Werk gewesen waren. Neben der Tür war ein Lichtschalter. Als Nightingale ihn umlegte, tat sich nichts. Er ging durch die Eingangshalle – die Sohlen seiner schwarzen Lederschuhe quietschten auf dem Marmorboden – und versuchte es mit einem anderen Lichtschalter, aber der funktionierte auch nicht.

Drei Eichentüren führten von der Eingangshalle weg. Nightingale stieß eine auf und trat in einen Raum von der Größe einer Basketballhalle mit einer gewölbten Decke und einem großen, offenen Kamin aus Marmor. Auch in diesem Raum befanden sich keine Möbel, und die Teppiche waren herausgenommen worden, so dass die Eichendielen freilagen. Stücke der Teppichunterlage klebten noch daran fest wie Hautschuppen, und am Rand entdeckte er vor den Fußbodenleisten die Metallklammern, mit denen der Teppich festgetackert gewesen war. Wer immer ihn entfernt hatte, hatte ihn einfach losgerissen.

Auf einer Seite blickte man durch eine Fensterreihe auf einen großen Ziergarten hinaus, dessen Büsche in der Form exotischer Tiere beschnitten waren. Nightingale sah eine Giraffe, einen Elefanten und mehrere Pferde, und dahinter war etwas, das wie ein Heckenlabyrinth aussah. Die Vorhänge waren abgenommen worden, aber die Vorhangstangen, an denen sie gehangen hatten, waren noch da. Nightingale runzelte die Stirn, als er in einer Ecke des Raums eine kleine Überwachungskamera entdeckte, die auf die Fenster gerichtet war. Er konnte verstehen, dass man im Außenbereich für Sicherheit sorgte, aber dass nun auch noch im Haus selbst Überwachungskameras hingen, kam ihm denn doch des Guten zu viel vor.

Er entdeckte etwas auf dem Kaminsims und ging über die knarrenden Dielen dorthin. Es war ein Umschlag, und sein Name war mit leicht unregelmäßigen Buchstaben darauf getippt. Als er die Hand danach ausstreckte, hörte er oben etwas krachen und zuckte zusammen. Er lauschte aufmerksam, hörte aber nichts mehr. Leicht irritiert nahm er den Umschlag in die Hand. Etwas rutschte darin herum. Er wollte ihn gerade

aufmachen, als er erneut ein Geräusch im Obergeschoss hörte, diesmal ein Kratzen, das ein oder zwei Sekunden andauerte. Er steckte den Umschlag in seine Jackentasche und ging auf Zehenspitzen zur Tür. Dort lauschte er, hörte aber nichts.

Die Treppe, die in einem Bogen nach oben führte, war aus Marmor, und er schlich sie lautlos hinauf. Er legte die Hand auf den hölzernen Pfosten des Treppengeländers und schaute mit gerecktem Hals um die Ecke. Die Wand zu seiner Linken war getäfelt, und es steckten messingne Bilderhaken darin, an denen einmal große Gemälde gehangen hatten.

Die Treppe führte auf einen Flur, der das Stockwerk der Länge nach durchmaß. Etwa alle vier Meter hing ein kleiner Kronleuchter von der Decke, eine Miniaturausgabe des Ungetüms unten in der Eingangshalle. Die linke Seite des Flurs lag oberhalb des Raums, in dem er eben gewesen war, und so ging er nach links, noch immer auf Zehenspitzen. An beiden Schmalseiten des Flurs waren Überwachungskameras angebracht und links und rechts gingen Türen ab. Vorsichtig öffnete er die erste Tür zur Linken. Das Zimmer war leer, auch hier waren die Vorhänge abgenommen worden. Er schloss die Tür leise und öffnete den Eingang gegenüber. Noch ein leeres Zimmer. Er zog die Tür zu und ging lautlos durch den Flur, lauschte aufmerksam an der nächsten Tür, bevor er die Hand auf den Messingtürgriff legte und ihn herunterdrückte. Dieses Zimmer war möbliert: Dort standen ein großes Himmelbett und ein grüner, lederner Ohrensessel. Dunkelgrüne Vorhänge waren mit Goldkordeln zusammengebunden. Das Bett war gemacht und sah nicht so aus, als hätte jemand darin geschlafen; das Bad war makellos sauber.

In weiteren neun Schlafzimmern sah er nach, die alle leer waren, dann ging er wieder nach unten. Dort lagen ein großes Esszimmer, ein Arbeitszimmer, ein weiterer Eingangsraum, eine riesige Küche, aus der alle Geräte entfernt worden waren, und eine Speisekammer mit Regalen. Selbst der Wintergarten war leer geräumt worden. Nightingale blickte nach draußen und sah über eine weite Rasenfläche auf einen See und einen Stall neben einem großen Paddock. Er schauderte. Überall im Haus waren gusseiserne Heizkörper angebracht, die Heizung lief allerdings nicht.

Er versuchte, die Tür des Wintergartens zu öffnen, aber sie war abgeschlossen, und er hatte keinen Schlüssel. Langsam ging er durch die

Küche in die Haupteingangshalle zurück. Er hörte ein leises Kratzen von oben. »Wenn du nach draußen willst, bevor ich abschließe, ist jetzt die richtige Zeit«, rief er. Das Kratzen hörte sofort auf. »Dumme Katze«, brummte Nightingale leise. Er öffnete die Eingangstür und keuchte auf, als er dort zwei Männer stehen sah. Er trat einen Schritt zurück, als sie auf ihn zukamen.

Sie trugen Uniformen, wie ihm jetzt auffiel, Polizeiuniformen, und der ältere der beiden war ein Sergeant. Der jüngere packte ihn am Arm. »Was machen Sie hier?«, fragte er. Nightingale war zu überrascht, um etwas zu sagen, und schüttelte einfach nur den Kopf. Der Polizist packte ihn fester. »Na klar. Ab geht's, ins Auto.«

»Das hier ist mein Haus«, sagte Nightingale.

Der Polizist ließ ihn los. Er war Anfang zwanzig und mager. Seine Stirn war von Aknepickeln verunziert. »Wie heißen Sie?«, fragte er.

»Jack Nightingale«, antwortete er. »Schauen Sie, ich war selber einmal Polizist, und jetzt bin ich Privatdetektiv.«

»Dann zeigen Sie mal Ihren Ausweis.«

Nightingale zog seine Brieftasche heraus, zeigte ihnen seinen Führerschein und gab ihnen eine seiner Geschäftskarten. Er klopfte sich auf die Brust und seufzte. »Sie haben mir einen Riesenschreck eingejagt«, sagte er.

»Das Haus war zugesperrt, seit der alte Gosling gestorben ist«, erklärte der Sergeant. Er hatte graues Haar und geplatzte Äderchen auf den Wangen. Eine alte Narbe unter seinem Kinn sah so aus, als hätte sie ihm jemand mit einer zerbrochenen Flasche zugefügt. »Man hat uns gesagt, das Haus werde demnächst versteigert.«

»Er hat es mir hinterlassen«, sagte Nightingale. »Ein Anwalt in Hamdale kümmert sich um die gerichtliche Testamentsbestätigung oder wie das heißt. Ich bin der einzige Erbe.«

»Sind Sie ein Verwandter?«

»Offensichtlich«, antwortete Nightingale. »Wenn Sie die Frage gestatten, woher wussten Sie, dass ich hier bin? Der Strom ist abgestellt, und da nehme ich an, dass auch die Alarmanlage nicht funktioniert.«

»Zu unserer Polizeiwache läuft kein Alarm. Gosling hat seine eigenen Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Wir haben im Vorbeifahren das geöffnete Tor gesehen, das ist alles. Wie heißt denn der Anwalt?«

»Turtledove.« Er nahm die Visitenkarte des Anwalts aus seiner Brieftasche und zeigte sie den beiden. »Kommen Sie von hier?«

»Das hängt davon ab, was man darunter versteht«, meinte der Sergeant. »Früher gab es eine Polizeiwache in Hamdale, aber die wurde in den Siebzigern geschlossen. Die nächstgelegene Wache ist jetzt in Hastings. Aber wir wurden hierhergeschickt, als es passiert ist. Na ja, jedenfalls ich. Gosling hat sich selbst getötet. Hat sich in seinem Schlafzimmer den Kopf mit einer Schrotflinte weggepustet.«

»Gibt es keinen Zweifel, dass es Selbstmord war?«, fragte Nightingale.

»Er hatte die Flinte noch in der Hand. Und es gab da so einige komische Sachen in dem Zimmer, die einen auf den Gedanken bringen konnten, dass er vielleicht nicht ganz richtig im Kopf war, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Eigentlich nicht«, gab Nightingale zurück. »Was meinen Sie denn?«

»Es haben eine Menge Kerzen gebrannt. Und er war in einer Art magischem Kreis, so was mit einem Stern.«

»Jetzt ist aber nichts mehr davon zu sehen«, sagte Nightingale.

»Da war ein Reinigungsteam drin. Tatortspezialisten. Die leisten gute Arbeit, die Männer. Mich würden Sie nicht für Geld und gute Worte zu so was kriegen.«

»Wie sind Sie ins Haus gekommen?«, fragte Nightingale. »Die Sicherheitsvorkehrungen scheinen ziemlich scharf zu sein.«

»Goslings Fahrer hat die Leiche gefunden. Er hat uns hereingelassen.«

»Aber der Tote hat keinen Abschiedsbrief hinterlassen?«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Selbstmörder lassen nicht immer einen Abschiedsbrief zurück.«

»Meistens schon«, entgegnete Nightingale. »Sie wollen erklären, warum sie es tun, und vielleicht um Verzeihung bitten.«

»Dann wissen Sie wohl eine ganze Menge über Selbstmorde?«, fragte der junge Polizist.

»Ich war früher Vermittler«, erklärte Nightingale.

Der Sergeant runzelte die Stirn. »Jack Nightingale? Sind Sie nicht der Mann, der diesen Pädophilen getötet hat?«

»Angeblich«, antwortete Nightingale. Er holte sein Päckchen Marlboro heraus. Der junge Polizist schüttelte den Kopf, als versuchte Nightingale, ihm Heroin zu verkaufen, aber der ältere Mann nahm eine Zigarette. Nightingale steckte sie ihm an und dann noch eine für sich selbst.

»Dieser Mr. Nightingale hier ist ein bisschen eine Legende«, erklärte der Sergeant. »Er hat in Canary Wharf einen Banker aus dem Fenster geworfen.«

»Angeblich«, wiederholte Nightingale. Er zog lange an seiner Zigarette und blies den Rauch in den Himmel.

»Der Drecksack hatte mit seiner Tochter rumgemacht«, erzählte der Sergeant. »Sie hat sich umgebracht, oder?«

»Stimmt«, antwortete Nightingale. Er schauderte und zog noch einmal an seiner Zigarette.

»Der Drecksack hat bekommen, was er verdient hat.« Der Sergeant schnippte Asche auf den Boden.

»Angeblich«, wiederholte Nightingale ein weiteres Mal.

»Ziehen Sie dann also hier ein?«, fragte der jüngere Mann.

Nightingale lachte und blickte zu der eindrucksvollen Fassade hinauf. »Das soll wohl ein Scherz sein«, meinte er. »In einem so großen Haus wäre ich doch ganz verloren.«

»Das Haus muss ein Vermögen wert sein. Was meinen Sie, Sergeant?«

»Fünf Millionen. Vielleicht sechs.«

»Vor dem Immobiliencrash.«

»Was ist mit den ganzen Möbeln und so passiert?«, fragte Nightingale. »Wer hat die weggebracht?«

Der Sergeant zuckte die Schultern. »Die waren schon weg, als wir hierherkamen. Das einzige möblierte Zimmer war das Schlafzimmer, in dem er gestorben ist.« Das Funkgerät knisterte, und er ging weg und sprach hinein.

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, sagte der junge Polizist. Seine Stimme klang dumpf und leblos, fast wie die eines Roboters.

Nightingale wandte sich ihm zu. »Wie bitte?«, fragte er.

»Ich sagte, wollen Sie das Haus verkaufen?«

Nightingale fragte sich, ob er sich einfach verhört hatte.

»Sie könnten sogar noch mehr Geld heraus schlagen, wenn Sie es in Wohnungen unterteilen.«

»Da haben Sie wohl recht«, meinte Nightingale. Er war sich sicher, dass er sich nicht verhört hatte. Aber der Polizist schien sich keinen Scherz erlaubt zu haben: Er lächelte gutmütig und plauderte einfach nur mit einem ehemaligen Polizisten, während er darauf wartete, dass sein Kollege sein Funkgespräch beendete. »Ich hatte noch keine Zeit, um eingehender darüber nachzudenken.«

»War er ein naher Verwandter von Ihnen, der alte Gosling?« Der Mann hatte einen Akzent aus der Gegend von Essex, mit langen Vokalen und abgehackten Konsonanten, und seine Stimme klang ein bisschen zu hoch, als wäre sein Stimmbruch noch nicht abgeschlossen. Sie klang überhaupt nicht wie die Stimme, die Nightingale gesagt hatte, dass der Teufel ihn holen werde.

»Wohl eher nicht«, antwortete Nightingale. »Er war mein Vater. Angeblich.«

Der Sergeant kam zu ihnen zurück. »Der Wirt des Fox and Goose hat ein Problem mit Zigeunern«, sagte er. Er grinste Nightingale an. »Nicht dass wir sie heutzutage noch Zigeuner nennen dürften. ›Bürger ohne festen Wohnsitz‹ ist wahrscheinlich der politisch korrekte Ausdruck. Jedenfalls, einer von denen hat gerade eine Kellnerin mit einem Glas verletzt, wir müssen also hin. Viel Glück mit dem Haus.« Er griff in seine Tasche und reichte Nightingale die Karte eines Bürgerwachtvereins. »Da steht meine Nummer drauf. Rufen Sie mich an, wenn Sie irgendwas brauchen.«

Nightingale las den Namen: Sergeant Harry Wilde. »Danke«, sagte er. »Schauen Sie, da ist etwas, was ich nicht verstehe. Das Haus ist doch alt, oder? Über hundert Jahre, würde ich sagen.«

»Noch wesentlich älter«, antwortete der Polizist. »Das Hauptgebäude stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts sind mehrere Anbauten dazugekommen. Und dann hat die Familie, die es an Gosling verkauft hat, Pferde gehalten, und so haben sie den Stall gebaut und den Paddock angelegt.«

»Und warum heißt das Haus dann Gosling Manor? Ist es denn schon seit Generationen in der Familie?«

»Mr. Gosling hat es in den Achtzigern gekauft, Geld bar auf die Kralle, so heißt es. Früher hieß es Willborough Manor, nach der Familie, die es erbaut hat. Sie waren hier ein paar Jahrhunderte lang der ortsansässige Adel. Mr. Gosling hat durch die Umbenennung einige Leute verärgert, und viele hier nennen das Haus immer noch bei seinem alten Namen. Ganz verkehrt ist das nicht. Häuser sind wie Boote – es bringt nur Unglück, wenn man sie umbenennt.«

»Tja, also Gosling hat es gewiss Unglück gebracht«, sagte Nightingale.

Wildes Funkgerät knisterte erneut. »Wir müssen los«, sagte der Sergeant. Er reichte Nightingale die Hand, und der schüttelte sie. »Was Sie damals gemacht haben, alle Achtung. Es war absolut richtig.«

Nightingale lächelte schmallippig, sagte aber nichts. Er hatte längst den Versuch aufgegeben, vor sich selbst zu rechtfertigen, was er an jenem Novembermorgen getan hatte, und er hatte nie versucht, es vor jemand anderem zu rechtfertigen.

Er sah den beiden Polizisten nach, die zu ihrem Streifenwagen gingen, und stieg dann in seinen MGB. Er nahm den Umschlag aus der Tasche. Drinnen lagen ein Schlüssel und die Geschäftskarte einer Wertschließ-fachgesellschaft. »Die Geschichte spitzt sich zu«, brummte er. Er sah sich den Umschlag erneut an. Außer seinem Namen stand nichts darauf, keinerlei Hinweis, wer ihm den Umschlag hingestellt haben mochte. Er bezweifelte, dass es Ainsley Gosling gewesen war, denn wenn der Umschlag schon beim Kommen der Polizei da gestanden hätte, hätten die Beamten ihn geöffnet, da es sich ja um einen Abschiedsbrief hätte handeln können. Das bedeutete, dass noch jemand anders im Haus gewesen war, nachdem die Polizei die Leiche fortgeschafft hatte.

Die Wertschließfachgesellschaft lag in Mayfair. Nightingale fuhr mit der U-Bahn hin, weil er sich sagte, dass es ein Albtraum wäre, seinen Wagen dort zu parken. Er fuhr direkt von zu Hause aus, nachdem er Jenny angerufen und ihr gesagt hatte, dass er heute später kommen würde. Sie war sehr neugierig, wie sein Besuch bei dem Anwalt in Hamdale gelaufen war, aber Nightingale sagte, das würde warten müssen, bis er wieder im Büro war.

Der Sitz der Gesellschaft war unauffällig. Da war nur ein kleines Messingschild an einer schwarzen Tür und ein einzelner messingner Klingelknopf. Er drückte ihn und schaute zur Überwachungskamera hinauf. Der Türsummer ertönte, und Nightingale trat ein. Der Empfangsbereich war ebenso unauffällig, graue Wände, grauer Teppich, Möbel aus Glas und Metall und keinerlei Hinweis auf die Dienstleistung, die hier angeboten wurde. Nightingale teilte der Dame am Empfang mit, warum er da war, und zwei Minuten später führte ihn eine Angestellte in einem grauen Kostüm eine Stahltreppe zu einem großen Raum hinunter, an dessen Wänden sich Metalltüren unterschiedlicher Größe reihten. Die Angestellte nahm Nightingales Schlüssel und öffnete mit diesem und einem Schlüssel, den sie selbst beisteuerte, die beiden Schlösser einer der größeren Türen. Sie zog einen Metallkasten heraus, stellte ihn auf den Tisch, ließ Nightingale ein Formular auf einem Klemmbrett abzeichnen und ging dann wieder nach oben. Nightingale war gespannt, was in dem Kasten liegen mochte. Die Angestellte hatte ihn ohne Anstrengung hochgehoben, falls also Geld darin war, konnte es nicht viel sein. Diamanten wären schön, sagte er sich. Oder ein paar Krügerrands. Oder vielleicht sogar eine Erklärung, wer Ainsley Gosling war und warum er seinen Sohn zur Adoption freigegeben und erst wieder Kontakt zu ihm aufgenommen hatte, nachdem er sich selbst den Kopf mit einer Schrotflinte weggeschossen hatte. Nightingale holte tief Luft und klappte den Deckel auf. Der Kasten war leer. Nightingale stöhnte. Was hatte es für einen Zweck, ihm den Schlüssel zu hinterlassen, wenn in dem Kasten nichts lag? Spielte ihm da jemand einen bösen Streich? Er wollte den Deckel schon wieder

zuklappen, hielt dann aber inne. Auf dem Boden des Kastens lag etwas. Ein brauner Umschlag. Er holte ihn heraus und machte ihn auf. Drinnen lag eine DVD.

Jenny war am Telefon, als Nightingale die Bürotür aufmachte. »Ich bin mir sicher, dass der Scheck am Dienstag losgeschickt wurde, und heute ist erst Donnerstag, er könnte also durchaus noch in der Post sein«, sagte sie und mahnte Nightingale, der zum DVD-Spieler ging, mit erhobenem Finger, still zu sein. »Er ist im Moment nicht da, aber sobald er kommt, sage ich ihm, dass er Sie zurückrufen soll.«

Nightingale schob die DVD ein und stellte den Fernseher an. »Fernbedienung?«, formte er lautlos mit den Lippen.

Sie zeigte auf seinen Schreibtisch. »Absolut«, sagte sie in den Hörer. »Auf Wiederhören.« Sie legte auf und mahnte ihn wieder mit erhobenem Finger. »Du kannst das Finanzamt nicht so an der Nase herumführen«, sagte sie. »Die stecken Leute dafür ins Gefängnis, dass sie ihre Umsatzsteuer nicht zahlen.«

»Während sie Mörder und Vergewaltiger frei herumlaufen lassen«, erwiderte er und griff nach der Fernbedienung. »Du solltest dem Herausgeber der *Daily Mail* einen Leserbrief schreiben.«

»Wie ist es gestern gelaufen? Was für einen Auftrag hast du bekommen?«

»Gar keinen«, antwortete Nightingale, »aber ich habe jetzt ein Haus. Und zwar ein verdammt großes. Und einen Vater, von dem ich nie wusste, dass er meiner war.«

»Jack, wovon redest du eigentlich?«

»Mach mir einen Kaffee, dann erzähle ich es dir«, sagte er. Während Jenny Kaffee kochte, klärte Nightingale sie über die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden auf.

»Ein Herrenhaus?«, fragte sie, als er fertig war.

»Wie der Zeitschrift *Country Life* entsprungen«, berichtete er. »Land, so weit das Auge reicht, Stallungen, ein Wintergarten und eine Unmasse von Zimmern.«

»Und das gehört alles dir?«

»Scheint so. Es sei denn, gleich kommt jemand und ruft ›Versteckte Kamera‹.

»Und dieser Gosling war dein Vater?«

»Dem Anwalt zufolge, ja. Mein leiblicher Vater. Ich bin bei der Geburt adoptiert worden. Er hat sich vor ein paar Wochen selbst getötet. Ich habe Robbie gebeten, mir die Fallakte zu beschaffen.«

Er zeigte mit der Fernbedienung auf den DVD-Spieler und drückte auf ›Play‹. »Das hier hat er mir ebenfalls hinterlassen, in einem Wertschließfach.«

Der Bildschirm erwachte flackernd zum Leben. Ein kahlköpfiger, älterer Mann, dessen Kopfhaut mit Leberflecken und schorfigen Stellen übersät war, stellte mit finsterner Miene fluchend die Kamera scharf. Dann setzte er sich auf ein Bett – es war das Bett in seinem Schlafzimmer in Gosling Manor, wie Nightingale bemerkte. Der Ort, wo Ainsley Gosling sich selbst getötet hatte.

Der Mann war übergewichtig, hatte hängende Wangen und einen dicken Bauch, der den Morgenmantel, den er trug, fast zu sprengen drohte. Der Mann schob den Morgenmantel zurecht, und Nightingale erhaschte einen Blick auf milchig weiße Haut, blau geädert wie reifer Stilton-Käse. Unter den Augen hatte er dunkle Ringe, als hätte er seit Tagen nicht mehr geschlafen. Er holte tief Luft, um sich zu sammeln, zwang sich dann zu einem Lächeln und begann zu reden. »Hallo, Jack«, sagte er, die Stimme ein tiefes, keuchendes Knurren. »Ich wünschte, du hättest mich unter glücklicheren Umständen kennen gelernt, aber ...« Er zuckte die Schultern. »Wie du wahrscheinlich schon weißt, bin ich Ainsley Gosling, dein Vater.« Er rückte den Morgenmantel erneut zurecht. »Das heißt, dein leiblicher Vater.« Gosling seufzte. »Ein guter Vater war ich ja offensichtlich nicht. Und daran lässt sich jetzt auch nicht mehr viel ändern.« Er hob die Hände. »*Mea culpa*, Jack. Alles ist meine Schuld.«

»Was ist seine Schuld?«, fragte Jenny. »Wovon redet er da?«

Nightingale antwortete nicht, bedeutete ihr aber, still zu sein, während er angestrengt auf den Bildschirm starrte. Gosling war in den Siebzigern und schrecklich fett, aber er hatte Nightingales leicht gekrümmte Nase und dasselbe Stirnrunzeln.

Gosling seufzte wieder und hustete dann. Nightingale erkannte einen Raucherhusten und lächelte. Seine Adoptiveltern hatten nie geraucht und

konnten nicht verstehen, warum ihr Sohn diese Gewohnheit angenommen hatte. Vielleicht lag das in seinen Genen.

»Nun also zur Sache«, fuhr Gosling fort. »Die Tatsache, dass du dies hier ansiehst, bedeutet, dass ich tot bin und dass du im Haus warst. Nichts von dem, was ich sage, kann das wiedergutmachen, wozu ich dich verdammt habe.«

»Was meint er nur, Jack?«, fragte Jenny.

»Psst«, zischte Nightingale.

»Aber du musst mir glauben, Jack«, fuhr Gosling fort, »ich bereue, was ich getan habe, und wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte ... Aber das kann nicht einmal ich. Was geschehen ist, ist geschehen.« Gosling holte tief Luft und hustete dann. Es wurde ein richtiger Hustenanfall daraus. Mit schwabbelndem Bauch und zitternden Schultern bemühte er sich, ihn unter Kontrolle zu bekommen. »Ich bin dein Vater, Jack. Nicht dass diese Tatsache im traditionellen Sinne irgendetwas bedeutet. Ich habe dir in den letzten dreiunddreißig Jahren nichts gegeben. Nicht einmal deinen Namen.«

Gosling beugte sich vor. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er eine Flasche Brandy in der Hand. Er trank einen Schluck und wischte sich dann die fleischigen Lippen mit dem Handrücken ab. »Ich habe dich weggeben, als du ein paar Stunden alt warst, Jack, und zwar an einen Mann, der dich dann zu den Nightingales gebracht hat. Er wusste, dass sie gute Menschen waren, die sich nach einem Baby sehnten und dich darum nehmen würden, ohne Fragen zu stellen.« Er trank noch einen Schluck und räusperte sich dann. »Also, wo soll ich anfangen?«, fragte er und blickte die Flasche in seiner Hand an, als sähe er sie zum ersten Mal. »Am Anfang oder am Ende? Soll ich dir sagen, was geschehen ist oder was geschehen wird?« Er trank noch einen Schluck Brandy und schloss dann die Augen. Er schauderte, schlug die Augen wieder auf und blickte direkt in die Linse. Dann holte er tief Luft und leckte sich die Lippen.

»Jetzt mach schon«, murmelte Nightingale.

»An deinem dreiunddreißigsten Geburtstag wird ein Dämon aus der Hölle kommen, Jack, und deine Seele einfordern.« Gosling schloss die Augen, holte tief Luft und seufzte. Als er sie wieder aufschlug, loderte ein Feuer in ihnen, und er begann, schneller zu sprechen. »Vor dreiunddreißig

Jahren habe ich einen Vertrag mit einem Teufel geschlossen. Nicht mit *dem* Teufel. Mit *einem* Teufel. Einem seiner Unterteufel. Einer ganz üblen Gestalt.«

»Das soll ja wohl ein Scherz sein, oder?«, meinte Jenny. »Jemand spielt dir einen Streich.«

»Das Abkommen war durchaus simpel«, fuhr Gosling fort. »Ich bekam Macht, beinahe grenzenlose Macht – Macht über Frauen, Macht, Geld anzuhäufen, mehr Geld, als ein Mann im Verlauf von zwölf Leben ausgeben könnte. Das Einzige, was ich nicht bekommen konnte, war Unsterblichkeit. Die stand nicht zur Verhandlung.« Er lächelte gezwungen und ließ dabei unregelmäßige Zähne sehen. »Die konnte ich nicht einmal mit der Seele eines Neugeborenen erkaufen.«

»Er ist verrückt«, sagte Jenny. »Schau doch nur, wie seine Hände zittern. Und sieh dir seine Augen an. Er ist vollkommen wahnsinnig, Jack.«

Nightingale beachtete sie nicht und blies Rauch auf den Fernsehbildschirm.

»Im Austausch für deine unsterbliche Seele bekam ich die Schlüssel zum Königreich hier auf Erden. Und nun ist es Zeit, die Zeche zu bezahlen.« Er trank noch einen Schluck Brandy und schaute auf seine Armbanduhr. »Ich habe versucht, die Sache in Ordnung zu bringen, Jack. Ich habe versucht, zu verhandeln, aber es gibt nichts, was ich tun kann. Was geschehen ist, ist geschehen. Deine Seele und die Seele deiner Schwester sind dem Teufel verfallen.«

Jenny runzelte verwirrt die Stirn. »Du hast doch gar keine Schwester«, sagte sie. Sie wandte sich ihm zu. »Oder?«

»Meines Wissens nicht«, antwortete Nightingale. »Aber diese Woche gab es schon viele Überraschungen.«

»Du hast doch gesagt, du wärest ein Einzelkind.«

»Das bin ich auch.«

»Deine Schwester ist zwei Jahre nach dir geboren worden«, knurrte Gosling fast wie zur Antwort auf Jennys Frage. »Ein neues Kind und ein neuer Vertrag. Eine neue Seele. Ich habe versucht, sie wiederzufinden, aber sie ist verschwunden.« Gosling versuchte, in die Kamera zu lächeln, aber es wurde ein Zähnefletschen daraus – das Zähnefletschen eines Tiers, das weiß, dass es in der Falle sitzt. »Ich wollte nur, dass du weißt, wie leid

es mir tut, Jack. Ich bereue, was ich getan habe, ich bereue, was geschehen ist, und ich bereue, was mit dir geschehen wird.« Gosling stand taumelnd auf. Sein Morgenmantel öffnete sich, und er hielt ihn mit der freien Hand zusammen, während er zur Kamera torkelte, noch immer die Flasche umklammernd. Sein dicker Bauch füllte den Bildschirm aus – und dann wurde er dunkel.

»Jack, was zum Teufel ist da los?«

Nightingale verschränkte die Hände hinter dem Nacken. »Ich habe nicht die geringste Ahnung«, sagte er. Und das entsprach der Wahrheit. Nightingale glaubte nicht, dass er eine Seele besaß, und er glaubte gewiss nicht, dass eine Seele etwas war, was man verhökern oder verkaufen konnte wie einen Sack Bohnen. Er griff nach seinen Zigaretten.

»Du rauchst zu viel«, tadelte ihn Jenny.

»Da kann ich dir nicht widersprechen«, sagte Nightingale, nahm eine Zigarette heraus und steckte sie sich an.

»Dein Geburtstag ist übernächste Woche, richtig?«, fragte sie.

»Am Freitag, dem siebenundzwanzigsten«, antwortete er. »Welcher Tag ist heute?«

»Donnerstag, der fünfte.«

»Dann also noch drei Wochen. Aber du brauchst mir nichts zu schenken.«

»Das hatte ich auch nicht vor«, gab sie zurück. »Was wirst du unternehmen?«

»Ein paar Bier und ein Currygericht«, sagte Nightingale. »Dasselbe wie jedes Jahr. Geburtstage sind keine große Sache.«

Jenny zeigte mit dem Daumen auf den DVD-Spieler. »Du weißt genau, was ich meine.«

»Da will mich einer verarschen, Jenny. Jemand spielt mir einen Streich.«

»Er hat dir sein Haus hinterlassen. Und sein Geld. Er hat dich laut Anwalt zu seinem einzigen Erben gemacht.«

»Und?«

»Also, warum sollte er das tun, wenn du nicht wirklich sein Sohn bist?«

»Vielleicht ist er mein Vater, vielleicht auch nicht. Ich werde mit Robbie reden und ihn bitten, einen DNA-Test für mich durchführen zu lassen.

Aber selbst wenn er mein biologischer Vater sein sollte ...«, er zeigte auf den Fernseher, »... selbst wenn das, was er gerade gesagt hat, stimmen sollte, war das doch purer Unsinn.« Er schnippte die Zigarette im Aschenbecher ab. »Hast du gehört, was er gesagt hat? Er hat meine Seele für den Schlüssel zum Königreich verkauft. Das ist doch verrückt, Jenny. Geistesgestört.« Er sah auf die Uhr. »Weißt du was, kannst du hier die Stellung halten? Ich werde mal ein bisschen mit Turtledove plaudern.«

Turtledove tunkte gerade einen Keks in eine Tasse Tee, als Nightingale in sein Büro platzte. Sein Mund klappte auf, und ein Stück Keks fiel in den Tee.

»Mr. Turtledove, Sie müssen mir sagen, was hier los ist«, sagte Nightingale.

Turtledoves Brille saß auf seinem Kopf, aber jetzt rutschte sie ihm auf die Nase hinunter. »Entschuldigung?«, fragte er.

Die Sekretärin tauchte hinter Nightingale auf. »Es tut mir schrecklich leid, Mr. Turtledove, ich habe ihm gesagt, dass Sie beschäftigt sind, aber er ist einfach an mir vorbeigestürmt.«

»Sie haben sich ja nicht einmal aus Ihrem Stuhl erhoben«, entgegnete Nightingale, ohne sie anzusehen. Er machte ihr die Tür vor der Nase zu und setzte sich. »Ich glaube nicht, dass Sie mir alles gesagt haben, Mr. Turtledove.«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß«, antwortete Turtledove und legte die Überreste des Kekses auf die Untertasse.

»Sagen Sie mir einfach, wer Ainsley Gosling war.«

»Das habe ich Ihnen gestern schon gesagt. Er war Ihr leiblicher Vater.«

»Wie hat er seinen Lebensunterhalt verdient? Wie ist er an sein vieles Geld gekommen? Wie konnte er sich dieses Haus leisten? Haben Sie es gesehen? Es ist ein Herrenhaus, Mr. Turtledove, ein riesiges Herrenhaus.«

»Ich habe Mr. Gosling nie getroffen und auch das Haus nie besucht«, antwortete der Anwalt. »Das habe ich Ihnen bereits gesagt.«

Nightingale holte seine Zigaretten heraus. Turtledove öffnete protestierend den Mund, klappte ihn aber wieder zu, als Nightingale ihn wütend anstarrte. Er zündete sich eine Zigarette an, stieß den Rauch aus und versuchte, sich zu beruhigen.

»Ich verstehe, wie schwierig es für Sie sein muss, Ihren Vater zu verlieren«, begann Turtledove, aber Nightingale winkte ab.

»Sparen Sie sich Ihr Mitgefühl«, sagte Nightingale. »Ich bin dazu ausgebildet worden, mich in andere Menschen einzufühlen, und ich erkenne die Masche aus einer Meile Entfernung. Also, Sie haben gesagt, Sie haben

Gosling nie getroffen. Wie kann das sein, wenn Sie sein Testament vollstrecken?»

»Ich habe das Testament nicht erstellt. Es wurde mir von einem Boten überbracht«, sagte der Anwalt. »Nach seinem Tod.«

»Sie waren bei der Unterschrift also nicht zugegen?«

»Mr. Nightingale, wie oft muss ich mich denn noch wiederholen? Ich war nie in dem Haus und habe Mr. Gosling nie getroffen. Ich wurde einfach nur gebeten, das Testament zu vollstrecken.«

»Sie haben also keine Ahnung, ob das Testament echt ist oder nicht?«

»Ich gehe davon aus, dass die Kanzlei, die das Testament erstellt hat, alle notwendigen Überprüfungen angestellt hat«, sagte Turtledove. »So weit ich weiß, war Gosling viele Jahre lang dort Klient.«

Nightingale schnippte Asche auf den Boden. »Wer war er? Womit hat Gosling seinen Lebensunterhalt verdient?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung«, antwortete der Anwalt. »Da ich aus der Gegend komme, hatte ich natürlich von ihm gehört, aber er ist wohl gerne für sich geblieben. Er hat sehr zurückgezogen gelebt.«

»Er ist vor drei Wochen gestorben«, sagte Nightingale. »Warum haben Sie so lange gebraucht, mich zu kontaktieren?«

»Ich habe die Unterlagen erst Montag zugeschickt bekommen. Mittwoch habe ich in Ihrem Büro angerufen.«

»Wussten Sie, dass er Selbstmord begangen hat?«

Turtledove blieb der Mund offen stehen.

»Aus Ihrem Gesichtsausdruck schließe ich, dass Sie es nicht wussten«, sagte Nightingale.

»Guter Gott, was ist denn passiert?«

»Er hat sich den Kopf mit einer Schrotflinte weggepustet«, sagte Nightingale. »Er hat Ihnen nicht vielleicht eine Nachricht für mich hinterlassen, irgendetwas, was Sie mir geben sollten?«

»Nichts dergleichen«, antwortete der Anwalt. »Sie sagen, er hat sich selbst getötet. Das ist ja schrecklich. Das ist wirklich furchtbar.«

»Und Sie waren nie in Gosling Manor?«

»Nie.«

»Dann haben Sie also auch keinen Umschlag auf dem Kaminsims zurückgelassen?«

Der Anwalt runzelte die Stirn. »Entschuldigung, ich verstehe nicht.«

Nightingale winkte mit der Zigarette ab. »Es spielt keine Rolle«, sagte er. »Ich nehme an, dass Sie für Ihre Arbeit bezahlt werden. Sie tun das ja nicht aus reiner Herzensgüte.«

»Natürlich werde ich bezahlt«, antwortete Turtledove.

»Von wem genau«, fragte Nightingale. »Ich möchte den Namen wissen.«

Turtledove ging ein Kästchen mit Geschäftskarten durch. Er nahm eine heraus, betrachtete sie kurz und reichte sie Nightingale. »Dies hier ist der Herr, der sich um die Finanzen Ihres Vaters gekümmert hat. Er ist der Direktor einer Bank in Brighton.«

»Aber Sie sind ihm nicht begegnet?«

»Nein, er hat mir einen Vorschuss geschickt und mir versprochen, den Rest meines Honorars zu zahlen, wenn das Testament vollstreckt ist.«

»Warum werden Sie von einer Bank in Brighton bezahlt und nicht von der Kanzlei, die Ihnen die Unterlagen geschickt hat?«

Turtledove blickte gequält drein. »Leider kann ich Ihnen diese Frage nicht beantworten, Mr. Nightingale. Wie ich Ihnen ja schon mehrfach gesagt habe, entspricht in dieser Angelegenheit nichts dem normalen Verlauf, und offen gestanden wünsche ich mir allmählich, ich hätte nie etwas von Ainsley Gosling gehört.«

»Das wünschen wir beide, Mr. Turtledove«, sagte Nightingale.

Der Bankdirektor war ein Mann mittleren Alters in einem dunkelblauen Nadelstreifenanzug. Als Büro diente ihm ein fensterloser Raum in einem gesichtslosen Block in Brighton, einen Steinwurf vom Meer entfernt. »Ich bin Mr. Collinson«, sagte er. »Ich bin der Direktor, aber ich weiß nicht recht, was ich für Sie tun kann.«

Nightingale traute niemals Männern, die sich selbst als »Mister« vorstellten. Denn damit wollten Sie einem nur von Anfang an klarmachen, wer das Sagen hatte. Auf dem Schreibtisch zeigte ein Namensschild aus Messing den vollen Namen des Direktors – Phillip Collinson –, aber selbst hier war ein »Mr.« vorangestellt. Collinson wies ihn zu einem kleinen, unbequemen Kunststoffstuhl mit Metallbeinen, während er selbst den großen, ledernen Chefsessel mit Armlehnen und hoher Rückenlehne einnahm – die Art von Sessel, wie sie von Bösewichten mit rasiertem Schädel in James-Bond-Filmen bevorzugt wird.

Der Bankdirektor hatte schütteres Haar, das er in kunstvollen Sardellen über den Kopf gelegt und mit Gel befestigt hatte. Er lehnte sich zurück und schob die schmalen Lippen vor, während er Nightingales Visitenkarte studierte. »Mr. Nightingale, wenn Sie Ainsley Goslings Sohn sind, warum dann der andere Familienname?«

»Ich bin offensichtlich adoptiert worden«, antwortete Nightingale. »Aber das wissen Sie doch gewiss schon. Haben Sie denn nicht Turtledove beauftragt?«

»Eigentlich nicht«, sagte Collinson, legte die Karte auf den Schreibtisch und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände. »Die Anweisungen bezüglich der Vollstreckung des Testaments kamen von einer Kanzlei in London. Ich bezahle Mr. Turtledoves Honorar, aber das ist auch schon alles, was ich mit ihm zu tun habe.«

»Aber Sie haben Mr. Gosling getroffen?«

»Natürlich, mehrmals. Er war ein geschätzter Kunde.«

»Ist er hergekommen, oder sind Sie zu Gosling Manor hinausgefahren?«

»Wir sind zu ihm nach Hause gefahren«, antwortete Collinson. »Mr. Gosling reiste nicht gerne, und so haben entweder ich oder mein Stellvertreter ihn aufgesucht.«

»Machen Sie das für alle Ihre Kunden?«, fragte Nightingale. »Mein Bankdirektor ist nicht einmal bereit, mich zu sehen, um mit mir über meinen Überziehungskredit zu reden.«

Collinson lächelte ohne Wärme. »Wie schon gesagt, Mr. Gosling war ein geschätzter Kunde.«

»Reich, meinen Sie?«

»Reich ist relativ«, erklärte Collinson. »Sagen wir einfach nur, es war die Mühe wert, ihn bei Laune zu halten. Aber ich verstehe nicht, warum Sie jetzt hier sind, Mr. Nightingale. Mr. Turtledove kümmert sich um das Testament und die Aufteilung des Nachlasses. Das hat nichts mit der Bank zu tun.«

»Hat Gosling mich jemals erwähnt?«

»Nein.«

»Er hat nicht erwähnt, dass er einen Sohn hatte?«

»Nein, nie.«

»Sie sagten, er sei ein geschätzter Kunde gewesen«, meinte Nightingale.

»Wie groß war sein Vermögen denn genau?«

Collinson lehnte sich in seinem Chefsessel zurück und strich sich übers Haar, als wollte er prüfen, ob die Sardellen noch ordentlich lagen.

»Das ist leider vertraulich. Ich kann keine Einzelheiten über ein Kundenkonto weitergeben.«

Nightingale griff in seine Jackentasche, holte eine Fotokopie von Ainsley Goslings Testament heraus und reichte sie Collinson. »Ich bin der einzige Erbe, das heißt, alles, was er hat, wird an mich fallen.«

Collinson leckte sich über die Oberlippe, als er das Dokument studierte. Dann legte er es auf den Schreibtisch und lehnte sich wieder in seinem Chefsessel zurück. »Ehrlich gesagt, Mr. Nightingale, glaube ich nicht, dass Sie viel erben werden. In den letzten Jahren seines Lebens hat Mr. Gosling den größten Teil seines Vermögens ausgegeben.«

»Wofür?«

Collinson kicherte. »Wir fragen unsere Kunden nicht, wofür sie ihr Geld ausgeben«, sagte er.

»Das Haus ist eine Menge wert.«

»Es ist mit einer beträchtlichen Hypothek belastet.«

»Aber Sie sagten doch, Gosling sei reich.«

»Das war Ihre eigene Schlussfolgerung, Mr. Nightingale«, entgegnete Collinson.

»Na gut, ein geschätzter Kunde, haben Sie gesagt. Aber jetzt behaupten Sie, er sei mittellos gestorben?«

»Nicht mittellos, nein«, gab Collinson zurück. »Aber letztes Jahr hat er eine beträchtliche Hypothek auf das Haus aufgenommen, und in den zwei Jahren zuvor hat er den größten Teil der Vermögenswerte abgezogen, die er bei uns liegen hatte. Die Finanzkrise hat die Sache natürlich nicht besser gemacht – das Haus hat an Wert verloren und ebenso sein Aktienpaket.«

»Im Haus waren keine Möbel, wussten Sie das?«

»Als ich zum letzten Mal dort war, war es vollständig möbliert. Sehr schöne Möbel, überwiegend Antiquitäten. Und eine sehr wertvolle Gemäldesammlung.«

»Na ja, jetzt ist alles weg«, sagte Nightingale. »Wie viel Geld hatte er denn bei Ihnen angelegt, bevor er es abgezogen hat?«

»Ich kann Ihnen die Summe nicht nennen, ohne seine Unterlagen zu Rate zu ziehen«, erklärte der Bankdirektor. »Und auch wenn Sie sein Erbe sind, bin ich dazu wohl nicht befugt.«

»Ungefähr«, sagte Nightingale. »Über den Daumen gepeilt.«

»Über den Daumen gepeilt?« Collinson starrte zur Decke hinauf, als stünden die Zahlen dort angeschrieben. »Ich würde sagen zwölf Millionen Pfund Bargeld. Etwa eine Million in Krügererrands und Goldbarren. Ein Aktienportfolio von plus/minus fünfzehn Millionen Pfund.« Er sah Nightingale wieder an. »Ich würde sagen, irgendwo im Bereich von achtundzwanzig Millionen Pfund.«

»Und die Hypothek?«

»Zwei Millionen«, antwortete Collinson.

»Damit sagen Sie also, dass Ainsley Gosling in einigen wenigen Jahren dreißig Millionen Pfund durchgebracht hat und dass Sie keine Ahnung haben, wofür er sie ausgegeben hat?«

»Leider war es wohl noch mehr«, erklärte der Bankdirektor. »Wir verwalten nur sein Vermögen in England. Soviel ich weiß, gab es aber außerdem noch Aktiva in den Vereinigten Staaten, Mitteleuropa und Asien, insbesondere Hong Kong und Singapur.«

»Und auf welchen Betrag beliefen die sich?«

Collinson zuckte die Schultern. »Ich besitze keine exakten Zahlen über seine Vermögenswerte in Übersee, aber es muss sich um mehr als hundert Millionen Pfund gehandelt haben.«

Nightingale saß benommen da. »Hundert Millionen?«

»Mehr.«

»Und das ist alles weg?«

»Leider ja.«

»Es gibt keinen Hinweis, dass er erpresst wurde oder ein Drogenproblem hatte oder spielsüchtig war?«

»Wir machen es uns nicht zur Gewohnheit, das Privatleben unserer Kunden auszuspionieren, Mr. Nightingale«, sagte Collinson so verächtlich, als hätte Nightingale ihn gerade des Ladendiebstahls bezichtigt.

»Hauptsache, Sie haben ihr Geld?«

»Genau«, antwortete der Bankdirektor, dem der Sarkasmus vollkommen entging.

Nightingale brauchte einen Drink und Zeit zum Nachdenken. Er fuhr nach London zurück, parkte den MGB in einem Parkhaus in der Nähe seines Büros und verschwand dann in einem seiner Lieblingspubs vor Ort. Es war ein düsteres Lokal, dessen Modernisierung schon seit längerer Zeit anstand – kein einarmiger Bandit, keine auf alt gemachte Speisekarte mit Lammkeulen aus der Mikrowelle und Chili con Carne, sondern einfach nur eine lange Theke, ein paar Tische und ein grauhaariger, alter Barmann, der Nightingale nicht anschaute oder versuchte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Auf dem Weg zur Theke rief er Jenny an. »Ich bin im Nag's Head«, sagte er. »Ich brauche Zeit zum Nachdenken.«

»Ja, Alkohol regt bekanntlich den Gedankenfluss an«, meinte sie spitz.

»Komm und leiste mir Gesellschaft.«

»Ich versuche gerade, mir einen Überblick über unsere fälligen Außenstände zu verschaffen«, sagte Jenny. »Wenn wir unseren Cash-Flow nicht in den Griff bekommen, können wir die Mehrwertsteuer nicht bezahlen.«

»Jetzt machst du mir ein schlechtes Gewissen«, nölte Nightingale.

»Das bezweifle ich«, gab sie zurück. »Lass dein Handy an. Falls es ein Problem gibt, ruf ich dich an.«

Nightingale bestellte ein Bier – ein Corona – und setzte sich an die Theke. Wenn Goslings Erklärung stimmte, hatten seine Eltern ihn buchstäblich vom Tag seiner Geburt an belogen. Sie hatten nie auch nur eine Andeutung fallen lassen, dass er nicht ihr Kind sei. In der Grundschule waren zwei Jungen in seiner Klasse Adoptivkinder gewesen, und er hatte mit seiner Mutter darüber gesprochen, aber sie hatte ihm nie den leisesten Hinweis gegeben, dass sie nicht seine leibliche Mutter war. Nightingale begriff nicht, warum sie ihm nicht gesagt hatten, dass er adoptiert war. Es war ja keine Schande, und er hätte sie deswegen nicht weniger geliebt, aber jetzt war die Wahrheit herausgekommen, und er konnte sie nicht mehr fragen, warum sie ihn belogen hatten, weil sie tot waren. Oder saß er gerade einem riesigen Schwindel auf? War Turtledove mit von der Partie? Ging es vielleicht darum, Nightingale glauben zu machen, dass das Haus ihm gehörte, um ihm dann eine Anzahlung abzuluchsen? Er lächelte in

sich hinein. Falls das Ganze ein Betrug war, wäre es Zeitverschwendung, weil Nightingale überhaupt kein Kapital besaß, um das man ihn hätte erleichtern können.

Er trank sein Corona gern aus der Flasche, denn im Flaschenhals steckte ein Stück Limone. Jemand hatte ihm einmal gesagt, die Limone sei dazu da, die Fliegen abzuhalten, aber Nightingale mochte einfach das Aroma, das sie dem Bier gab.

Eine Hand schlug krachend auf seine Schulter, und er fuhr zusammen. Bier schwappte auf seine Hand, und er fluchte. Er drehte sich um und sah Robbie Hoyle, der ihn angrinste. »Verdammt, Robbie, musst du dich so anschleichen?«

Hoyle ließ sich auf den Barhocker neben ihm gleiten. »Nervös«, sagte er.

»Ich bin nicht nervös. Ich mag es nur nicht, wenn man sich an mich anschleicht, das ist alles. Woher wusstest du, dass ich hier bin?«

»Die reizende Jenny hat mir gesagt, dass du deine Sorgen erträgst.« Er nahm einen braunen Umschlag aus seiner Jackentasche und schwenkte ihn vor Nightingales Nase. »Ich wollte dir den Kram vorbeibringen, um den du mich gebeten hattest, aber dann dachte ich mir, dass ich auch selbst einen Drink vertragen könnte. Wusste gar nicht, dass du so schreckhaft bist.«

»Was willst du, Robbie?«, fragte Nightingale.

»Einen Porsche, eine Villa in Málaga, eine Geliebte mit riesigen Titten und einen Vater, dem eine Brauerei gehört, also nur den üblichen Scheiß.«

»Zu trinken, du Weichei. Was willst du zu trinken?«

Hoyle nickte zum Barmann hinüber. »Ich nehme einen Rotwein, am liebsten aus einer Flasche mit Korkverschluss.« Er schob Nightingale den Umschlag über die Theke hinweg zu. »Hier ist die Information über den Gosling-Selbstmord«, sagte er. »Der war wirklich ganz schön merkwürdig. Du hattest mit dem magischen Kreis recht. Er heißt Pentagramm und soll Schutz vor Geistern und Dämonen und anderen Schauergestalten bieten. Jedenfalls steht das so in dem Bericht. Sie haben einen Experten für Okkultismus hinzugezogen. Anscheinend bringen sich eine Menge Leute, die ein bisschen mit Okkultismus herumspielen, irgendwann um.«

Nightingale machte den Umschlag auf und holte vier große Fotos heraus. Sie zeigten das Schlafzimmer von Gosling Manor, aber nicht so,

wie er es gesehen hatte, als er im Haus war. Das Bett und der Sessel waren da, aber zwischen ihnen lag die Leiche des fetten Mannes von der DVD. Der Kopf war eine blutige Masse, und über seinen Beinen lag eine Schrotflinte. Das Bett, der Sessel und die Leiche waren von einem fünfzackigen, weißen Stern umschlossen, der auf den Boden gezeichnet worden war, und an den Spitzen des Sterns standen große Kirchenkerzen. Wachs war von ihnen heruntergetropft und um die messingnen Kerzenständer in kleinen Tümpeln geronnen. In dem Pentagramm standen Messingschüsseln, die mit Asche gefüllt zu sein schienen.

Ein Foto zeigte die Wand beim Fenster, die mit Blut bespritzt war. Auch auf der Fensterscheibe war getrocknetes Blut zu sehen und ebenso an der Decke. Viel Blut.

»Dann ist jetzt also nichts mehr von dem ganzen Gruselkram da?«, fragte Hoyle.

»Die Polizisten sagten, es sei ein Tatortreinigungsteam dort gewesen«, erzählte Nightingale, »und das hat ganze Arbeit geleistet. Ich habe keine Blutspritzer oder so gesehen.«

»Und welche Geschichte steckt jetzt dahinter?«

»Du wirst es nicht glauben«, sagte Nightingale. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich es selber glaube.«

Der Barmann stellte Hoyle ein Glas Rotwein hin. Er roch daran und nickte dankend. »Also, schieß los.«

Nightingale berichtete ihm von dem Treffen mit Turtledove, von Gosling Manor, dem Schließfach und der DVD. »Was ich nicht kapiere, ist, warum meine Eltern mich belogen haben«, sagte er. »Warum haben sie es mir nicht einfach gesagt?«

»Wozu sollte das gut sein, wenn du bei der Geburt adoptiert worden bist und deine leiblichen Eltern dich nicht mehr sehen wollten?«

Nightingale sah seinen Freund finster an. »Was?«

»Wenn deine richtigen Eltern, deine biologischen Eltern, dich nicht mehr sehen wollten, war es doch sinnlos, dir davon zu erzählen.«

»Quatsch«, entgegnete Nightingale. »Es gibt massenhaft Gründe, warum man wissen muss, dass man ein Adoptivkind ist.«

»Zum Beispiel?«

Nightingale zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Blutgruppen vielleicht. Angeborene Krankheiten. Ich kenne meine DNA nicht, Robbie. Es war mein Recht, das zu wissen.«

Er trank einen Schluck Bier. »Er war kahl.«

»Wer war kahl?«

»Gosling. Mein biologischer Vater. Ein richtiger Glatzkopf. Mein Dad – also der Mann, den ich für meinen Dad gehalten habe – hatte tolles Haar. Ich dachte immer, ich hätte mein Haar von ihm geerbt, und jetzt stelle ich fest, dass mein Vater ein Glatzkopf war.«

Hoyle lachte. »Das also hat dich so aus der Fassung gebracht? Die Tatsache, dass du vielleicht eines Tages eine Platte kriegst?«

»Es geht nicht um die Glatze, sondern darum, dass ich nicht der bin, der ich zu sein glaubte. Robbie, mein biologischer Vater hat eine DVD aufgenommen, in der er mir erzählt, dass er dem Teufel meine Seele verkauft hat, und dann hat er sich den Kopf mit einer Schrotflinte weggeschossen, was doch zumindest den Gedanken nahelegt, dass er vielleicht nicht ganz richtig getickt hat. Was, wenn ich nach ihm komme? Wie war das noch mit den angeborenen und den erworbenen Eigenschaften? Der Einfluss unserer Gene und der Umwelt wirken zusammen, und jetzt habe ich herausgefunden, dass meine Gene von einem Verrückten stammen.«

»Und obendrein auch noch einem glatzköpfigen Verrückten.«

»Genau«, sagte Nightingale.«

Hoyle trank einen Schluck Wein. »Es ist ein Scherz, oder? Irgend so ein gemeiner Streich?«

»Ich erzähle dir einfach nur, was passiert ist«, antwortete Nightingale.

»Ich meine, dieser Gosling, der spielt doch wohl einfach nur mit dir.«

»Aber er hat sich umgebracht, Robbie. Hat sich die Birne mit einer Schrotflinte weggepustet. Das ist ein bisschen extrem für einen Spaß, meinst du nicht?« Er zog ein paar Fotokopien aus dem Umschlag: Den Polizeibericht und die Ergebnisse des gerichtlichen Verfahrens zur Untersuchung der Todesursache, das eine Woche nach dem Tod stattgefunden hatte. Das Urteil lautete auf Selbstmord. »Da kommt mir gerade ein Gedanke. Es gibt wohl keinen Zweifel, dass Gosling wirklich der Tote ist, oder? Nach einem Schuss mit der Schrotflinte ist doch meistens nicht mehr viel zum Identifizieren übrig.«

»Du findest alles in dem Umschlag«, antwortete Hoyle. »Seine Fingerabdrücke stimmten mit denen im Haus überein. Mit den Zähnen konnte man nicht mehr viel anfangen, darum hat man die DNA abgeglichen. Er ist es ohne jeden Zweifel selbst.«

»Kannst du mir einen Gefallen tun?«

»Kommt drauf an«, antwortete Hoyle vorsichtig.

»Ich will wissen, ob ich wirklich sein Sohn bin. Kannst du meine DNA mit seiner vergleichen?«

»Das sollte kein Problem sein«, antwortete Hoyle. »Willst du mir gleich eine Probe geben?«

Nightingale nahm ein kleines Plastiktütchen aus seiner Jacke. Drinnen lagen ein halbes Dutzend Haare, die er sich mit der Wurzel ausgerissen hatte.

Hoyle nahm das Tütchen. »Ich hatte auf Blut gehofft.« Er schob es in seine Jackentasche. »Vielleicht dauert es ein, zwei Tage«, sagte er. »Ich muss warten, bis mir im Labor ein freundliches Gesicht begegnet.«

»Ich kann kaum glauben, wie meine Eltern mich belogen haben«, maulte Nightingale. »Und mein Onkel und meine Tante. Die beiden müssen ebenfalls Bescheid gewusst haben.«

»Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Meine Tante ist hypernervös geworden, und mein Onkel soll mich noch zurückrufen.«

»Sonst gibt es keine Verwandten?«

»Das sind schon so ziemlich alle. Mum war ein Einzelkind, alle meine Großeltern sind vor Jahren gestorben, und Onkel Tommy und Tante Linda haben keine Kinder. Mum hatte noch ein paar entfernte Verwandte, aber die kenne ich kaum.«

Er blickte von den Unterlagen auf. »Was ist mit der Leiche geschehen?«

»Eingeäschert.« Hoyle fuhr mit dem Finger über den Rand seines Weinglases. »Du nimmst diesen Quatsch, von wegen, er hätte deine Seele an den Teufel verkauft, ja wohl nicht ernst, oder? Niemand verkauft seine Seele an den Teufel.«

»Er hat nicht gesagt, dass er seine Seele verkauft hat. Er sagte, er hätte *meine* verkauft. Und die meiner Schwester.«

»Du hast doch gar keine Schwester, Jack. Du warst ein Einzelkind, schon vergessen? Was, so nebenbei bemerkt, eine Menge erklärt.«

»Was denn?«

»Einzelkinder sind häufig selbstzentriert, wollen immer ihren Kopf durchsetzen und haben Schwierigkeiten, dauerhafte Freundschaften einzugehen.«

»Blödmann.«

»Siehst du? Genau das habe ich gemeint. Ich dagegen, eines von vier Kindern, also ... einen verträglicheren Mann kann man sich gar nicht wünschen.«

»Blödmann, wie schon gesagt. Du und die ganzen Waltons.«

»Es müsste sich ganz einfach herausfinden lassen, ob du eine Schwester hast«, sagte Hoyle. »Es müsste eine Geburtsurkunde geben.«

»Gosling ist nicht in meine eingetragen«, entgegnete Nightingale. »Da stehen nur meine Mum und mein Dad. Falls Gosling eine Tochter hatte, dürfte sie so gut wie unmöglich aufzuspüren sein.«

»Die ganze Sache ist einfach Quatsch.«

»Ja, kann sein«, räumte Nightingale ein. Er trank sein Bier aus.

»Du weißt genau, dass es Quatsch ist«, sagte Hoyle. »Den Teufel gibt es nicht.«

»Nicht *den* Teufel, *einen* Teufel. Da hat er sich ganz klar ausgedrückt.«

»Jetzt glaubst du also an Teufel?«

»Das habe ich nicht gesagt. Wenn es einen Teufel gäbe, gäbe es auch einen Gott, und in den letzten zweiunddreißig Jahren habe ich nichts gesehen, was mich davon überzeugt hätte. Kein Gott, kein Teufel, und damit hat es sich.«

»Siehst du. Es ist Quatsch.«

»Er hat mir ein verdammt riesiges Haus mitten in der Pampa hinterlassen, Robbie. Ein Herrenhaus.«

»Dann wirst du ja jetzt womöglich ein richtiger High-Society-Hengst.«

»Warum sollte er das tun, wenn ich nicht sein Fleisch und Blut bin? Das ist doch wirklich ein verdammt teurer Scherz, findest du nicht?«

»Okay, zeig es mir.«

»Was?«

»Das Haus. Die Gruselhöhle.«

»Jetzt, so spät am Abend?«

»Du bist *wirklich* nervös.« Hoyle grinste und trank seinen Wein aus.

»Der Strom ist abgeschaltet. Gosling hat einen Monat vor seinem Tod aufgehört, die Rechnungen zu zahlen.«

»Ich habe Taschenlampen im Auto. Hast du etwa Angst?«

»Ach was. Und es ist kein bisschen gruselig. Es ist sogar richtig prachtvoll.«

»Wetten, dass du dich nicht traust«, meinte Hoyle grinsend.

Er wackelte mit den Händen und stieß ein schauerliches Heulen aus.

»Blödmann«, sagte Nightingale noch einmal.

Es war kurz vor einundzwanzig Uhr, als sie in Hoyles Ford Mondeo vor Gosling Manor hielten. Hoyle stieg aus dem Wagen. »Alle Teufel, Jack, das ist ja riesig. Das muss Millionen wert sein.«

»Vor dem Immobiliencrash war es bestimmt viel mehr wert«, sagte Nightingale. »Und anscheinend ist es bis unters Dach mit Hypotheken belastet.«

»Wie viele Zimmer?«

»Viele.«

»Und vier Garagen. Einfach cool.« Hoyle stapfte über totes Laub zum Heck des Wagens. Er öffnete es, nahm zwei Taschenlampen heraus und warf eine davon Nightingale zu. »Komm schon, dann mach mal den Führer.«

Nightingale zog seinen Schlüssel heraus und schloss die Haustür auf. »Tritt dir die Füße ab«, sagte er.

»Du klingst fast wie meine Frau«, gab Hoyle zurück.

»Ich möchte einfach nur nicht, dass du tote Blätter in meinem Haus verteilst«, sagte Nightingale.

»Jetzt klingst du wirklich wie sie.« Hoyle lachte und trat sich die Füße auf der großen Fußmatte vor der Tür ab. »Jetzt zufrieden?«

Sie gingen hinein und leuchteten mit den Taschenlampen über die Wände der Eingangshalle. Nightingale ging in den riesigen Salon voran und zeigte auf den mächtigen Kamin. »Dort hat der Umschlag gestanden«, sagte er. »Als die Polizei hier war, hat sie ihn nicht vorgefunden, also muss noch jemand anders einen Schlüssel haben.«

»Wo sind die Möbel?«, fragte Hoyle.

»Er muss sie verkauft haben«, antwortete Nightingale. »Vermutlich hat er vor seinem Tod alles verkauft, abgesehen von den Möbeln in seinem Schlafzimmer.«

»Hier drinnen könnte man ein paar tolle Feten feiern.«

»Es ist groß genug für einen Bolzplatz«, meinte Nightingale.

Oben scharrte etwas über den Boden, und beide Männer fuhren zusammen. »Was zum Teufel war denn das?«, fragte Hoyle.

»Wahrscheinlich eine Katze«, antwortete Nightingale. »Es war auch eine Katze oben, als ich das letzte Mal hier war.«

»Das klang aber nicht nach einer Katze«, gab Hoyle zurück.

»Sollen wir wieder gehen?«

»Zum Teufel, nein, jetzt sind wir erst mal hier«, sagte Hoyle. »Zeig mir, wo er sich umgebracht hat.«

Nightingale führte ihn in die Eingangshalle zurück und die Treppe hinauf. »Was hast du mit dem Haus vor?«, fragte Hoyle.

»Ich denke, ich werde es verkaufen«, antwortete Nightingale. »Die Hypothek bezahlen und sehen, was dann noch übrig bleibt. Warum – möchtest du mir ein Angebot machen?«

»Du könntest über einen Umbau nachdenken«, meinte Hoyle. »Es in mehrere Wohnungen aufteilen. Es gibt einen großen Markt für diese alten Häuser, wenn man es richtig anstellt.«

»Es wäre eine Schande, ein so schönes Haus in Wohnungen zu unterteilen«, sagte Nightingale. »Ich weiß allerdings nicht, wie leicht sich ein Käufer finden lassen wird.«

»Die Reichen sind immer reich«, gab Hoyle zurück. »Rezession oder Boom, sie haben immer Geld. Verkauf es an einen russischen Oligarchen oder einen saudi-arabischen Prinzen, und gönn ihnen das Vergnügen.«

»Vorhin in der Bar habe ich gedacht, dass es vielleicht eine Betrugs-
masche ist.«

»Eine Betrugs-
masche?«

»Dass jemand versucht, mich reinzulegen. Man sagt mir, das Haus wäre
meines, und dann will man irgendwie Geld von mir.«

»Hast du denn Geld?«

Nightingale lachte. »Nein«, antwortete er. »Aber vielleicht wissen sie das nicht. Kannst du mir einen Gefallen tun und diesen Anwalt für mich überprüfen? Er heißt Ernest Turtledove. Wohnt in einem Dorf namens Hamdale.«

Draußen auf den Feldern schrie etwas, und beide Männer blieben unvermittelt stehen. »Ein Fuchs?«, meinte Hoyle hoffnungsvoll.

»Hoffentlich«, antwortete Nightingale. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe über den Treppenabsatz. »Da entlang.« Er ging durch den Flur zu Goslings Schlafzimmer.

Hoyle richtete seine Taschenlampe auf die Decke, und der Lichtstrahl ließ die kleinen Kronleuchter auffunkeln. Er blieb stehen, als er die Überwachungskamera sah. »Bitte lächeln«, sagte er. »Versteckte Kamera. Wir werden gefilmt.«

»Die Dinger sind hier überall«, antwortete Nightingale, »aber es gibt keine Alarmanlage, soweit ich sehen kann. Nur die Kameras.«

»Und was bedeutet das deiner Meinung nach?«

Die beiden Männer blieben stehen, die Taschenlampen auf die Kamera gerichtet.

»Das bedeutet, dass er keine Angst vor Einbrechern hatte. Es ging ihm eher darum, das Haus innen und außen zu überwachen.«

»Vielleicht auch nicht«, entgegnete Hoyle. »Wenn man alles mit Kameras bestückt, braucht man keine Alarmanlage. Jeder Einbrecher, der einen Funken Verstand hat, wüsste, dass er gefilmt wird, und würde einen weiten Bogen um das Haus schlagen.«

»Es sei denn, er trüge eine Maske«, widersprach Nightingale. »Du über siehst das Eigentliche, Robbie. Er hatte vor jemandem Angst, aber nicht vor Einbrechern. Und vor wem auch immer er Angst hatte, derjenige würde sich von einer Alarmanlage nicht abschrecken lassen.«

Hoyle ging den Flur hinunter und sah sich die Kamera genauer an. »Sie läuft nicht«, sagte er.

»Wie denn auch«, entgegnete Nightingale. »Der Strom ist abgestellt.« Er trat neben Hoyle. An der Geräteseite befand sich ein kleines, rotes Lämpchen, aber es leuchtete nicht.

Hoyle leuchtete mit der Taschenlampe zur Decke hinauf und die Wand hinunter. »Ich sehe keine Leitungen«, sagte er. »Vielleicht handelt es sich um ein drahtloses System. Wo wohl die Bildschirme sind?«

»Unten habe ich keine gesehen, und im Schlafzimmer war auch nichts.«

»Irgendwo müssen sie aber sein«, entgegnete Hoyle. »Man würde die doch nicht wegbringen und die Kameras zurücklassen.«

Nightingale ging zu Goslings Schlafzimmer zurück und öffnete die Tür. »Hier hat er sich umgebracht.«

Hoyle leuchtete mit seiner Taschenlampe die Decke ab. Dann ging er ins Schlafzimmer, und der Strahl seiner Taschenlampe wanderte über Wände und Decke. »Hier haben sie wirklich verdammt gut sauber gemacht, was?«

»Es war, wie ich dir schon gesagt habe, ein professionelles Reinigungssteam«, antwortete Nightingale, der hinter ihm in den Raum trat.

»Falls ich jemals jemanden umbringe, fordere ich die hinterher an«, meinte Hoyle. »Keine Blutspritzer an den Wänden. Und kein einziger Fleck auf dem Boden.« Er runzelte die Stirn. »Was ist mit dem Pentagramm?«

»Das war wohl mit Kreide gezeichnet, und die haben sie einfach weggewischt«, antwortete Nightingale. »Ich denke, hier hat er während seiner letzten Tage gelebt. Sonst sind im ganzen Haus keine Möbel mehr. Das hier wird das Nervenzentrum gewesen sein.«

»Und warum sind dann keine Bildschirme da?«, fragte Hoyle. »Falls er sich hier verkrochen hat, brauchte er die Bildschirme in seiner Nähe. Andernfalls wären sie doch nutzlos gewesen.«

»Was denkst du denn, Robbie? Dass er hier belagert wurde und auf jemanden gewartet hat?«

Hoyle grinste. »Auf jemanden«, sagte er. »Oder auf etwas.« Er verzog das Gesicht zu einer Fratze, zappelte mit den Händen in der Luft herum und stöhnte.

»Hier ist ein Mann gestorben, Robbie, das wollen wir mal nicht vergessen.«

»Er hat sich umgebracht«, entgegnete Hoyle, plötzlich ernst. »Und jeder, der das tut, verliert jedes Mitleid, das ich vielleicht mit ihm hätte haben können. Selbstmord ist der Ausweg von Feiglingen, Jack, die es den Lebenden überlassen, hinter ihnen aufzuräumen.«

»Du kennst doch die Fakten gar nicht«, sagte Nightingale.

»Ich weiß, dass er dir übel mitgespielt hat«, gab Hoyle zurück. »Er hat behauptet, dein Vater zu sein, hatte aber nicht den Anstand, es dir ins Gesicht zu sagen. Er hätte sich wenigstens mit dir zusammensetzen und deine Fragen beantworten können, bevor er die schmutzige Tat beging.«

»Ja, vielleicht.«

»Nicht vielleicht«, erklärte Hoyle. »Nur Feiglinge begehen Selbstmord.«

»Manchmal braucht man Mut dazu«, meinte Nightingale leise. »Manchmal ist es der einzige Ausweg.«

»Also, für mich wäre es ausgeschlossen, mich umzubringen und meine Mädels mit der Frage zurückzulassen, warum ich das getan habe«, sagte Hoyle.

»Er hat erklärt, warum«, entgegnete Nightingale. »Darum hat er ja die DVD aufgenommen.«

»Du nimmst ihm das doch nicht etwa ab?«, fragte Hoyle verächtlich. »Du glaubst doch nicht wirklich, dass an deinem Geburtstag ein Teufel kommt und deine Seele mitnimmt?«

Nightingale blickte finster. »Natürlich nicht.«

»Na also. Die DVD ist ein Haufen Scheiße. Er war verrückt, und – genetischer Vater hin oder her – er versucht einfach nur, dich von jenseits des Grabes seelisch und geistig fertigzumachen.«

»Und warum?«

»Er war wahnsinnig, Jack. Bei einem Wahnsinnigen gibt es kein ›warum‹.« Er nickte zur Tür hin. »Komm, schauen wir uns mal unten um.«

Nightingale folgte Hoyle die Treppe hinunter. Hoyle fuhr mit den Händen über die getäfelten Wände. »Das ist echte Qualität«, sagte er. »Hier war kein polnischer Bautrupp am Werk – das hier ist Originalarbeit. Was meinst du, wie alt das ist?«

»Die Polizisten haben sechzehntes Jahrhundert gesagt«, antwortete Nightingale. »Das Haus trug damals einen anderen Namen, es war nach dem hiesigen Adelsgeschlecht benannt.«

»He, meinst du, dieser Besitz wird dich zum neuen Landadligen machen? Vielleicht darfst du dann die Dorf Mädels entjungfern. Hast du eine Ahnung, wie viel Land dazugehört?«

»Ich habe nicht gefragt«, sagte Nightingale.

»Man könnte vielleicht einen Golfplatz daraus machen«, meinte Hoyle. »Das hier wäre ein tolles Clubhaus.«

Sie gingen in die Küche. Hoyle machte eine Tür auf und stieß auf eine Speisekammer mit leeren Regalen, während Nightingale eine andere Tür öffnete, hinter der ein gefliester Raum lag, der zwar mit einem Waschmaschinenanschluss versehen, ansonsten aber wie der Rest des Hauses leergeräumt war. Hinter der Speisekammer lagen drei kleine Zimmer. An den Wänden war zu sehen, wo einmal Poster und Bilder gehangen

hatten, und Nightingale kam zu dem Schluss, dass hier die Dienstbotenkammern gewesen waren. Eine Tür führte nach hinten in den Garten hinaus. Sie war mit drei Schlössern und zwei Riegeln gesichert, und eine Überwachungskamera war darauf gerichtet. »Die hier ist nicht drahtlos«, sagte Hoyle und leuchtete die Kamera mit der Taschenlampe an. »Siehst du das Kabel da?«

Nightingale blickte hoch. Hinter der Kamera verschwand eine schwarze Leitung unter dem Verputz. »Und was bedeutet das?«, fragte er.

»Das bedeutet, dass die Bildschirme wahrscheinlich irgendwo unten sind«, antwortete Hoyle. »Warst du schon in allen Zimmern?«

»Noch nicht«, sagte Nightingale.

»Dann wollen wir uns mal umschauen«, meinte Hoyle. Sie gingen in den Salon zurück und dann durch den Flur in einen großen, mit Bücherregalen und Schränken aus Teakholz ausgestatteten Raum. »Die Bibliothek?«, fragte Hoyle.

»Sieht so aus«, antwortete Nightingale.

Dahinter lag ein weiterer Salon mit einem riesigen Kamin, und dann kam noch ein kleinerer Raum, in dem einmal ein Snooker-Tisch gestanden haben musste, weil noch immer die hölzerne Zähltafel an der Wand hing und in der Mitte der Decke eine rechteckige Lampe befestigt war. Über der Tür befand sich eine Überwachungskamera.

Hoyle ging in den Flur zurück. »Das Haus ist alt, die Kameras müssen also später als die Wandtäfelung verlegt worden sein, oder?«

»Offensichtlich«, sagte Nightingale.

Hoyle richtete die Taschenlampe auf ihn, und Nightingale beschirmte die Augen mit der Hand. »Sie konnten also die Täfelung nicht abnehmen, ohne das Holz zu beschädigen, oder?«

Er fuhr mit der Taschenlampe über die makellose Walnusstäfelung. »Das hier ist Schreinerhandwerk vom Feinsten«, sagte er. »Das kann man nicht einfach auseinanderreißen und wieder zusammensetzen.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, ich glaube nicht, dass sie die Kabel der Erdgeschoss-Kameras durch den Flur verlegt haben können. Dabei wäre zwangsläufig die Täfelung zerstört worden.«

Nightingale runzelte die Stirn. »Okay. Die Kameras sind also im Obergeschoss drahtlos und im Erdgeschoss verkabelt. Aber die Kabel laufen nicht durch den Flur.« Plötzlich dämmerte es ihm. »Es gibt einen Keller«, sagte er.

»Genau«, meinte Hoyle. »Sie haben die Kabel direkt nach unten geführt.«

Sie gingen in die Haupteingangshalle zurück. »Wenn es eine Treppe in den Keller gäbe, wäre die dann nicht hier?«, fragte Nightingale.

Hoyle ging an der Tafelung entlang und klopfte alle paar Schritte dagegen. Jedes Klopfen erzeugte den gleichen, dumpfen Ton.

»Suchst du nach einer Geheimtür?«, fragte Nightingale.

»Hast du eine bessere Idee?« Hoyle machte mit dem Klopfen weiter.

»Warum sollte er denn den Eingang zu seinem eigenen Keller verstecken?«

»Wer weiß schon, was in seinem Kopf vor sich ging? Wir haben uns doch schon darauf geeinigt, dass er verrückt war, oder?« Und Hoyle legte erneut los mit dem Klopfen.

»Wir wissen ja nicht einmal, ob es überhaupt einen Keller gibt«, sagte Nightingale.

»Ein altes Haus wie dieses hier muss einen haben«, gab Hoyle zurück. »Damals hat man die Grundmauern immer sehr tief gelegt.« Er ging ein paar Schritte weiter und klopfte erneut. Diesmal klang es hohl. Hoyle grinste und klopfte noch einmal. Der Klang war eindeutig anders, er schien fast widerzuhallen.

»Das soll wohl ein Scherz sein.« Nightingale klopfte neben sich gegen die Wand. Ein dumpfer Ton. Hoyle klopfte. Ein hohles Echo.

Hoyle fuhr mit den Fingerspitzen über die Wandtäfelung und drückte dann dagegen. Nichts rührte sich.

»Versuch einmal zu ziehen«, sagte Nightingale.

Hoyle tat es. Man hörte ein Klicken, und ein Abschnitt der Wand schwang auf. »Sesam öffne dich«, flüsterte er. Er grinste Nightingale triumphierend an. »Was würdest du ohne mich bloß tun, Jack?«

Nightingale folgte Hoyle in den Keller hinunter. Die Treppe war aus Holz, links lief ein Messinggeländer entlang. Er hielt die Hand darauf gelegt und tastete bei jeder Stufe mit dem Fuß vor, bevor er ihr sein Gewicht anvertraute. Im Licht ihrer Taschenlampen erkannten sie Bücher, lauter Regale voller Bücher, die zum größten Teil ledergebunden waren.

»Warum hat er denn seine Bibliothek hier unten untergebracht?«, fragte Nightingale.

»Weil er verrückt war. Verrückte tun verrückte Dinge.«

Auf halber Höhe der Treppe blieben sie stehen und leuchteten ihre Umgebung mit den Taschenlampen ab. Ein kompletter Flügel des Hauses schien voll unterkellert zu sein. Die Bücherregale zogen sich bis weit nach hinten, und entlang einem Mittelgang standen zwei Reihen mit Schaukästen. Eine Sitzecke war mit zwei großen, roten Chesterfieldsesseln und einem Couchtisch eingerichtet, auf dem weitere Bücherstapel lagen. Ein riesiger Schreibtisch war mit Zeitungen bedeckt. Sie sahen einen antiken Globus, der über einen Meter hoch war, und einen großen Eichentisch mit mehr als einem Dutzend Kerzen darauf. Geschmolzenes Wachs war davon heruntergeflossen und hatte auf dem Boden Lachen gebildet.

»Das ist ja total abgefahren«, sagte Nightingale.

»Sieht so aus, als hätte er hier unten viel Zeit verbracht«, meinte Hoyle.

»Komm, schauen wir uns mal um.«

Hoyle ging die Treppe weiter hinunter. Nightingale rümpfte die Nase. Es lag ein modriger Geruch in der Luft, der einen unangenehmen Geschmack im Mund hinterließ. Es war nicht nur der Geruch alter Bücher oder von Kerzenruß, sondern etwas Bitteres, Beißendes. Als er schluckte, hob sich ihm der Magen, und er musste sich zusammenreißen, um nicht zu würgen.

Hoyle kam unten an und ging zwischen den beiden Reihen von Schaukästen hindurch. »Jack, das musst du sehen«, rief er.

Nightingale trat zu ihm vor eine Vitrine, deren Fächer mit Menschenschädeln unterschiedlicher Größe gefüllt waren, manche so klein, dass sie nur von Babys stammen konnten, andere in

Erwachsenengröße, vom Alter vergilbt, die Zähne braun verfärbt und vom jahrelangen Kauen abgenutzt.

»Das ist doch krank«, sagte Hoyle. »Er hat Schädel gesammelt.«

Nightingale bückte sich, um sie anzusehen. Die meisten Schädel hatten hinten ein kleines, scharfkantiges Loch wie von einem Meißel oder Hammer. »Die sind keines natürlichen Todes gestorben«, stellte er fest.

»Vielleicht ist das Loch erst post mortem gemacht worden«, sagte Hoyle.

»Das hoffe ich«, meinte Nightingale.

Sie gingen zum nächsten Schaukasten. Er lag voller Messer – Messer mit gebogenen Klingen, Messer mit geschnitzten Heften in der Form exotischer Tiere, Doppelklingenmesser, Messer aus Holz, Elfenbein und jeder Art von Metall. Manche schienen getrocknetes Blut an der Klinge zu haben, andere waren zernarbt und zerkratzt. Manche waren mit sonderbaren Schriftzeichen verziert. »Die meisten davon sind illegal, antik hin oder her«, sagte Nightingale.

Hoyle ging zum nächsten Schaukasten, in dem Kristallkugeln lagen. Er richtete die Taschenlampe darauf, und das Licht brach sich darin wie ein Dutzend Regenbogen. Nightingale trat zur Wand und leuchtete ein paar Bücher an. Nur bei einigen wenigen stand ein Titel auf dem Buchrücken. Er zog aufs Geraatewohl ein Buch heraus. In den Buchdeckel war ein Titel eingraviert: *Opfer und Selbstverstümmelung*. Er schlug das Buch auf. Es war 1816 in Edinburgh erschienen. Er blätterte es durch. Beim Anblick der Illustrationen drehte sich ihm der Magen um – es waren schwarzweiße Stiche von Menschen, die gefoltert und hingemetzelt wurden. Er stellte das Buch zurück und nahm das nächste heraus. Es war auf Spanisch verfasst und hatte einen Einband, der wie Eidechsenleder aussah. Er konnte nicht enträtseln, wovon das Buch handelte, aber die Illustrationen zeigten sonderbare mythische Kreaturen, geflügelte Drachen und doppelköpfige Schlangen. Er zog noch ein paar weitere Bände heraus. Alle waren steinalt, die Seiten abgegriffen und zerknittert und häufig an den Rändern mit handschriftlichen Notizen versehen. Die meisten Bücher handelten von Hexerei und schwarzer Magie.

Plötzlich krachte etwas hinter ihm, und Nightingale zuckte zusammen. Er fuhr herum und ließ dabei das Buch in seiner Hand fallen. Hoyle blickte

auf etliche Glasscherben hinunter. »Verdammt, Robbie, was soll das?« Hoyle antwortete nicht. Nightingale hob das Buch auf und stellte es ins Regal zurück. »Was ist passiert?«, fragte er.

»Es war eine der Kristallkugeln«, sagte Hoyle. »Ich habe sie fallen lassen.«

»Das sehe ich«, sagte Nightingale. Er nahm sich eine der kleineren Kugeln und wog sie in der Hand. »Aber das hier ist massives Kristall«, sagte er. »Es sollte nicht zerbrechen.«

»Die hier war anders«, gab Hoyle zurück. »Sie war mit Rauch oder Nebel gefüllt, der sich darin zu bewegen schien.«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Ich habe etwas gesehen«, sagte Hoyle leise. »Im Nebel.«

»Was denn? Was hast du gesehen?«

Hoyle stieß mit der Schuhspitze gegen eine der gewölbten Scherben.

»Robbie, was hast du gesehen?«

»Es ist albern. Nichts.«

»Robbie?«

Hoyle schluckte. »Ich habe mich selbst gesehen.«

»Dein Spiegelbild?«

»Nein, sondern so, als befände ich mich in dem Glas. Im Nebel. Ich stand mitten auf einer Straße ...«

»Komm schon, Robbie, du verarschst mich.«

Hoyle schüttelte den Kopf. »Ich stand mitten auf der Straße, und dann wurde ich von einem Taxi überfahren. Einem schwarzen Taxi.«

»Robbie ...«

Hoyle sah ihn an. »Das meine ich ernst, Jack. Das Taxi ist über mich drübergefahren.«

»Es ist dunkel hier unten, Robbie. Du hast die Kugel mit der Taschenlampe angeleuchtet – bestimmt hat dir das Licht einen Streich gespielt.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe«, sagte Hoyle.

»Kristallkugeln sind doch Hokuspokus«, behauptete Nightingale. Er betrachtete die Kugel, die er in der Hand hielt. »Zeige mir die Zukunft, o magische Kugel«, stöhnte er. »Sage mir, was vor mir liegt.« Er fuhr mit der Taschenlampe über die Kugel, und das Licht zersplitterte zu einem Regenbogen. »Nichts«, sagte er. »Vielleicht sollte ich es mit einem anderen

Sender versuchen.« Er grinste Hoyle an. »Meinst du, ich könnte hiermit Sky Sports empfangen?« Hoyle versuchte zu lächeln, aber Nightingale sah, dass sein Freund verstört war. Er legte die Kristallkugel in den Schaukasten zurück. »Was meinst du, wie viele Bücher hier wohl stehen? Tausende? Zehntausende?«

»Viele«, sagte Hoyle.

»Die kann er doch gewiss nicht alle gelesen haben.«

»Vielleicht war er ein Schnellleser«, überlegte Hoyle laut. »Vielleicht waren sie eine Geldanlage. Vielleicht hat er sie pro Meter gekauft und nie gelesen.«

Sie gingen an den Schaukästen entlang. »Er war ein Sammler, das ist jedenfalls sicher«, sagte Nightingale. In einem Kasten lag etwas, was wohl Schrumpfköpfe waren, ledrige, faustgroße Klumpen mit strähnigem Haar und schweineähnlichen Nasen. In der nächsten Vitrine fanden sie Steine, in denen Nightingale dann Fossilien erkannte. Er schaute sie sich genauer an. Sie sahen wie Vögel aus, hatten aber lange Klauen und Zähne.

»Vampirfledermäuse?«, fragte Hoyle nur halb im Scherz.

»Ich hab verdammt nochmal keine Ahnung, was das ist«, antwortete Nightingale. »Es sind Fossilien, also müssen sie alt sein. Aber ich glaube nicht, dass Vögel jemals Zähne hatten, oder?«

»Die sehen eher wie Eidechsen aus als wie Vögel«, murmelte Hoyle. Er leuchtete mit dem Strahl seiner Taschenlampe durch den Keller bis zur hinteren Wand. »Das sieht aus wie das Überwachungssystem«, sagte er. An der Wand hingen ein halbes Dutzend LCD-Monitore in zwei Dreierreihen.

Die beiden Männer gingen zwischen den Schaukästen hindurch dorthin. Als sie näher kamen, entdeckten sie einen schwarzen Holzschreibtisch mit einem Holzstuhl und einer großen Videokonsole aus Edelstahl mit beschrifteten Schaltern. Nightingale fuhr mit dem Finger darüber. »Damit steuert man die Überwachungskameras«, sagte er. »Schau dir das einmal an. Da sind ... wie viele? Vierundzwanzig Kameras?«

»Achtundzwanzig«, erwiderte Hoyle einen Moment später. »Overkill. Würdest du nicht auch sagen?«

»Ja. Er hat bestimmt oft hier unten gesessen und die Bildschirme beobachtet. Aber wonach hat er Ausschau gehalten?«

»Hatte er Angst, dass jemand ihm seine Sammlung klauen würde?«

»Ich glaube nicht, dass er Angst hatte«, antwortete Nightingale. »Ich glaube, er wollte einfach nur wissen, was in seinem Haus vor sich ging. Er kann ja nicht allein gewesen sein. Er muss Personal gehabt haben – Reinigungskräfte, Gärtner, einen Chauffeur, einen Verwalter. Vielleicht hat er denen nicht getraut. Vielleicht hat er überhaupt niemandem getraut.«

»Aber zum Zeitpunkt seines Todes war er allein im Haus«, sagte Hoyle.

»Das stand zumindest in der Akte.«

»Er muss das Personal entlassen haben«, meinte Nightingale.

Hoyle deutete auf die Reihen von Schaukästen hinter ihnen. »Und was ist das hier für ein Ort? Was hat Gosling hier unten getrieben? Es ist ja keine Ausstellung. Er hat das alles versteckt gehalten.«

»Du weißt genau, was es ist«, gab Nightingale zurück. »Es ist ein Supermarkt der Hexerei, nichts anderes. Ein Heiligtum der schwarzen Magie. Ainsley Gosling war ein Satanist, und hier ist er seinem Gewerbe nachgegangen.«

»Es gibt keine Magie«, sagte Hoyle. »Rauch, Spiegel und Aberglauben, das ist schon alles. Wir sind hier im einundzwanzigsten Jahrhundert, Jack, im dritten Jahrtausend. Magie gehört ins finstere Mittelalter.«

»Aber diese Kristallkugel hat dir einen Riesenschreck eingejagt, oder?«

»Das war etwas anderes. Das war keine Magie, es war ...« Er hielt inne und suchte nach Worten. »Ich weiß nicht, was das war. Vielleicht hattest du ja recht, vielleicht hat mir das Licht einen Streich mit meinem Spiegelbild gespielt.«

»Okay, aber du hast kirchlich geheiratet, oder?«

»Ja, und?«

»Das war eine religiöse Zeremonie vor Gott.«

»Das ist etwas anderes«, sagte Hoyle und rieb seinen Ehering.

»Nein, es ist genau das Gleiche. Was du in der Kirche mit Anna gemacht hast, war eine Zeremonie mit allem Rüstzeug der Religion. Und erinnerst du dich an Sarahs Taufe? Ich musste dem Teufel und seinen Werken widersagen.«

»Das sind doch einfach nur Worte, Jack. Alle sagen ›bis der Tod uns scheidet‹, aber die meisten Ehen enden mit der Scheidung. Das sind Worte, keine Zaubersprüche.« Er umfasste mit einer Handbewegung die

Regale voller Bücher. »Das da ist Quatsch. All das hier. Und du weißt, dass es Quatsch ist.«

»Ich behaupte ja gar nicht, dass es kein Quatsch ist«, erwiderte Nightingale. »Ich sage nur, dass Gosling offensichtlich daran geglaubt hat, das ist alles. Und vielleicht ist es ja dieser Glaube, der ihn zum Selbstmord veranlasst hat.« Er ging zur Treppe. »Komm, machen wir, dass wir hier wegkommen. Mit den Taschenlampen können wir nicht richtig sehen – ich lass den Strom wieder anschalten, und dann kommen wir zurück.«

Auf dem Weg zur Treppe kamen sie an einem Eichenholzschreibtisch vorbei. Im Gegensatz zu den anderen Tischen im Keller war er nicht mit Büchern oder Zeitungen überhäuft: Dort war nur ein einziges, ledergebundenes Buch aufgeschlagen, und daneben lag ein Mont-Blanc-Füller. Die Seiten waren mit handschriftlichem Gekrakel bedeckt; aber Nightingale konnte es im Licht der Taschenlampe nicht entziffern. Er hob das Buch auf und nahm es mit.

Robbie Hoyle wohnte in einer hübschen Doppelhaushälfte in Raynes Park, die er ein paar Jahre vor dem Absturz der Immobilienpreise gekauft hatte und die jetzt weniger wert war als die Hypothek, die er dafür aufgenommen hatte. Der schwarze VW-Golf seiner Frau stand schon in der Zufahrt, und so parkte er auf der Straße.

»Vielleicht sollten wir das Haus verkaufen und *chez Nightingale* einziehen«, sagte Hoyle, als sie über die Einfahrt zur Haustür gingen.

»Ich glaube kaum, dass du dir die Miete leisten könntest, Kumpel.«

»Wie wär's mit einem Freundschaftspreis?«, fragte Hoyle. Er schloss die Tür auf. »Wir brauchen bald ein größeres Haus. Das hier haben wir gekauft, bevor wir wussten, dass wir Zwillinge bekommen würden.«

»Zwillingstöchter, die können sich ein Zimmer teilen«, sagte Nightingale.

»Da spricht das Einzelkind«, sagte Hoyle und stieß die Haustür auf.

»Glaub mir, Kinder brauchen einen eigenen Platz für sich.«

Anna Hoyle kam aus der Küche, eine Flasche Rotwein in der Hand. »Macht nicht zu viel Lärm, Jungs. Die Zwillinge sind gerade erst eingeschlafen, und Sarah hat morgen eine Prüfung.«

»Ich liebe dich auch«, sagte Hoyle. Er gab ihr ein Küsschen auf die Wange.

»Das meine ich ernst.« Anna lächelte Nightingale an und hielt die Weinflasche hoch. »Hi, Jack. Ist Rotwein okay?« Nightingale und Hoyle hatten Anna zehn Jahre zuvor zur gleichen Zeit kennen gelernt. Sie war Polizeianwärterin in der Wache in Südlondon gewesen, wo sie Dienst taten, und beide hatten sie darum gebeten, mit ihnen auszugehen. Sie hatte sich zuerst mit Nightingale verabredet, aber an dem Abend, an dem sie sich eigentlich hatten treffen wollen, war er zu einer Bank in Clapham abgerufen worden, wo ein Mann sich nach einem Raubüberfall verbarrikadiert hatte. Am Abend darauf war sie mit Hoyle einen trinken gegangen, und es war so gut gelaufen, dass sie ein halbes Jahr später geheiratet hatten. Nach drei Kindern war sie noch immer ein toller Anblick mit ihrem schulterlangen,

blonden Haar, der schlanken Figur und den grünen Augen, die immer leicht belustigt wirkten.

»Rotwein ist prima. Tut mir leid, dass ich deinen Mann aufgehalten habe«, sagte Nightingale, während er seinen Regenmantel auszog. Er warf ihn über die Rücklehne eines Sessels und gab ihr einen brüderlichen Kuss auf die Wange. Schon vor langer Zeit hatte er sich damit abgefunden, dass sie nie mehr für ihn sein würde als eine Freundin, auch wenn er sich jedes Mal, wenn sie ein Zimmer verließ, dabei erwischte, dass er auf ihre Beine starrte.

»Ich hole die Gläser«, sagte Hoyle. »Setz du dich hin. Ich weiß, dass ihr Privatschnüffler den ganzen Tag damit zubringt, durch die Straßen zu stapfen.«

»Wunderbar.« Nightingale ließ sich aufs Sofa fallen und streckte die Beine aus.

»Wie läuft das Geschäft?«, fragte Anna, die sich ihm gegenüber setzte.

»So la la«, antwortete er und versuchte, nicht auf ihren Ausschnitt zu starren. »In einer Rezession schnellt die Scheidungsrate immer nach oben. Mehr Streit ums Geld, nehme ich an.«

»Und Jenny?«

»Der geht es gut.«

»Bist du schon mal mit ihr aus gewesen?«

Nightingale stöhnte. »Anna, sie ist meine Angestellte. Sie ist eine Mitarbeiterin. Wenn du heutzutage irgendwas mit deinen Mitarbeiterinnen anfängst, stehst du bald vor dem Arbeitsgericht.«

»Sie fährt total auf dich ab, Jack. Das ist unübersehbar. Warum arbeitet sie denn sonst wohl für dich?«

Nightingale grinste. »Wir sind eine dynamische Gesellschaft mit Wachstumspotenzial«, sagte er.

Hoyle kehrte mit drei Gläsern aus der Küche zurück. Er stellte sie auf den Couchtisch und warf sich in einen Sessel, während Anna den Wein einschenkte. »Und, hat Jack dir gesagt, dass er jetzt ein vermögender Mann ist?«

»Wirklich?«, fragte Anna. »Vermögend?«

»Ich habe ein Haus geerbt.«

»Ein Herrenhaus«, erzählte Hoyle. »Es ist fantastisch, Babe. Das glaubst du nur, wenn du es mit eigenen Augen gesehen hast. Dutzende von Zimmern, eine Bibliothek, die Küche allein ist schon so groß wie unser Haus.«

»Du Glückspilz«, sagte Anna. »Wie kommt das denn?«

»Ein Verwandter ist gestorben«, erzählte Nightingale.

»Ein naher Verwandter?«, fragte Anna.

»Mein Vater.«

Annas Augenbrauen schossen nach oben. »Jack!«

»Okay, jemand, der behauptet hat, mein Vater zu sein.«

Hoyle nahm einen Schluck von seinem Wein. »Offensichtlich so eine Art Satanist.«

»Ein Teufelsanbeter?«, fragte Anna. »Das ist ein Scherz, oder?«

»Ich weiß nicht, ob er den Teufel angebetet hat, aber gestört war er auf jeden Fall. Er hat sich den Kopf mit einer Schrotflinte weggeschossen.«

Anna zog die Beine unter sich und umfasste ihr Glas mit beiden Händen.

»Ich dachte, deine Eltern wären vor Jahren gestorben«, sagte sie.

»Das sind sie auch, aber anscheinend bin ich adoptiert worden, und Gosling war mein leiblicher Vater.«

»Aber du wüsstest doch bestimmt Bescheid, wenn du adoptiert wärest.«

»Es ist gleich nach der Geburt geschehen. Ich wurde den Nightingales übergeben und so ins Geburtsregister eingetragen, als wäre ich ihr leibliches Kind. Allerdings könnte das Ganze auch nur Quatsch sein. Irgendeine Betrugsmasche.«

»Du solltest eigentlich feststellen können, ob er dein Vater war oder nicht. Mit Hilfe der DNA, oder?«

»Ist schon in Arbeit«, bemerkte Hoyle.

»Wir könnten ihn jetzt sofort fragen, wenn du magst«, sagte Anna.

Nightingale und Hoyle sahen sie verblüfft an. »Was?«, fragte Nightingale. »Wovon redest du eigentlich?«

»Wie hieß er denn – dein Vater?«

»Mein genetischer Vater? Ainsley Gosling.«

»Also, dann lass uns Mr. Gosling fragen. Gehen wir direkt an die Quelle.«

»Anna, was hast du vor?«, fragte ihr Mann.

»Lasst uns eine Séance halten«, antwortete sie. »Die Hände auf ein Glas legen und dann mit den Toten reden – den Geistern. Robbie und ich haben das vor Jahren öfter gemacht.«

»Es war ein Scherz, ein Partygag«, sagte Hoyle.

»Wir hatten ein paar ziemlich eigenartige Botschaften.«

»Es gibt immer jemanden, der am Glas rückt«, sagte Hoyle.

»Anna, du glaubst doch nicht wirklich, dass du mit den Toten kommunizieren kannst?«, fragte Nightingale.

»Es funktioniert! Ich kann nicht erklären, warum es funktioniert, aber man kann Botschaften von Menschen bekommen, die gestorben sind.«

Nightingale runzelte die Stirn. »Ist das dein Ernst?«

»Ich sage nur, dass es einen Versuch wert ist. Und es heißt ja, dass Geister, die gewaltsam gestorben sind, weil sie zum Beispiel ermordet wurden oder Selbstmord begangen haben, häufig in der Nähe bleiben – vermutlich, weil sie ihre Aufgaben nicht erledigen konnten.«

»Na, Jack ist sicherlich so eine unerledigte Aufgabe.«

Anna lächelte Nightingale strahlend an. »Wollen wir es auf einen Versuch ankommen lassen?«

Nightingale, Hoyle und Anna saßen am Esstisch. Anna hatte die Buchstaben des Alphabets auf Papierquadrate geschrieben und dazu die Worte ›Ja‹ und ›Nein‹. Sie legte die Buchstaben zu einem Kreis aus, mit dem A zuoberst; das ›Ja‹ und das ›Nein‹ kamen ins Innere. Hoyle holte noch ein Weinglas aus der Küche und stellte es verkehrt herum in die Mitte des Kreises. »Und jetzt?«, fragte Nightingale. »Jetzt starren wir das Glas an und stöhnen uns einen ab?«

»Wir müssen unsere rechten Zeigefinger auf den Glasboden legen«, sagte Anna, »aber zuerst müssen wir noch unsere Aura reinigen.«

»Wir müssen *was*?«, fragte Nightingale.

»Ich glaube, sie sagt, dass du eine Dusche brauchst«, meinte Hoyle.

»Es geht darum, die Umgebung für Geister sicher und angenehm zu machen«, sagte Anna, ohne auf den Sarkasmus ihres Mannes zu reagieren. Sie ging zum Kamin, zündete drei Kerzen an und trug eine zur Anrichte neben dem Esstisch. Dann schaltete sie das Licht aus. »Die Geister fühlen sich im Dunkeln wohler«, sagte sie.

»Geht das nicht uns allen so?«, fragte Nightingale. »Warum kann ich meinen Wein nicht behalten?«

»Auf dem Tisch darf sich kein Alkohol befinden, keine Zigaretten und nichts Unreines«, erklärte Anna.

»Weil?«

»Weil unreine Dinge böse Geister anziehen«, antwortete sie.

»Woher willst du das eigentlich alles wissen?«, fragte Nightingale.

»Sie liest«, sagte Hoyle.

Anna setzte sich und streckte die Hände aus. »Jetzt bilden wir einen Kreis und sprechen das Vaterunser«, sagte sie.

»Streng genommen ist es ein Dreieck«, warf Nightingale ein.

»Sei nicht so spitzfindig«, sagte Anna. »Jetzt nehmt meine Hände und schließt die Augen.«

Die beiden Männer taten, wie geheißen, und Anna sprach mit ihnen das Vaterunser. Es war lange her, seit Nightingale es zum letzten Mal gebetet hatte, und er verlor zweimal den Faden und nuschelte über die Worte weg,

die er vergessen hatte. Als sie fertig waren, schlugen sie die Augen auf. Anna hielt sie weiter bei den Händen. »Lass alle Geister hier drinnen wissen, dass wir nichts Böses vorhaben und nur Gottes Willen tun«, sagte sie.

»Amen«, psalmodierte Hoyle.

»Du liebes bisschen«, sagte Nightingale.

Anna sah ihn missbilligend an. »Du musst es schon ernst nehmen«, mahnte sie. »Und jetzt legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Glasboden.« Sie machte es selbst behutsam vor, und die beiden Männer folgten ihrem Beispiel. »So, es geht los«, sagte sie. »Ist jemand da?« Sie saßen zehn Sekunden schweigend da. »Ist jemand da?«, wiederholte Anna.

»Du bist verrückt, und das weißt du auch«, murmelte Nightingale.

»Ich an deiner Stelle wäre da vorsichtiger«, sagte Hoyle. »Der Letzte, der sie verrückt genannt hat, liegt hinten in unserem Garten verscharrt.«

Anna sah ihn wütend an. »Ist jemand da?«, fragte sie, diesmal mit leiserer Stimme.

Hoyle grinste Nightingale an und wackelte mit den Augenbrauen. Nightingale versuchte, nicht zu lachen. Sie erstarrten, als das Glas unter ihren Fingern ruckte.

»Ist jemand da?«, wiederholte Anna.

Langsam, aber sicher glitt das Glas über den Tisch auf das Stück Papier zu, auf dem »Ja« stand.

»Unmöglich«, murmelte Nightingale.

»Psst«, zischte Anna.

Das Glas verharrte vor dem »Ja« und glitt langsam wieder in die Mitte des Kreises zurück. Nightingale blickte Hoyle an, der den Kopf schüttelte, als wollte er sagen, dass er das Glas nicht schob.

»Wie war der Name deines Vaters nochmal?«, flüsterte Anna.

»Ainsley Gosling«, sagte Nightingale, die Augen auf das Glas geheftet.

»Wir wollen mit Ainsley Gosling sprechen«, sagte Anna. Sie legte den Kopf in den Nacken. »Ist Ainsley Gosling da?«

Das Glas ruckte erneut und rückte unerbittlich auf das »Ja« zu. Auf halber Strecke blieb es stehen, doch ein paar Sekunden darauf rückte es weiter, bis es das Stück Papier berührte.

»Ich glaube das nicht«, flüsterte Nightingale. »Jemand schiebt das Glas.«

»Jack!«, zischte Anna. »Die Geister spüren Negativität.« Das Glas glitt wieder in die Mitte des Tisches. Nightingale wusste, dass er nicht dagegendrückte, und es fühlte sich auch nicht so an, als täten Anna oder Hoyle etwas dergleichen. »Hast du eine Botschaft für uns?«, fragte Anna, und schon bevor sie die Frage ganz ausgesprochen hatte, schoss das Glas zu ›Ja‹ hinüber und glitt dann wieder in die Mitte zurück.

»Das ist ja unglaublich«, flüsterte Hoyle. »Du manipulierst hier doch nichts, oder, Jack?«

Nightingale schüttelte den Kopf. Sein Finger tat weh, aber er wollte ihn nicht vom Glas nehmen, um das, was da gerade geschah, nicht etwa zu unterbrechen. »Und jetzt, Anna?«, fragte er.

Sie starrte noch immer zur Decke hinauf. »Was willst du uns sagen?«, fragte sie.

Das Glas rührte sich nicht. Nightingale versuchte, es durch Willenskraft dazu zu zwingen, sich zu bewegen, aber es blieb trotzig da, wo es war. »Du bist unter Freunden«, sagte Anna leise. »Wir wollen nur hören, was du zu sagen hast.«

Das Glas bewegte sich rasch und berührte in schneller Folge die Buchstaben J, A, C und K.

»Jack!«, sagte Hoyle aufgeregt. »Das war dein Name.«

»Wir können alle lesen, Schatz«, sagte Anna. Sie holte tief Luft. »Ja, Jack ist hier bei uns. Hast du eine Botschaft für ihn?«

Das Glas rückte langsam zum ›Ja‹, berührte das Stück Papier und glitt wieder in die Tischmitte. Dann begann es, kleine Kreise zu ziehen, erst langsam und dann schneller – so schnell, dass Nightingales Finger fast heruntergerutscht wäre. Es raste zum Buchstaben I und blieb mehrere Sekunden dort stehen, glitt zur Mitte zurück und von dort beinahe sofort zum C. Langsam buchstabierte es: I-C-H-W-I-L-L, und verharrte dann.

»Ich will«, sagte Hoyle. »Habt ihr das gesehen?«

»Was willst du?«, fragte Anna. »Bitte sag uns, was du willst.«

Das Glas bewegte sich erneut. Es glitt zum D, dann zum A, und buchstabierte langsam: ›DASS DU‹.

Es blieb stehen. »Was?«, fragte Hoyle und starrte es an. »Was soll Jack tun?«

Das Glas bewegte sich erneut ruckartig und wählte schnell hintereinander die Buchstaben V-O-E-G-E-L-S-T-J-E-N-N.

»Vögelst Jenn?«, fragte Nightingale, und dann wurde es ihm plötzlich klar. Er fluchte und zog seinen Finger weg. Anna und ihr Mann brachen in Gelächter aus.

»Ihr beiden seid die reinsten Kinder«, schimpfte Nightingale, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich auf dem Stuhl zurück.

»Dein Gesicht!« Hoyle begeierte sich.

»Komm schon, gib's zu, wir haben dich drangekriegt«, sagte Anna.

»Das ist überhaupt nicht komisch«, gab Nightingale zurück.

»Aus unserer Sicht schon«, bekundete Hoyle. »Ich möchte, dass du Jenny vögelst ...«, sagte er mit unheimlicher Stimme und krallte die Finger in die Luft. »Das ist es, was wir in der Geisterwelt wollen. Wir wollen, dass jemand mit Jack ins Bett geht.« Er stand auf, holte sich seinen Wein und kehrte zur Couch zurück. »Du hast den Köder geschluckt, mit Haken, Schnur und allem Drum und Dran.«

»Nur weil ich euch vertraut habe«, sagte Nightingale. »Und diesen Fehler werde ich nicht wiederholen.«

Anna knüllte das Papier zusammen und warf damit nach Nightingale. Es traf ihn am Kopf und fiel dann zu Boden. »Ich geh heim«, sagte er.

»Sei nicht böse«, flötete Anna.

Nightingale stand lachend auf. Er streckte die Arme aus und umarmte sie. »Du fieses Stück«, knurrte er.

»Worte tun nicht weh«, gab Anna zurück.

Nightingale küsste sie auf die Wange und winkte Hoyle zu. »Ich zahl dir's heim, das weißt du.«

»Na, das will ich doch hoffen.« Hoyle hob grüßend sein Glas.

Nightingale wachte am Freitagmorgen früh auf; Simon Underwoods Worte hallten noch in seinen Ohren nach. Nun hatte er den Traum schon die zweite Nacht in Folge. Er setzte sich auf, fuhr sich mit den Händen durchs Haar und entdeckte sein Bild in der Spiegeltür des Schrankes an der gegenüberliegenden Wand. Sein Gesicht war in Schweiß gebadet, und er hatte dunkle Ringe unter den Augen, als hätte er seit einer Woche nicht mehr geschlafen.

Er stöhnte, steckte sich eine Zigarette an und rauchte sie bis zum Filter runter, duschte dann und tappte nackt in die Küche, um sich einen schwarzen Kaffee zu machen. Während er ihn trank, rief er seinen Onkel Tommy an. Es war erst halb sieben, aber seine Tante und sein Onkel waren seit jeher Frühaufsteher.

Seine Tante nahm auch diesmal ab, sagte aber nichts, sondern rief einfach nur ihren Mann.

Onkel Tommy klang zögernd. »Ja, Jack, wie geht's dir?«

»Danke, gut. Ich hab vor ein paar Tagen bei euch angerufen.«

»Ja, tut mir leid, Junge, ich war beschäftigt.«

»Ich muss mit dir über Mum und Dad reden.«

»Ja, das hat Linda schon gesagt. Aber es ist kompliziert, und ich bin mir nicht sicher, ob dein Dad gewollt hätte, dass ich mit dir darüber spreche.«

»Er ist tot, also kann ich ihn oder Mum nicht fragen, aber ich muss die Wahrheit wissen. Das kannst du doch verstehen, oder?«

Sein Onkel seufzte, antwortete aber nicht.

»Wir müssen darüber reden, Onkel Tommy«, beharrte Nightingale.

»Ja, Junge. Du hast wohl recht.«

»Wie wär's, wenn ich Sonntag nach Altrincham komme? So gegen zehn Uhr morgens?«

Sein Onkel legte die Hand auf die Sprechmuschel und sagte etwas zu seiner Frau. »Linda sagt, du kommst am besten zum Essen, Jack. Sie macht einen Braten.«

»Dann also bis Sonntagmittag.«

»Jack, schau ... Das alles tut mir leid.«

»Reden wir am Sonntag darüber, Onkel Tommy. Es wird leichter sein, wenn wir uns dabei ins Gesicht sehen können.«

Nightingale saß schon an seinem Schreibtisch, als Jenny hereinkam. Sie ließ ihre Tasche auf ihren Schreibtisch fallen, zog die Turnschuhe aus und schlüpfte in ein Paar Highheels von Chanel, mit hübschen Schleifchen hinten. »Der frühe Wurm«, sagte sie.

Er studierte das Buch, das er aus dem Keller von Gosling Manor mitgenommen hatte, und blickte missbilligend über die Seiten hinweg. »Ein bisschen Respekt wäre nett«, sagte er, »da ich doch der Chef bin und so. Ich konnte nicht schlafen. Bin hergekommen, um mir die DVD noch einmal anzuschauen.«

»Machst du dir Sorgen deswegen?«

»Mein Vater teilt mir mit, dass er meine Seele an einen Teufel verkauft hat, und ballert sich die Birne weg? Sollte ich da nicht tatsächlich ein bisschen beunruhigt sein?«

»Er war wahrscheinlich geistesgestört.«

»Und ich bin sein Sohn. Was, wenn es erblich ist?«

»Was, wenn *was* erblich ist?«

»Er ist wahnsinnig geworden. Vielleicht war er schizophran. Oder manisch-depressiv, was weiß ich. Aber wenn er mein Vater war, dann drehe ich vielleicht auch irgendwann durch.«

Jenny zeigte auf die schmutzigen Becher auf seinem Schreibtisch. »Mir scheint, du könntest vielleicht an einer Überdosis Koffein leiden, Jack.«

»Es ist nicht der Kaffee«, entgegnete Nightingale. »Je länger ich den Mann auf der DVD betrachte, desto mehr erkenne ich mich selbst in ihm.«

»Das ist doch lächerlich«, sagte Jenny.

»Es sind die Augen. Wenn ich in seine Augen sehe, ist es, als schaute ich in den Spiegel.«

»Er sieht dir überhaupt nicht ähnlich.«

»Du weißt nicht, wie ich aussehen werde, wenn ich einmal in seinem Alter bin.«

»Er war fett, er hat so ausgesehen, als hätte er ein Leben lang gesoffen und Gott weiß was für Drogen genommen, und er hat krank gewirkt.«

»Und er hatte eine Glatze«, sagte Nightingale.

»Und er hatte eine Glatze. Auch wenn ich nicht kapiere, was das mit der Sache zu tun hat.«

»Gosling hatte eine Glatze. Das heißt, dass ich auch eine bekomme.«

Jenny grinste. »Nein, das bedeutet es glatziöserweise nicht«, sagte sie. »Das Glatzen-Gen wird auch von Frauen vererbt. Hast du in der Schule denn keine Biologie gehabt?«

»Ich muss an dem Tag gefehlt haben, als wir die Glatze durchgenommen haben. Wie funktioniert es nochmal?«

Jenny seufzte und griff nach den schmutzigen Bechern. »Du wirst das Haar des Vaters deiner Mutter erben«, sagte sie.

»Bist du dir sicher?«

»Ja«, antwortete sie. »Hast du eine Ahnung, wer deine echte Mutter war? Wenn das, was Gosling gesagt hat, stimmt, ist sie vielleicht noch am Leben.«

»Ich weiß«, sagte Nightingale, »aber ich habe nicht die geringste Ahnung, wo sie zu finden sein könnte. Auch bezweifle ich, dass er eine Adoptionsvermittlungsgesellschaft eingeschaltet hat.«

»Wir könnten es mit den Krankenhausunterlagen für den Tag deiner Geburt versuchen. Das wäre schon mal ein Anfang.«

»Falls Gosling die Sache geheim gehalten hat, hat er Krankenhäuser bestimmt gemieden«, mutmaßte Nightingale. »Soweit wir wissen, könnte ich in Gosling Manor zur Welt gekommen sein. Ach ja, da fällt mir gerade ein, wie viel haben wir derzeit auf dem Konto?«

»Nicht viel.«

»Ich nehme die Kreditkarte, um die Stromrechnung von Gosling Manor zu begleichen. Etwas unter tausend Pfund. Ist das gedeckt?«

»Kaum«, antwortete Jenny. »Wir sind letzten Monat wieder in die roten Zahlen gerutscht.«

»Wir haben doch einen Dispositionskredit von fünfhundert Pfund, oder?«

»Den haben wir schon aufgebraucht«, antwortete Jenny.

»Mrs. Brierleys Scheck sollte morgen gutgeschrieben werden.«

»Vorausgesetzt, dass er nicht platzt wie beim letzten Mal«, gab Jenny zurück.

»Das war doch nur, weil ihr Drecksack von Mann das Konto leergeräumt hatte«, sagte Nightingale. »Der neue Scheck lautete auf ihr eigenes Konto. Das klappt schon.«

»Du hast wohl nicht vor, dort zu wohnen, oder?«

Nightingale lachte. »Wenn du gesehen hättest, wie groß das Haus ist, würdest du nicht mal fragen«, sagte er. »Es ist riesig. Von der Küche bis zum Hauptschlafzimmer sind es ein paar hundert Meter.«

»Gosling hat allein dort gelebt, oder?«

»Ich weiß nicht recht. Ich glaube, er muss Personal gehabt haben, das im Haus gewohnt hat, und sei's auch nur zum Putzen. Und mehrere Gärtner sind nötig. Das ist noch so ein Grund, warum ich nicht dort wohnen könnte – ich könnte mir den Unterhalt nicht leisten.«

»Und warum lässt du dann den Strom wieder anstellen?«

»Robbie und ich haben den Keller gefunden, und ich möchte mich dort richtig umsehen. Im Schein von Taschenlampen war das schwierig. Und der Immobilienmakler braucht auch Strom, wenn er dort demnächst Leute durchführen soll.«

»Dann hast du also vor, es zu verkaufen?«

»Das muss ich wohl, weil ich Erbschaftsteuern bezahlen muss. Turtle-dove weiß nicht wie viel, aber es wird eine Menge sein.«

Jenny schaute auf die Wanduhr. »Du hast doch Mr. McBride nicht vergessen, oder?«

»McBride?«

»Der Herr, dessen Frau eine Affäre mit ihrem Chef hat, Erinnerst du dich?«

»Wann soll er denn kommen?«

»Um zehn.«

»Dann ist ja noch Zeit für einen zweiten Kaffee«, sagte er.

»Was liest du denn da?«, fragte Jenny, während sie zur Kaffeemaschine ging. Sie stellte die schmutzigen Becher weg und holte einen neuen.

»Ein Buch«, sagte Nightingale. »Und ich lese es nicht, ich starre es an und versuche, einen Sinn in die Buchstaben zu bekommen, was nicht das Gleiche ist.«

»Sag mal, wovon redest du da?«, fragte Jenny. Sie schenkte ihm Kaffee ein und brachte ihn in sein Büro.

Nightingale reichte ihr das Buch. »Schau selbst«, sagte er.

Jenny schlug es auf. Es war mit einem handschriftlichen Gekritzel gefüllt, teilweise in blauer Tinte, teilweise in schwarzer und teilweise in etwas, das verstörend nach getrocknetem Blut aussah. Zwischen den Zeilen waren Skizzen von Kreisen und Pentagrammen eingefügt. Jenny versuchte, aufs Geratewohl einen Satz zu lesen, aber sie bekam keinen Sinn hinein. Es war jedenfalls kein Englisch und auch keine andere Sprache, die sie erkannte.

»Anfangs dachte ich, ich wäre plötzlich an Dyslexie erkrankt«, sagte Nightingale. Er trank einen Schluck Kaffee und wollte dann nach der Whiskyflasche greifen.

Jenny rückte sie aus seiner Reichweite, ohne den Blick vom Buch zu wenden. »An Dyslexie erkrankt man nicht«, sagte sie und sah stirnrunzelnd auf die krakelige Schrift. »Woher hast du das?«

»Ich habe es gestern Abend aus dem Haus mitgenommen«, erklärte Nightingale. »Der Keller des alten Gosling ist gerammelt voll mit Büchern und allem möglichen Zeug ... komischem Zeug. Ich dachte, das hier könnte sein Tagebuch gewesen sein, aber ich werde einfach nicht schlau daraus. Ich dachte, es wäre vielleicht rückwärts geschrieben, aber selbst wenn man es von rechts nach links liest, ergibt es keinen Sinn.«

Jenny blickte auf. »Ich hab's«, sagte sie.

»Die Spannung bringt mich um«, meinte Nightingale. »Was ist dir aufgefallen?«

»Es ist nicht rückwärts geschrieben, es ist in Spiegelschrift verfasst. Das ist ein Unterschied.«

»Dann muss man es also in einem Spiegel lesen? Wie zum Teufel hat er denn das hinbekommen?«

»Man kann sich beibringen, so zu schreiben. Leonardo da Vinci hatte diese Gewohnheit, damit keiner seine Texte lesen konnte.« Jenny holte einen kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche, setzte sich Nightingale gegenüber und hielt das Buch so, dass eine Seite gespiegelt wurde.

Nightingale schüttelte den Kopf. »Es ergibt noch immer keinen Sinn.«

»Weil es kein Englisch ist, deswegen.«

Er nahm ihr den Spiegel aus der Hand und versuchte, einen Satz zu lesen. »Was ist es denn? Italienisch?«

»Lateinisch.«

»Meine Gesamtschule hatte es nicht so mit den toten Sprachen«, sagte Nightingale. »Kannst du das übersetzen?«

Jenny verdrehte die Augen. »Hast du denn meinen Lebenslauf nicht gelesen, als du mich eingestellt hast?«

»Ich war zu sehr damit beschäftigt, deine Beine zu bewundern«, sagte Nightingale. »Kannst du mir sagen, was da steht?«

»Das dauert ein bisschen.«

Ein plötzliches Klopfen an der Tür schreckte sie auf. Jenny beeilte sich aufzumachen. Joel McBride, ein Mann mittleren Alters, der im Rollstuhl saß, blickte zu ihr auf. Er war Ende vierzig und hatte glattes, braunes, leicht angegrautes Haar, das ihm ständig in die Augen fiel. Er trug eine scharlachrote Windjacke und schwarze Lederhandschuhe mit abgeschnittenen Fingern. Seine mächtigen Armmuskeln mussten wohl daher kommen, dass er seinen Rollstuhl selbst vorwärtsbewegte. »Bitte entschuldigen Sie, dass ich zu früh komme, aber das Taxi hat die Abholzeit falsch verstanden«, sagte McBride.

»Kein Problem«, antwortete Nightingale und stand auf. »Wie meine reizende Assistentin mir vorhin in Erinnerung gerufen hat: Der frühe Wurm fängt den Vogel. Wir müssen über etwas sprechen.«

»Wegen meiner Frau?«, fragte McBride.

»Leider ja«, antwortete Nightingale.

Nightingale bestellte noch ein Corona, sein drittes mittlerweile, und überlegte, ob es die Mühe wert war, das Weinlokal kurz zu verlassen, um draußen eine Zigarette zu rauchen, beschloss aber, dass er es alles in allem doch vorzog, weiter das Spiel Manchester United gegen Liverpool zu verfolgen, das mit abgestelltem Ton auf einem großen LCD-Fernseher lief. Nightingales Vater, sein richtiger Vater, der Mann, der ihn großgezogen hatte, war ein großer United-Fan gewesen und im Laufe der Jahre mit seinem Sohn zu Hunderten von Spielen gegangen. Bill Nightingale hatte immer eine Dauerkarte gehabt, so lange Jack zurückdenken konnte, und auch er selber hatte damals oft zum Geburtstag seine eigene Dauerkarte geschenkt bekommen. Das war ihr gemeinsames Ding gewesen, und die Spiele gehörten mit zu den glücklichsten Erlebnissen seiner Kindheit. Sein Vater hatte ihm geholfen, Autogramme der Stammspieler zu sammeln. Bei Wind und Wetter hatte er mit ihm vor dem Eingang der Umkleidekabine gestanden, und zum Zeitvertreib hatten sie sich gegenseitig die Kader bis zurück zum Beginn der Fünfzigerjahre abgefragt. Nach dem Tod seiner Eltern war Nightingale noch ein- oder zweimal zu einem Spiel gegangen, aber es war nicht mehr dasselbe gewesen, und er hatte seine Dauerkarte nicht verlängert. »Wusste ich doch, dass ich dich hier finde«, sagte jemand hinter ihm. Jenny.

»Versteckt habe ich mich ja nicht gerade, und das hier ist das Lokal, das dem Büro am nächsten liegt«, erwiderte er. Er schaute auf die Uhr. Kurz vor zwanzig Uhr. »Warum bist du noch nicht zu Hause?«

Sie hielt eine Tragetasche der Supermarktkette Waitrose hoch. »Ich war im Büro und habe in dem Gosling-Tagebuch gelesen«, sagte sie. »Darüber habe ich die Zeit vergessen.« Sie legte die Tragetasche auf die Theke und bestellte beim Barman ein Glas Weißwein. »Können wir uns an einen Tisch setzen?«, fragte sie Nightingale. »Wenn ich an der Theke stehe, komme ich mir immer wie eine Säuferin vor.«

»Ich komme mir auch wie ein Säufer vor, aber dafür ist es ja noch zu früh«, sagte Nightingale. Er grinste und zeigte auf einen leeren Tisch. »Setz dich schon mal, dann hole ich dir deinen Drink.«

Jenny schlängelte sich zwischen den Tischen hindurch und setzte sich. Sie legte die Tragetasche vor sich und nahm sich eins von den Grissini. Nightingale brachte ihren Wein und die Flasche Corona zum Tisch und setzte sich ihr gegenüber.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte sie.

»Natürlich. Warum denn nicht?«

»Du warst still, das ist alles.«

»Ich habe gearbeitet.«

»Wie viele Bier hast du getrunken?«

Nightingale kicherte. »Was bist du, die Alkoholpolizei?«

»Du fährst doch nicht etwa, oder?«

Nightingale hob sein Glas. »Nein, Jenny, ich fahre nicht.«

»Und du bist dir sicher, dass mit dir alles in Ordnung ist?«

Er trank einen Schluck Bier. »Es geht mir gut«, sagte er. »Bestens.« Er nickte zu der Tragetasche hinüber. »Hast du da irgendeinen Sinn hineinbekommen?«

Vier Frauen in Businessanzügen brachen am Nachbartisch in Gelächter aus. Sie waren alle Anfang dreißig, trugen zu viel Make-up und Schmuck und maßen sich gegenseitig mit humorlosen Blicken. Nightingale schätzte sie als Kolleginnen und nicht als Freundinnen ein. Er suchte Blickkontakt zu einer von ihnen, und sie verzog abschätzig das Gesicht. Nightingale lächelte in sich hinein, unbeeindruckt von ihrer Verachtung.

»Weswegen lächelst du?«, fragte Jenny.

»Ich bin nur glücklich, dass du so bist, wie du bist, und nicht wie diese Weiber da drüben.«

»Weiber?«

»Diese Zicken mit ihren bösen Gesichtern und ihren Businessanzügen, die Sekt trinken und die Zähne fletschen.«

»Das klingt ein bisschen frauenfeindlich«, sagte Jenny.

»Ich liebe Frauen«, entgegnete Nightingale.

»Das stimmt nicht«, widersprach Jenny. »Du magst manche Frauen, und du tolerierst den Rest.«

»Ich halte ihnen die Tür auf und mache im Bus meinen Platz für sie frei.«

»Kniefälligsten Dank im Namen des weiblichen Geschlechts.« Sie nahm einen Schluck Wein. Die Frauen am anderen Tisch lachten wieder, und eine rief einem Kellner zu, er solle noch eine Flasche Sekt bringen. »Nachdem das gesagt ist, ja, ich verstehe, was du meinst«, sagte Jenny. Sie stellte ihr Glas hin und zog das Buch aus der Tragetasche. »Also, hier ist die Neuigkeit. Das hier ist nicht von Ainsley Gosling geschrieben worden. Er muss es jedoch gelesen haben.«

Nightingale zog die eine Augenbraue hoch. »Und wer hat es dann geschrieben?«

»Soweit ich sagen kann, ist es das Tagebuch eines Mannes namens Sebastian Mitchell. Der erste Eintrag stammt aus dem Jahr 1946. Der letzte liegt zwölf Jahre zurück. Am Rand sind Notizen, die nicht in Spiegelschrift und nicht in Latein geschrieben sind, die werden also wohl von Gosling selbst stammen.« Sie legte das Buch auf den Tisch. »Ich habe bisher erst Teile davon gelesen – es wird eine Ewigkeit dauern, das ganze Buch durchzuarbeiten. Mein Latein ist eingerostet, und es ist anstrengend, den Text immer im Spiegel anschauen zu müssen. Aber ich kann dir sagen, dass dieser Mitchell irgendein Satanist war. Du hast doch bestimmt schon von Aleister Crowley gehört, oder?«

»Am Rande.«

»Er war ein bekannter Satanist. Mitchell hat unter ihm gelernt. Crowley ist 1947 gestorben, im Jahr, nachdem Mitchell begonnen hatte, dieses Tagebuch zu schreiben. Aber während Crowley sich in seiner Schändlichkeit sonnte, zog Mitchell es vor, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Das hier sollte niemals veröffentlicht werden.«

»Das alles steht in dem Tagebuch?«

»Crowley wird erwähnt, ja, aber in dem Tagebuch geht es nicht um ihn. Das Buch handelt von Mitchells Versuchen, Teufel zu beschwören. Es ist eine Art Anleitung, in der detailliert beschrieben wird, wie genau er vorgegangen ist. Die Tücken und Gefahren, was funktioniert hat und was nicht.«

»Das wird ja immer besser.«

»Nur weil jemand es aufgeschrieben hat, heißt das noch lange nicht, dass es auch stimmt. Ich habe ein Tagebuch geführt, bis ich fünfzehn war, und es ist voller pubertärem Schwachsinn.«

»Also, das würde ich gerne mal lesen«, sagte Nightingale. »Gosling hat dieses Buch hier benutzt. Es lag aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch – vielleicht war es das Letzte, was er gelesen hat. Ich muss wissen, worüber er nachgedacht hat, bevor er sich selbst getötet hat.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Steht da irgendwas über das Verkaufen von Seelen drin?«

»Jack, du weißt genau, dass das Unsinn ist.«

»Ich muss wissen, was er geglaubt hat«, sagte Nightingale. »Es spielt keine Rolle, ob es Unsinn ist oder nicht, wichtig ist allein, ob er daran geglaubt hat. Steht in dem Buch etwas über den Verkauf der Seelen von Kindern?«

»Es ist ein handschriftlich verfasstes Tagebuch, Jack. Mitchell kann so verrückt gewesen sein wie ...« Sie ließ den Satz unvollendet und griff nach ihrem Glas.

»So verrückt wie mein biologischer Vater?«

Jenny wich seinem Blick aus. »Ich sage ja gar nicht, dass er verrückt war. Aber er hat sich selbst getötet – daran lässt sich nicht rütteln.«

»Was steht nun übers Seelenverkaufen drin, Jenny?«

Jenny seufzte. »Man muss einen Teufel beschwören«, sagte sie. »Nicht *den* Teufel, sondern einen seiner Vasallen. In dem Buch beschreibt Mitchell die verschiedenen Arten von Teufeln und was sie tun. Wenn man also eine Seele verkaufen will, muss man einen Unterteufel herbeirufen.«

»Woher weiß man, welchen Teufel man beschwören muss?«

»Du nimmst das doch nicht ernst, oder?«

»Erzähl mir einfach nur, was in dem Buch steht.«

Jenny nickte langsam. »Okay. Mitchell zufolge unterstehen dem Teufel sechshundsechzig Fürsten, und jeder von ihnen kommandiert 6666 Legionen. Jede Legion besteht aus 6666 Teufeln.«

Nightingale mühte sich stirnrunzelnd mit der Rechenaufgabe ab. »Es gibt drei Milliarden Teufel in der Hölle?«

»Da ist viel Platz«, meinte Jenny. »Schau mal, Jack, Mitchell hatte Wahnideen – das Buch ist Beweis genug. Keiner, der bei Verstand ist, glaubt an eine Hölle voller Teufel.«

Nightingale leerte sein Bier und bestellte mit einem Wink eine weitere Flasche. »Die Sache ist doch die, Jenny. So wie ich es sehe, gibt es zwei

Möglichkeiten. Die eine ist, dass er meine Seele an einen Teufel verkauft hat und dass an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag mein Leben, wie ich es gekannt habe, vorbei sein wird.«

»Was Unsinn ist.«

Die Kellnerin kam mit seinem nächsten Corona. Nightingale nahm die Flasche und prostete Jenny damit zu. »Was Unsinn ist«, stimmte er zu. »Die zweite Möglichkeit ist, dass er vollkommen durchgeknallt war. Irgendwas hat mit ihm nicht gestimmt, paranoide Schizophrenie, frühe Alzheimer, eine bipolare Störung, was weiß ich.« Er tippte sich an die Stirn. »Nicht alle Tassen im Schrank.«

»Du machst dir noch immer Sorgen, das könnte erblich sein?«

»Und du denkst, ich soll mir keine machen?«

»Ich denke, es ist offensichtlich, dass er ein Problem hatte«, antwortete Jenny. »Aber das bedeutet nicht, dass du eines bekommen wirst.«

»Er war geistesgestört, Jenny. Und so was kann erblich sein. Mein Vater war wahnsinnig, und das heißt, dass mit mir das Gleiche passieren könnte.« Er zeigte auf das Buch, das vor ihr lag. »Wer auch immer das geschrieben hat, muss verrückt sein, und wer auch immer daran glaubt, muss sogar noch verrückter sein. Mein Vater hat sich den Kopf mit einer Schrotflinte weggeschossen. Vielleicht ...« Er verstummte.

»Was, Jack? Was meinst du?«

»Ich bin Polizeivermittler gewesen – das weißt du. Jeder glaubt, die Vermittler machen dasselbe wie im Fernsehen, reden ständig mit Geiselnehmern oder holen Verbrecher aus Banken und überreden sie, ihre Waffen abzugeben, bevor jemand zu Schaden kommt. Aber so ist es nicht. Meistens geht es um einen Familienkrach, der aus dem Ruder gelaufen ist, oder da ist ein armes Schwein, das sich umbringen will – oder das will, dass man ihm die Selbstmordabsichten ausredet.« Er trank einen ordentlichen Schluck Bier. »Jesus, ich brauch eine Zigarette.«

»Das ist die Schönheit unserer Gesetzgebung«, sagte Jenny. »Man gestattet dir nur ein Vergnügen auf einmal.«

»Manchmal wollen sie einfach nur jemanden, mit dem sie reden können«, fuhr Nightingale fort. »Da war eine Frau in Tower Hamlets – jedes Mal, wenn sie Streit mit ihrem Mann hatte, nahm sie sich ein Messer, hockte sich in ihren Garten und drohte damit, sich zu erstechen. Dann

fuhr immer ein Vermittlerteam dort raus, und nach ein, zwei Stunden und ein paar Zigaretten gab sie uns das Messer, begann zu weinen und sagte, dass sie ihren Mann liebte, obwohl er sie jedes Mal verprügelte, wenn er ein paar Drinks intus hatte.«

»Sie war gar keine richtige Selbstmordkandidatin?«

»Sie wollte einfach nur jemanden, mit dem sie reden konnte, und durch die Drohung, sich etwas anzutun, bekam sie es. Im Laufe der Jahre habe ich sie dreimal gesehen. Ich wusste, welche Zigarettenmarke ich mitnehmen musste und auf was sie ansprang. Emma hieß sie. Wahrscheinlich macht sie das immer noch.« Er schlürfte sein Bier und nahm dann einen großen Schluck. »Es war nicht schwer, sich in sie einzufühlen. Sie steckte in einem Leben fest, das sie hasste, mit einem Mann, der Gefühle durch Gewalt zeigte, und sie hatte ein halbes Dutzend Fehlgeburten hinter sich, wahrscheinlich eine Folge von Alkohol, Drogen und Nikotin. Man konnte verstehen, dass sie die Fassung verlor. Und wenn man jemanden erst einmal versteht, kann man auch vermitteln, verhandeln. Man kann den Leuten sagen, was sie hören wollen.«

»Und sie wollte, dass jemand sich um sie sorgte?«

»Das war schon alles. Jemand, der ihr zuhörte, der ihr bewies, dass sie wichtig war, dass ihr Leben einen Wert hatte.«

»Und warst du wirklich um sie besorgt, oder hast du das nur gespielt?«

»Es war mir ernst – natürlich war es mir ernst. Sie war ein Mensch, der sich quälte. Wie hätte mich das gleichgültig lassen sollen?« Er trank sein Corona aus und machte der Kellnerin erneut ein Zeichen. »Aber die Menschen, die sich wirklich umbringen wollen, sind vollkommen anders. Wenn man ihnen in die Augen blickte, kapierte man irgendwie sofort, dass mit ihnen etwas nicht stimmte. Man wusste ohne einen Hauch von Zweifel, dass sie es tun würden und dass man nur aus einem einzigen Grund da war, nämlich weil sie ein Publikum brauchten.«

»Warum brauchten sie denn ein Publikum?«

Nightingale zuckte die Schultern. »Was weiß ich? Ein Verrückter handelt nicht logisch. Genau das bedeutet Verrücktsein ja.«

»Verrückt ist, wer Verrücktes tut?«, fragte Jenny. »Streng nach Forrest Gump.«

»Ja, das Leben ist wie eine Pralinsenschachtel«, meinte Nightingale. »Im Fall meines Vaters steckte schwarze Magie drin.«

»Das ist witzig«, sagte Jenny. »Gut zu sehen, dass du deinen Humor noch nicht verloren hast.«

Die Kellnerin brachte Nightingales Bier. Jennys Weinglas war noch halb voll.

»Manche Leute wollen sich umbringen und tun das allein«, erklärte Nightingale. »Einfach genug ist es ja – man schluckt ein Fläschchen Schlaftabletten, erhängt sich oder springt von einem sehr hohen Gebäude, wenn keiner hinschaut. Aber manche Selbstmörder wollen eine Reaktion, und so werfen sie sich vor einen Zug oder stellen sich auf einen Sims und warten darauf, dass sich eine Menge von Schaulustigen sammelt. Das sind die wirklich kranken Typen.«

»Hast du viele Selbstmorde gesehen?«

Nightingale verzog das Gesicht. »Nicht allzu viele, aber es reicht«, sagte er. »Das eine, was sie gemeinsam hatten, war der Blick in ihren Augen. Wenn man den einmal gesehen hat, vergisst man ihn nie. Und ich kann ihn in Goslings Augen erkennen, wenn ich diese DVD anschau – dann sehe ich ihn, Jenny.«

»Jack ...«

Nightingale stand auf. »Jack, alles in Ordnung mit dir?«

»Ich brauche frische Luft.«

»Du meinst, du brauchst eine Zigarette, stimmt's?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich muss einen Spaziergang machen, wieder einen klaren Kopf bekommen.«

»Hättest du gerne Gesellschaft?«

»Danke, aber ich wäre lieber eine Weile allein. Kannst du dieses Tagebuch eine Zeitlang für mich aufbewahren und schauen, ob du noch etwas anderes herausfindest, was ich wissen sollte?«

»Du fährst doch jetzt nicht Auto, oder?«

»Natürlich nicht.«

»Du hast getrunken, Jack.«

»Ich weiß, dass ich getrunken habe. Und ich fahre nicht. Ich brauche einfach nur etwas frische Luft.«

Nightingale steckte sich eine Zigarette an und ging die Straße hinunter. Er kam an einem Dutzend Läden vorbei, von denen drei dichtgemacht hatten, während der Rest verzweifelt versuchte, mit Sonderangeboten von bis zu neunzig Prozent und zinsfreien Krediten Kunden anzulocken. Die einzigen Geschäfte, die gut zu laufen schienen, waren die gemeinnützigen Second-handläden, in denen Kleidung, Haushaltswaren und Spielsachen feilgeboten wurden. Ein kalter Wind blies von hinten, deshalb schlug Nightingale seinen Mantelkragen hoch.

»He, Mister, haste ma 'ne Kippe?«

Ein Mädchen saß in der Tür eines Oxfam-Shops, einen Schlafsack um die Beine gewickelt. Sie trug das Schwarz der Gothic-Leute und hatte dick Mascara und schwarzen Lidschatten aufgelegt. Ihr schwarz gefärbtes Haar war zerzaust, und an allen Fingern trug sie auffällige Silberringe. Neben ihr lag ein schwarz-weißer Bordercollie am Boden. Sie machte eine Geste des Rauchens, nur für den Fall, dass er ihre Frage nicht verstanden hatte.

Nightingale hielt seine brennende Zigarette hoch. »Du weißt ja, dass man von diesem Zeug Krebs bekommt?«, fragte er.

»Jeder stirbt mal«, antwortete das Mädchen. Sie kann nicht älter als fünfundzwanzig sein, dachte Nightingale. »Früher oder später.«

»Aber manche sterben früher als andere.« Nightingale nahm sein Päckchen Marlboro heraus und bot ihr eine an. »Sag nicht, dass ich dich nicht gewarnt hätte.«

Sie bediente sich und lächelte zu ihm hoch. »Hast du Feuer?«

Nightingale ließ eine Flamme aufzucken. Sie legte schützend die linke Hand darum und inhalierte. Einer ihrer Ringe war ein eigenartiges Kreuz, das oben in einer Schleife auslief.

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, raunte das Mädchen, und dabei berührte ihre Hand die seine.

Nightingale fuhr mit einem Ruck zurück. Der Hund zuckte zusammen und sah Nightingale dann klagend an. Sein Schwanz schlug hin und her. »Was hast du gesagt?«

»Er öffnet das Tor zur Hölle«, antwortete sie. »Der Ring. Er ist ein Ankh. Das Symbol ewigen Lebens. Möchtest du ihn kaufen? Du kannst ihn deiner Freundin schenken.«

»Ich habe keine.«

»Dann deinem Freund.«

»Ich bin nicht schwul.«

»Einfach nur einsam?«

Nightingale richtete sich auf und zog lange an seiner Zigarette. »Ich bin nicht so einsam, dass ich einen Hund zur Gesellschaft brauche«, sagte er.

Das Mädchen streichelte den Collie. »Der ist keine Gesellschaft, er beschützt mich«, sagte sie.

»So schrecklich sieht er gar nicht aus.«

»Du würdest dich wundern«, gab sie zurück. »Die Dinge sind nicht immer so, wie sie zu sein scheinen. Wohin gehst du?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht, oder du willst es nicht sagen?«

Nightingale schnippte Asche auf den Boden. »Mir geht gerade ziemlich viel im Kopf herum«, sagte er.

»Man kann auch zu viel nachdenken, weißt du«, gab sie zurück. »Manchmal muss man es einfach so nehmen, wie es kommt. *Que sera, sera*.«

Nightingale nahm seine Brieftasche heraus. »Schläfst du im Freien?«, fragte er.

»Ich schlafe eigentlich nicht viel«, antwortete sie. Nightingale reichte ihr einen Zwanzigpfundschein, aber sie lehnte ihn ab. »Ich bettele nicht«, sagte sie.

»Kauf dem Hund was Schönes. Einen Knochen. Was auch immer.«

Der Hund wedelte erneut, als hätte er Nightingale verstanden. »Der bettelt auch nicht.« Das Mädchen grinste ihn an und änderte offensichtlich ihre Meinung. Sie griff nach dem Schein. »Aber warum sollte man einem geschenkten Gaul ins Maul schauen?« Der Schein verschwand in ihrer Lederjacke.

»Ich habe dieses Sprichwort nie verstanden«, meinte Nightingale.

»Es geht darum, dass man die Zähne überprüft, um zu sehen, ob man nun ein gutes oder ein schlechtes Pferd geschenkt bekommen hat. Das

wäre so, als prüfte ich nach, ob du mir gerade Falschgeld gegeben hast. Das hieße, einem geschenkten Gaul ins Maul zu schauen.« Beim Reden streichelte sie den Hund. Ihre Fingernägel waren schwarz lackiert – sie waren lang und spitz, fast wie Krallen. Sie sah, dass er sie anschaute, und hielt die rechte Hand hoch. »Gefallen sie dir?«

»Sie fallen auf.«

Sie krümmte die Fingerspitzen und bewunderte sie. »Soll ich dich kratzen?«, fragte sie.

»Was?«

»Das ist es, was die Männer sagen, wenn sie meine Nägel sehen. Sie fragen sich, wie es wohl wäre, wenn ich ihnen damit den Rücken zerkratzen würde. Hast du das gerade eben gedacht?«

Es war genau das, was Nightingale gedacht hatte, aber er schüttelte den Kopf.

»Was meinst du, warum wünschen sich Männer eigentlich immer, dass Frauen ihnen wehtun?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt«, gab Nightingale zurück.

»Es stimmt, glaub mir«, sagte das Mädchen. Sie streichelte den Hund wieder. »Ich glaube, Männer wollen wie Hunde behandelt werden. Du streichelst sie, fütterst sie und gehst mit ihnen spazieren, aber von Zeit zu Zeit musst du sie bestrafen, um ihnen zu zeigen, wer der Boss ist.«

Nightingale kicherte. »Na, viel Glück beim Philosophieren«, sagte er und ging weiter.

»Pass auf dich auf«, rief ihm das Mädchen nach.

»Du auch.« Nightingale rauchte beim Gehen, tief in Gedanken versunken. Das war jetzt schon das zweite Mal, dass jemand ihm gesagt hatte, der Teufel werde ihn holen. Erst der Polizist in Gosling Manor und jetzt das Mädchen mit dem Hund. Bildete er sich das nur ein? Es war das, was Simon Underwood im Traum unmittelbar vor seinem Sturz aus dem Fenster gebrüllt hatte. Aber das war ein Traum gewesen, oder ein Albtraum, und jetzt war er hellwach, wenn auch leicht betrunken. »Vielleicht werde ich einfach nur verrückt«, murmelte er vor sich hin.

»Wir sind alle verrückt«, hörte er eine raue Stimme.

Nightingale fuhr zusammen. Ein Obdachloser saß im Eingang einer Eisenwarenhandlung, eine Flasche Apfelwein in der Hand. Er war um die

sechzig, hatte langes, graues Haar und einen struppigen Bart voller Krümel. Um die Beine hatte er sich mit Schnur Packen von Zeitungen gebunden.

»Die ganze Welt ist verrückt geworden«, sagte er und schwenkte die Flasche. »Gott hat uns verlassen, und Jesus sind wir inzwischen egal. Sie lassen uns bis zum Ende aller Tage in diesem Sündenpfuhl stecken.«

»Das klingt ungefähr richtig«, meinte Nightingale. Er holte seine Brieftasche heraus, gab dem Mann einen Zehnpfundschein und ging weiter.

Nightingale hatte nicht gelogen, als er Jenny sagte, er wolle nicht fahren. Und er war auch ehrlich gewesen, als er sagte, er brauche etwas frische Luft, auch wenn er sich nach dem Verlassen des Weinlokals als Allererstes eine Zigarette ansteckte. Ebenso entsprach es der Wahrheit, als er dem Mädchen im Ladeneingang sagte, er wisse nicht, wohin er gehe. Nach seiner Meinung tat er genau das, was er angekündigt hatte: Er ging ein paar Schritte spazieren, um seine Gedanken zu sammeln. Aber sein Unterbewusstsein hatte andere Pläne mit ihm. Es führte ihn zu seinem Wagen, eine halbe Stunde später fuhr er durch Londons Osten, und zehn Minuten darauf parkte er vor dem Friedhof, auf dem seine Eltern begraben lagen, und er fragte sich, warum er seit der Beerdigung niemals dort gewesen war.

Er stieg aus dem MGB, schloss ab, steckte die Hände in die Taschen seines Regenmantels und ging zu dem efeubewachsenen, steinernen Torbogen, der auf den Friedhof führte. Das Haus, in dem er aufgewachsen war, lag nur eine Meile von der verwitterten, grauen Steinkirche entfernt, aber er war nur ein einziges Mal hier gewesen, nämlich zur Beerdigung. Seine Eltern hatten nie irgendwelches Interesse an Religion gezeigt, und Nightingale war von der Entdeckung überrascht gewesen, dass sie nur drei Jahre vor ihrem verfrühten Tod das Doppelgrab gekauft hatten. Ein Tankwagen war auf ihr Auto aufgefahren und hatte sie zerquetscht. Später hatte der Fahrer geschworen, er habe weder die rote Ampel noch den Wagen gesehen. Er hatte nichts getrunken gehabt, ein Drogentest war negativ gewesen, und sein Fahrtschreiber hatte ausgewiesen, dass er vor dem Unfall erst vier Stunden gefahren war. Der Coroner hielt als Unfallursache einen gefährlichen Moment der Unkonzentriertheit fest, und der Fahrer kam wegen fahrlässiger Tötung für zwei Jahre ins Gefängnis. Es war einfach eines dieser Dinge, die leider manchmal passieren, hatten nach der Beerdigung und dem anschließenden Empfang alle gesagt – Nightingales Eltern waren zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.

In den Torbogen war ein Holztor eingelassen, das quietschend aufging. Auf einem schwarz beschrifteten Schild mit einem Kreuz oben standen der

Name der Kirche und des Pfarrers, eines Reverend T. Smith. Außerdem wurde für den kommenden Mittwoch ein Flohmarkt zugunsten des Kirchendachrenovierungsfonds angekündigt.

Es wurde allmählich dunkel, und in der Kirche brannte kein Licht. Als Nightingale dem Weg folgte, der rechts an dem Gebäude vorbeiführte, ging eine Halogenlampe mit Bewegungsmelder an und beleuchtete die Gräber zu seiner Rechten. Ein zweites Licht flammte auf, als er weiterging, und langgezogene Schatten fielen auf die Grabsteine. Die Buntglasfenster waren mit Maschendraht vergittert, die Regenrohre mit Antivandalismusfarbe gestrichen. Nightingale hatte den Verdacht, dass die Notwendigkeit, das Dach zu restaurieren, mehr mit den hiesigen Dieben als mit einfacher Alterung zu tun hatte.

Das Grab seiner Eltern lag hinten, nahe der Friedhofsmauer, im Schatten einer großen Weide. Ein einziger Grabstein aus schwarzem Marmor stand darauf, in den die Namen William und Irene Nightingale eingraviert waren sowie ihre Geburtstage und der Sterbetag. Darüber prangten die optimistischen Worte: »Sie leben zusammen in Ewigkeit.« Es war das erste Mal, dass Nightingale ihn sah. Bei der Beerdigung war da einfach nur ein Loch im Boden gewesen, und über dem Erdhaufen, der wieder hineingeschaufelt werden sollte, hatten Kunstrasenstreifen gelegen. Er war neunzehn gewesen, und wenn jemand ihn damals gefragt hätte, ob er an Gott glaube, hätte er verächtlich gelacht und wahrscheinlich die Antwort verweigert. Wenn man ihm jetzt, vierzehn Jahre später, dieselbe Frage stellte, wäre das Lachen noch ironischer und er würde sich wahrscheinlich immer noch nicht die Mühe einer Antwort machen.

Er blickte auf das Grab hinunter. »Komisch is' die Welt, nich' wahr?«, sagte er laut. In der Ferne heulte eine Eule. Die beiden Lampen gingen aus. Am wolkenfreien Himmel stand ein beinahe voller Mond, das Licht reichte also, um etwas zu sehen. Ein kalter Wind von hinten ließ ihn erschauern, und so schlug er den Mantelkragen hoch und steckte die Hände wieder in die Taschen. Seine rechte Hand stieß auf das Feuerzeug, und er umklammerte es wie einen Talisman. »Warum habt ihr mir nie gesagt, dass ihr nicht meine richtigen Eltern wart?«, sagte er leise zum Grabstein. Sein Atem bildete in der kalten Nachtluft kleine Wölkchen. »Ich hätte euch

deswegen nicht weniger geliebt. Ihr werdet immer Mum und Dad für mich bleiben, was auch geschehen mag.«

Wieder heulte die Eule. Nightingale seufzte. Was er da tat, ergab in seinen Augen überhaupt keinen Sinn. Er glaubte nicht an Geister, er glaubte nicht an ein Leben nach dem Tod, und er glaubte verdammt nochmal gewiss nicht, dass er mit seinen längst verstorbenen Eltern reden konnte. »Das ist doch verrückt«, sagte er. »Ich bin verrückt. Die ganze Sache ist verrückt.«

Er nahm sein Feuerzeug und ein Päckchen Marlboro heraus und steckte sich eine Zigarette an. »Ich weiß, dass ich zu viel rauche«, sagte er. »Und ich trinke. Aber ich bin schließlich erwachsen.« Er sog Rauch in die Lunge, hielt ihn fest und atmete ihn dann langsam wieder zum Grabstein hin aus. »Habt ihr Gosling gekannt? Wusstet ihr, dass er mein richtiger Vater war? Ist das der Grund, warum ihr mir nie etwas gesagt habt? Ist das der Grund, warum ich nie von euch erfahren habe, dass ich adoptiert war?«

Hoch oben zog ein Passagierflugzeug über den abendlichen Himmel, mit rot und grün blitzenden Positionslichtern. Nightingale blickte dort hinauf und rieb sich mit der linken Hand den Nacken. Er spürte die Anspannung in seinen Muskeln, die Sehnen waren so hart wie Stahlseile.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte eine Stimme.

Nightingale fuhr zusammen. Sein linker Fuß rutschte auf dem Gras aus, und er taumelte zur Seite. Mit heftig rudерnden Armen kämpfte er um sein Gleichgewicht und fluchte laut. Er drehte sich um und erblickte einen Pfarrer mittleren Alters in einer Soutane und mit einem Messingkreuz um den Hals. Der wirkte genauso bestürzt wie Nightingale. »Sie haben mir einen Todesschreck eingejagt«, sagte Nightingale und klopfte sich auf die Brust.

»Es tut mir leid«, gab der Pfarrer zurück. »Ich dachte, Sie hätten mich über den Weg kommen hören. Ich bin eigentlich nicht auf Zehenspitzen gegangen.« Er sah aus wie ein ehemaliger Boxer, mit kantigem Kinn und flacher Nase. Er war einen halben Kopf kleiner als Nightingale, aber stämmig gebaut, und seine mächtigen Unterarme wölbten sich unter der Klerikertracht. Sein helles, graubraunes Haar war schütter. Er betrachtete Nightingale mit einem unerschrockenen Blick aus blassblauen Augen, aber sein Lächeln war das eines gütigen Onkels.

»Ich war ... tief in Gedanken«, sagte Nightingale. »Meilenweit weg.«

»Ich habe die Lampen angehen sehen, und wir hatten in letzter Zeit eine Menge Probleme«, sagte der Pfarrer. »Wenn die Zeiten gut sind, haben wir fast an jedem Wochenende Vandalismus, aber wenn sie schlecht sind, schaffen wir es kaum, dass das Blei auf dem Dach bleibt.«

»Es tut mir leid, ich sollte wohl nicht hier sein«, sagte Nightingale. Er zeigte auf das Grab. »Meine Eltern, ich wollte ...« Er zuckte die Schultern. »Eigentlich weiß ich gar nicht, was ich wollte.«

»Sie sind kein regelmäßiger Besucher meiner Kirche, oder?«

»Leider nicht. Ein verlorenes Schaf.«

»Keiner ist je wirklich verloren«, gab der Pfarrer zurück. »Der Hirte wird Sie immer willkommen heißen.« Er streckte die Hand aus. »Timothy Smith.«

Nightingale schüttelte sie. »Jack Nightingale.«

Der Pfarrer betrachtete den Grabstein. »Vierzehn Jahre ist das jetzt her«, sagte er. »Wie die Zeit vergeht.«

Nightingale sah den Mann an, aber das Gesicht kam ihm nicht bekannt vor. Er konnte sich kaum an die Beerdigung erinnern. Er hatte zwischen seiner Tante und seinem Onkel auf einer harten Kirchenbank gesessen, und als sie nach dem Gottesdienst draußen waren, hatte Onkel Tommy ihm gezeigt, wie er eine Handvoll Erde ins Grab werfen sollte. Die Erde war schlammig gewesen, und er hatte sich mindestens einen Monat lang nicht überwinden können, seine Schuhe sauber zu machen. Aber er konnte sich weder an das Gesicht des Mannes erinnern, der die Beerdigung gehalten hatte, noch an irgendetwas, was er gesagt hatte. »Sie haben meine Eltern gekannt?«

»Natürlich«, antwortete der Pfarrer. »Sie waren regelmäßige Kirchgänger.«

»Nicht, so lange ich zu Hause war«, bemerkte Nightingale. »Ich kann mich nicht erinnern, dass sie mit mir in die Kirche gegangen sind.«

Der Pfarrer nickte. »Sie fingen etwa ein Jahr vor ihrem Tod an, regelmäßig zur Kirche zu kommen.«

»Damals habe ich studiert«, meinte Nightingale. »Komisch, ich habe nie gewusst, dass sie fromm waren.«

»Wenn die Leute älter werden, wenden sie sich oft wieder mehr der Kirche zu«, sagte der Pfarrer. »Wenn ihnen ihre eigene Sterblichkeit bewusst wird, suchen sie nach Lösungen.«

»Eine Rettungsleine?«, fragte Nightingale.

»Vielleicht«, erwiderte der Pfarrer. »Wir bekehren die Leute da, wo wir sie finden.«

Nightingale hielt seine Zigarette hoch. »Ist es okay, dass ich rauche?«

Der Pfarrer lächelte. »Natürlich.« Er zeigte auf die Kirche. »Aber nicht drinnen, da gilt das gesetzliche Rauchverbot.« Er blickte sehnsüchtig auf die Zigarette in Nightingales Hand.

»Rauchen Sie?«, fragte Nightingale.

»Ich versuche, es sein zu lassen«, antwortete der Pfarrer, »und für die Fastenzeit gebe ich es jedes Jahr ganz auf.« Nightingale hielt ihm das Päckchen hin und der Pfarrer nahm eine Zigarette heraus. Nightingale steckte sie ihm an. »Bei Marlboro fühle ich mich immer wie ein Cowboy«, sagte der Pfarrer.

»Anfangs habe ich nur wegen des Päckchens geraucht«, erzählte Nightingale. »Ich habe eine Weile gebraucht, um mich an den Qualm zu gewöhnen.«

Die beiden Männer stießen Rauch aus.

»Kann ich Ihnen eine Frage stellen?«, fragte Nightingale.

»Natürlich«, sagte der Pfarrer. »Alles außer Geographie – darin war ich immer schlecht. Wie soll man sich nur all diese Hauptstädte merken?«

Nightingale kicherte. »Es ist ein bisschen esoterischer«, sagte er. »Ich wollte Sie fragen, ob Sie an den Teufel glauben.«

Der Pfarrer runzelte die Stirn. »Wenn man an den HERRN glaubt, muss man auch an den Teufel glauben. Die beiden kommen im Doppelpack, wenn ich das mal so sagen darf.«

»Mit Hörnern, Quastenschwanz und einer Gabel?«

»Nicht unbedingt«, antwortete der Pfarrer. »Aber wer könnte bezweifeln, dass es das Böse in der Welt gibt?«

»Ich glaube an das Böse. Aber steckt das Böse im Menschen, oder gibt es eine äußere Kraft, die ihn verdirbt?«

»Als nur Adam und Eva da waren, gab es nichts Böses. Das Böse ist von außen gekommen.«

»Weil der Teufel die Schlange ins Paradies geschickt hat? Glauben Sie all das?«

»Nicht mein Glaube steht hier auf dem Prüfstand, oder? Was macht Ihnen Sorgen, Jack?«

Nightingale lächelte wehmütig. »Das wollen Sie gar nicht wissen.«

»Stellen Sie mich auf die Probe«, sagte der Pfarrer. »Von Raucher zu Raucher.«

Nightingale seufzte. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich weiß, was eigentlich los ist, ob es real ist oder eine irrationale Angst.« Er zog an seiner Zigarette. »Ist es möglich, seine Seele zu verkaufen?«

»Dem Teufel?«

Nightingale nickte.

»Das ist eine schwierige Frage«, meinte der Pfarrer. »Schwieriger als Geographie.«

»Ist das Ihre Art zu sagen, dass Sie die Antwort nicht wissen?«

»Ich versuche es mal«, sagte der Pfarrer und schnippte Asche auf den Weg.

Er holte tief Luft. »Wir reden davon, unser Leben Jesus zu geben, also muss es auch fehlgeleitete Menschen geben, die sich selbst dem Bösen ausliefern.«

»Und wäre ein solches Abkommen unwiderruflich?«

»Ein Mensch kann immer seine Meinung ändern. Die Geschichte der Kirche ist voller Bekehrungen.« Er zog an seiner Zigarette. »Sieht so aus, als wäre ich wieder zum Raucher geworden.«

»Einmal Raucher, immer Raucher«, sagte Nightingale. »Was, wenn es einen Vertrag mit dem Teufel gab?«

Der Pfarrer blickte gequält drein. »Es geht eher um die Überzeugung, dass Jesus Christus unser HERR und Erlöser ist.«

»Das verstehe ich, aber ich spreche nicht von einem Vertrag mit Christus. Ich spreche von einem Deal mit der anderen Seite. Der *dunklen* Seite. Was, wenn jemandes Seele dem Teufel versprochen wurde?«

»Mir scheint, Sie nehmen das zu wörtlich, Jack«, sagte der Pfarrer. »Man schließt genauso wenig einen Vertrag mit dem Teufel wie mit Jesus. Es geht nicht darum, auf der gestrichelten Linie zu unterschreiben. Es geht

um den Glauben.« Er warf seine Kippe zu Boden und trat sie mit dem Fuß aus.

»Und Sie glauben an die Hölle?«

»Als Idee?«

»Als Ort.«

Der Pfarrer lachte. »Tja! Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollen mir keine Fragen zur Geographie stellen.«

»Sie verstehen sich darauf, Fragen auszuweichen«, sagte Nightingale.

»Es wäre ein Albtraum, Sie zu verhören.«

»Sind Sie Polizist?«, fragte der Pfarrer.

»War ich einmal in einem früheren Leben«, antwortete Nightingale.

»Also, gibt es jetzt eine Hölle oder nicht? Und falls es sie gibt, wo ist sie?«

»Die Bibel nennt uns keine genaue Lage«, antwortete der Pfarrer. »Es handelt sich um einen Ort echter Qualen, der vielleicht einen konkreten Raum in diesem Universum einnimmt, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht ist die Hölle ein schwarzes Loch. Oder sie könnte in einer anderen Dimension existieren, an einem Ort, den wir nach unserem Tod betreten.«

»Glauben Sie das?«

»Ich glaube natürlich an Gott. Andernfalls hätte ich ziemliche Probleme mit meinem Beruf. Und ich glaube, dass wir aus diesem Leben scheiden, um bei Gott zu sein.«

»Aber wo ist das?«, fragte Nightingale. »Wohin gehen wir?«

»Ins Paradies«, antwortete der Pfarrer. »Das sagt die Bibel.«

»Aber wo ist das Paradies?«

Der Pfarrer lächelte. »Da haben wir es«, sagte er. »Es geht schon wieder um Geographie.« Er legte Nightingale eine Hand auf die Schulter. »Es tut mir leid, dass ich nicht alle Ihre Fragen beantworten kann. Ich weiß, wie frustrierend das sein kann. Für mich als Christ ist es nicht so wichtig, wo das Paradies ist, solange ich nur weiß, dass ich eines Tages dort sein werde.«

»Da haben Sie vermutlich recht«, meinte Nightingale.

»Die Kirche weiß nicht alle Antworten«, sagte der Pfarrer. »Man muss Vertrauen haben. Beim Glauben geht es um Vertrauen.«

»Und das ist das Problem«, sagte Nightingale. »Ich habe im Moment ein bisschen wenig von beidem.«

Mit nur einer Hand lenkend, zündete Nightingale sich eine Zigarette an. Der Pfarrer war keine große Hilfe gewesen, aber das hatte Nightingale eigentlich auch nicht erwartet. Er war nicht zum Friedhof gegangen, um spirituellen Beistand zu suchen. Ehrlich gesagt hatte er keine Ahnung, warum er das Bedürfnis empfunden hatte, dorthin zu fahren. Seine Fragen konnten nur seine Eltern beantworten, und die waren tot. Tot und begraben.

Er kurbelte das Fenster des MGB herunter und stieß beim Fahren Rauchwolken aus. Es gab keinen Beweis, dass er wirklich adoptiert worden war. Vielleicht kam heraus, dass es sich um einen makabren Irrtum handelte. Vielleicht hatte Ainsley Gosling sich einfach geirrt oder Nightingale zum Opfer eines bösen Streichs gemacht, den er noch nach seinem Tod verübte. Väter verkauften nicht die Seelen ihrer Kinder an den Teufel, nicht im zwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahrhundert. In überhaupt keinem Jahrhundert. Aber bis Robbie Hoyle sich mit den Ergebnissen der DNA-Analyse meldete, konnte Nightingale unmöglich wissen, ob Gosling wirklich sein leiblicher Vater gewesen war.

Ein Blaulicht blitzte im Rückspiegel auf, und Nightingale fluchte. Er war nicht zu schnell gefahren, aber der Wagen hatte ein bisschen geschlenkert, als er die Zigarette angezündet hatte. Die Sirene jaulte auf, und Nightingale fluchte erneut. Er blinkte, fuhr an den Rand und stellte den Motor aus. Der Polizeiwagen hielt hinter ihm, und zwei Uniformierte stiegen aus. Nightingale knirschte mit den Zähnen und drückte seine Zigarette aus. Sie würden riechen, dass er getrunken hatte. Er beugte sich zur Seite, klappte das Handschuhfach auf und holte das Päckchen Wrigley's heraus, das er dort immer aufbewahrte. Mit flinken Fingern packte er zwei Streifen aus, schob sie in den Mund, machte dann die Tür auf und stieg aus, wobei er die Hände so hielt, dass die Beamten sie sehen konnten. »Tut mir leid, Leute, ich bin doch nicht etwa zu schnell gefahren, oder?«

Der jüngere der beiden war Mitte zwanzig und hielt einen Alkoholtester in der Hand. Der ältere Polizist war fürs Reden zuständig. »Haben Sie etwas getrunken, Sir?«, fragte er.

»Ein paar Bier vor ein paar Stunden«, antwortete Nightingale. Trotz des Kaugummis wusste er, dass völliges Leugnen zwecklos war. Er nahm seine Brieftasche heraus und zeigte ihnen seinen Detektivausweis. »Jungs, ich weiß, dass mir das jetzt nichts hilft, aber ich war früher auch mal in eurem Job.«

»Wenn Sie den Job selber mal gemacht haben, wissen Sie, dass wir da kein Auge zudrücken können«, erklärte der Beamte. »Wir brauchen eine Atemprobe, um festzustellen, ob Sie Alkohol getrunken haben. Wenn Sie nicht fähig oder willens sind, eine solche Probe abzugeben, bringen wir Sie auf die Wache, wo Sie uns eine Blut- oder Urinprobe überlassen müssen.«

Nightingale hob ergeben die Hände. Er wusste, dass Widerspruch zwecklos war. »Kein Problem«, sagte er.

Der jüngere Polizist reichte ihm den Alkoholtester und zeigte ihm, was er tun musste. Nightingale holte tief Luft und blies dann langsam ins Röhrchen. Ein rotes Lichtchen blinkte anklagend auf, und der Beamte lächelte triumphierend.

Der ältere Mann erklärte Nightingale, er sei vorläufig festgenommen, aber Nightingale hörte nicht zu. Er war selber schuld, keiner hatte ihn gezwungen, zu trinken und dann zu fahren, und jetzt musste er seine Dummheit eben büßen.

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, sagte der jüngere Polizist und legte ihm die Hand auf die Schulter. Seine Stimme war kalt und ausdruckslos, ohne jede Emotion.

»Was?«, fragte Nightingale.

»Ich sagte, dass wir Ihren Wagen an einem sicheren Ort abstellen und Sie zur Wache fahren, Sir. Geben Sie mir bitte den Autoschlüssel.« Seine Stimme klang jetzt wieder normal.

Nightingale schüttelte den Kopf. »Was haben Sie gerade eben gesagt?«

Der jüngere Polizist sah seinen Kollegen an. »Blau wie ein Veilchen«, sagte er.

»Ich bin nicht betrunken«, widersprach Nightingale. »Ich habe ein paar Bier intus, ja, aber ich bin nicht betrunken. Was haben Sie darüber gesagt, dass der Teufel mich holen wird?«

»Jetzt wollen wir die Beschimpfungen mal schön sein lassen«, sagte der ältere Polizist und packte Nightingale am linken Arm.

»Ich habe niemanden beschimpft«, entgegnete Nightingale. »Ich wollte einfach nur wissen, was er gesagt hat.«

»Er hat gesagt, dass wir Ihren Wagen sicher abstellen müssen. Sie können zurückkommen und ihn abholen, sobald wir auf der Wache die Papiere ausgefüllt haben und Sie wieder fahrtüchtig sind. Und jetzt machen Sie uns bitte keinen Ärger mehr.« Er packte noch kräftiger zu.

Nightingale erwiderte nichts. Er reichte ihnen seinen Schlüssel, und sie führten ihn zu ihrem Wagen.

Ein gelangweilter Wach-Sergeant forderte Nightingale auf, seine Taschen zu leeren, überprüfte seinen Führerschein und fragte ihn, ob er unter irgendwelchen medizinischen Problemen litt. »Es geht mir gut«, antwortete Nightingale. Der Sergeant ging eine Liste von Krankheiten und Gebrechen durch und hakte sie methodisch ab, wenn Nightingale den Kopf schüttelte.

»Meinen Sie, Sie könnten sich selbst verletzen?«

»Ich könnte was?«, fragte Nightingale.

»Meinen Sie, Sie könnten sich selbst Verletzungen zufügen?« Er tippte auf das Formular. »Das muss ich Sie fragen.«

»Was, wenn ich ja sage?«

»Dann müssten wir die Zellentür offen lassen, und ich müsste einen Kollegen kommen lassen, der draußen sitzt und Sie beobachtet.«

»Die ganze Nacht?«

»Solange Sie in Haft sind.«

»Das ist doch verrückt, oder?«

»So ist die Regel nun mal«, gab der Sergeant zurück. »Wir haben nur in zwei Zellen Überwachungskameras, und die sind beide belegt.«

»Ich kapiere sowieso nicht, warum Sie mich hier festhalten müssen. Können Sie mich nicht einfach gegen eine Kautionsfreilassen und nach Hause schicken?«

»Wir müssen sicherstellen, dass Sie nicht zu Ihrem Auto zurückkehren und fahren, solange Sie noch unter Alkoholeinfluss stehen.«

»Was, wenn ich hoch und heilig schwöre, dass ich direkt nach Hause gehe?«

»Sie werden noch ein paar Stunden hierbleiben müssen«, antwortete der Sergeant. »So lautet die Vorschrift. Sie hatten, wenn ich das richtig sehe, 1,6 Promille.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, meinte Nightingale daraufhin. »Wenn Sie mir meine Zigaretten lassen und mir eine Tasse Kaffee besorgen, verspreche ich, mich nicht selbst zu verletzen.«

»Keine Zigaretten in der Zelle, aber ich kann Sie im Hof rauchen lassen, wenn Sie wollen«, antwortete der Sergeant. »Der Kaffee ist kein Problem, aber ich warne Sie, er schmeckt wie Spülwasser.«

»Hauptsache, es ist Koffein drin. Dann bin ich schon vollkommen zufrieden, und solange ich zufrieden bin, verletze ich mich auch nicht selbst.«

Beide Männer drehten sich um, als sie am Eingang des Zellentrakts lautes Rumoren hörten. Drei uniformierte Beamte zogen und schleppten einen Mann herein, der fluchte und schrie. Er war Mitte zwanzig, trug verwaschene Jeans und Turnschuhe sowie ein zerrissenes T-Shirt, das mit Blut bespritzt war. Er wehrte sich gegen die drei Polizisten, und obgleich sie wesentlich größer waren als er, hatten sie eindeutig Mühe, ihn unter Kontrolle zu halten. »Der Teufel hat mich dazu gebracht!«, schrie der Mann, und Schaum sprühte von seinen Lippen. »Kapiert ihr das denn nicht? Begreift ihr das nicht?«

»Was ist passiert, Jungs?«, fragte der Wach-Sergeant.

»Körperverletzung mit einer gefährlichen Waffe, Sergeant«, antwortete einer der Officer. »Er ist mit einem Samuraischwert über die Hauptstraße gerannt und hat es gegen jeden geschwungen, den er gesehen hat. Er hat drei Frauen verletzt und einem Türsteher beinahe den Arm abgehauen.«

»Wo ist das Schwert jetzt?«, fragte der Sergeant.

»Im Transporter«, antwortete der älteste der drei Beamten. Er trug eine stichsichere Weste und schwarze Handschuhe, aber quer über seine Wange lief eine Wunde.

»Hat er das gemacht?«, fragte der Sergeant.

Der Polizist nickte. »Mit den Fingernägeln, nachdem wir ihm das Schwert abgenommen hatten.«

Der Mann wehrte sich fluchend, und die drei Beamten rangen ihn zu Boden. Zwei hielten ihn an den Armen fest, während der dritte sich auf seine Beine legte.

»Hat er getrunken?«, fragte der Sergeant.

»Ich rieche nichts«, antwortete der Polizist, der den Gefangenen an den Beinen festhielt.

»Dann muss er wohl Drogen genommen haben«, sagte der Sergeant. »Entweder das, oder er ist schlicht und ergreifend verrückt.« Er stellte

sich neben den Gefangenen und sah auf ihn hinunter. »Was haben Sie genommen?«, fragte er. »Amphetamine? Kokain? Sagen Sie es uns, dann können wir Ihnen helfen.«

»Verpiss dich!« Der Mann spuckte den Sergeant an, und Schleim landete auf dessen Uniformjacke. Der Sergeant trat einen Schritt zurück. »Bringt ihn in Nummer drei«, sagte er. »Und fixiert ihn, bis er sich beruhigt hat.«

Zwei Beamte hoben den Mann an den Armen hoch, während der dritte ihn am Gürtel gepackt hielt. »Beruhigen Sie sich einfach, dann können Sie selbständig gehen«, sagte der Beamte, der den Mann am Gürtel festhielt. »Aber wenn Sie sich weiter wehren, müssen wir die Elektroschockpistole nehmen, okay? Zu Ihrer eigenen Sicherheit. Wenn Sie sich weiter wehren, sind Sie der Einzige, der Schaden erleidet.«

Der Mann beachtete den Beamten nicht. Er starrte Nightingale an und grinste wild. »Du verstehst es, oder?« Seine Augen waren rot und tränten. Glut loderte in ihnen. »Du glaubst an den Teufel, oder? Du weißt, was er tun kann! Sag es ihnen! Sag ihnen, dass die Teufel hier sind und uns zwingen, ihr Werk zu tun!«

Nightingale sah weg.

»Sag es ihnen!«, schrie der Mann und versuchte, sich auf Nightingale zu stürzen. »Sag es ihnen, du Schwein!«

Die drei Beamten packten den Mann, hoben ihn hoch und trugen den noch immer Schreienden zu den Zellen.

»In ein paar Tagen ist Vollmond«, meinte der Wach-Sergeant und wischte sich die Uniform mit einem Papiertaschentuch ab. »Da kriechen die Spinner immer aus ihren Löchern. Vielleicht wachsen ihnen nicht gerade Krallen und ein Wolfsgebiss, aber irgendwas stellt der Mond eindeutig mit ihnen an.«

»Wem sagen Sie das«, meinte Nightingale. »Als ich noch Polizeivermittler war, hatten wir immer mehr zu tun, wenn Vollmond war. Mehr Körperverletzungen, mehr Vergewaltigungen, mehr Selbstmorde, mehr von allem.«

Der Sergeant nahm Nightingales Führerschein und sah ihn sich stirnrunzelnd an. »Sie sind doch nicht *der* Jack Nightingale, oder?«

»Ich bin *ein* Jack Nightingale.«

»Inspector, oder?«

»In einem früheren Leben, ja«, antwortete Nightingale. »Sind wir uns schon mal begegnet?«

»Sie wurden zu einem Mann gerufen, der vom Hochhaus springen wollte, als ich noch in Kilburn Streife gegangen bin«, antwortete der Sergeant und gab Nightingale den Führerschein zurück. »Ein Asylbewerber, der sagte, er würde sich umbringen, wenn er kein Bleiberecht erhielt. Sie haben bald fünf Stunden auf ihn eingeredet, bis er runtergekommen ist. Damals waren Sie ein starker Raucher – ich wurde losgeschickt, um Ihnen ein Päckchen Marlboro zu besorgen.«

»Danke dafür«, sagte Nightingale.

Der ältere der beiden Streifenbeamten, die Nightingale verhaftet hatten, kam herein. Der Wach-Sergeant winkte ihn zu sich. »He, Bill, wusstest du, dass Mr. Nightingale hier einmal eine Berühmtheit war?«

Der Beamte zuckte achtlos mit den Schultern. »Er hat gesagt, er wäre selber mal Polizist gewesen, ja.«

»Er war Polizeivermittler, einer der besten«, erklärte der Sergeant. »Und bei der CO19 – oder?«

»Zur Strafe für meine Sünden, ja.«

»Er ist der Mann, der den pädophilen Banker in Canary Wharf aus dem Fenster geworfen hat«, erzählte der Sergeant.

»Angeblich«, sagte Nightingale.

»Ernsthaft?«, fragte der Beamte, plötzlich interessiert.

»Der Banker hatte mit seiner kleinen Tochter rumgemacht«, berichtete der Sergeant.

»Mehr als nur rumgemacht«, sagte Nightingale. »Er hatte sie jahrelang vergewaltigt.«

»Das Schwein«, sagte der Streifenbeamte.

»Die Mutter wusste Bescheid, was los war, oder?«, fragte der Sergeant.

»Ich denke schon«, antwortete Nightingale.

»Wie konnte sie nur zulassen, dass ihrem Kind so was zustößt?«, fragte der Sergeant.

Nightingale schüttelte den Kopf. »Das begreife ich auch nicht.«

»Was ist mit dem kleinen Mädchen passiert?«, fragte der Streifenbeamte.

»Sie ist gestorben«, antwortete Nightingale schlicht.

»Hat sich umgebracht«, erzählte der Sergeant. »Die arme Kleine.« Er schob Nightingale die Zigaretten und das Feuerzeug über den Tisch hinweg zu. »Ich habe große Achtung vor dem, was Sie getan haben, Jack«, sagte er. »Das Schwein hat es verdient gehabt.«

Nightingale steckte die Marlboros ein und schob das Feuerzeug in die Hosentasche. »Danke«, sagte er.

»Ich lasse Ihnen einen Kaffee holen und entlasse Sie, sobald es geht.«

»Danke, Sergeant.«

Wie versprochen brachte der Wach-Sergeant Nightingale etwa eine halbe Stunde, nachdem er in eine Zelle gesperrt worden war, einen Becher Kaffee. »Ich habe einen der Jungs zu Starbucks geschickt«, sagte er. »Dachte mir, ich erspare Ihnen das Kantinengebräu.«

»Das weiß ich zu schätzen«, antwortete Nightingale und nahm den Becher entgegen.

»Das ist für Sie wahrscheinlich das erste Mal, dass Sie sich auf dieser Seite der Zellentür befinden«, bemerkte der Sergeant.

»Das stimmt.« Nightingale saß auf dem Bett, einem Betonklotz, auf dem eine blaue Plastikmatratze lag. Rechts neben der Tür stand eine Toilette ohne Sitz.

»Wollen Sie eine Decke oder so was?«

»Danke, ich brauche nichts«, antwortete Nightingale.

Der Sergeant wollte gehen, blieb aber noch einmal stehen. Nightingale sah, dass er etwas sagen wollte. »Nachdem der Kerl aus dem Fenster gestürzt ist ...«, begann der Sergeant schließlich.

»Ja?«

»Gab es da keine ... Folgen?«

»Ich habe den Polizeidienst verlassen«, sagte Nightingale.

»Aber Sie wurden nicht angeklagt?«

»Es gab keine Beweise. Keine Zeugen, keine Überwachungskamera. Und ich habe nichts gesagt.«

Der Sergeant lächelte. »Das ist immer das Klügste«, sagte er, »insbesondere, wenn man es mit den Gummiabsätzen zu tun hat.« Gummiabsätze war der Spitzname für die Kollegen in der Abteilung für Interne Kontrolle,

jene Polizei also, die gegen Polizisten ermittelte. »Und jetzt sind Sie Privatdetektiv. Man verdient ganz gut dabei, oder?«

»Der Verdienst ist okay«, antwortete Nightingale. »Aber man bekommt keine Pension, und es gibt praktisch keine Vergünstigungen.«

»Fehlt Ihnen die Arbeit als Polizist?«

Nightingale trank seinen Kaffee. »Sie fehlt mir schon, aber die ganze Scheiße, durch die ich waten musste, um sie zu tun, die fehlt mir nicht.«

»Eine Menge von den Jungs sagen, sie wünschten, sie hätten den Mut, dasselbe zu tun wie Sie.«

Nightingale antwortete nicht.

Der Sergeant blickte ihn an, als wollte er noch mehr sagen, aber stattdessen nickte er und ging.

Es war kurz nach halb fünf am nächsten Morgen, als der Sergeant die Zellentür aufschloss.

Er gab Nightingale ein Blatt, auf dem sein Gerichtstermin ausgedruckt war, und erklärte, er könne jetzt gehen. »Gehen Sie heim?«, fragte er.

»Ich dachte, ich hole erst noch meinen Wagen«, antwortete Nightingale.

»Dann blasen Sie doch bitte nochmal schnell ins Röhrchen«, sagte der Sergeant. »Ich will ja nicht, dass Sie noch einmal eingesammelt werden. Wahrscheinlich würde man dann mir vorwerfen, dass ich Sie zu früh rausgelassen habe.«

Nightingale gab noch eine Atemprobe ab, und diesmal war er unter dem Grenzwert. »Ich würde gerne ein Taxi rufen, haben Sie vielleicht eine Nummer?«, fragte er.

Der Sergeant nickte zu einer Reihe orangeroter Kunststoffsitze hinüber. »Setzen Sie sich doch. Ich schau mal, was ich für Sie machen kann«, sagte er. Er ging zur Theke, telefonierte ein paar Minuten und rief dann Nightingale zu sich. »Zwei von unseren Jungs bringen Sie raus«, sagte er. Nightingale bedankte sich. »Gehört alles zum Service, Jack«, sagte der Sergeant.

Nightingale kam kurz nach acht nach Hause. Er schloss die Haustür auf, machte sich eine Tasse Kaffee und rief Robbie Hoyle an. »Was ist los?«, fragte Hoyle.

»Vielleicht will ich einfach nur ein bisschen quatschen.«

»Es ist Samstagmorgen – früh am Samstagmorgen. Mein Tag der Ruhe. Deiner auch. Also nehme ich an, dass irgendwas los ist.«

»Du solltest Detektiv sein«, sagte Nightingale.

»Und du Detective«, antwortete Hoyle. »Also, wo brennt's?«

»Sie haben mich gestern Abend wegen Alkohol am Steuer eingebuchtet.«

»Ach du Scheiße«, sagte Hoyle. »Hattest du einen Unfall?«

»Nein, das nicht. Ich hatte ein paar Bier getrunken, und sie haben mich ins Röhrchen blasen lassen.«

»Du dummer Sack.«

»Ja, sicher, ich weiß.«

»Die nehmen dir den Lappen weg, das weißt du?«

»Deswegen ruf ich dich ja an, Robbie.«

»Komm schon, Jack, du weißt genau, dass ich nichts tun kann, wenn die Mühlen erst mal mahlen. Heutzutage nicht mehr.«

»Ich wollte dich nicht bitten, irgendwelche Fäden zu ziehen«, gab Nightingale zurück. »Ich brauche einen Rechtsverdreher, einen guten. Wer ist zurzeit der Spezialist für Alkohol am Steuer? Es muss doch etwas geben, was das Gericht umstimmt. Ehemaliger Polizist, unter enormem psychischem Druck, der Vater hat gerade Selbstmord begangen – ich denke an mildernde Umstände.«

»Ich hör mich um«, sagte Hoyle. »Bist du sonst okay?«

»Alles bestens, nur dass ich mir selbst in den Arsch treten könnte.«

»Magst du uns morgen besuchen? Anna macht einen Braten.«

»Vielleicht, Kumpel. Mal sehen, was mein Kater dazu sagt.«

»Wenn du irgendwelche Hilfe brauchst, gib mir Bescheid«, sagte Hoyle.

»Besorg mir einfach nur diesen Anwalt, Kumpel«, sagte Nightingale.

»Wenn ich meinen Führerschein verliere, bin ich wirklich am Arsch.«

Nightingale verschlief den größten Teil des Samstags. Um sechs Uhr abends wachte er auf, briet sich Eier mit Speck, kochte Kaffee und schaute dann beim Essen Sky News. Eine große Computerfirma hatte zweitausend Arbeitnehmer entlassen, zwei Handelsketten hatten Konkurs angemeldet, und die Arbeitslosenzahlen gingen gegen drei Millionen. Das Pfund fiel weiter, am Aktienmarkt herrschte Flaute, und der lahme Wirtschaftswissenschaftler, den Sky wieder mal angeschleppt hatte, sagte, dass die Dinge noch schlimmer werden würden, bevor die Wende zum Besseren käme.

Als Nightingale gegessen hatte, saß er da, die Füße auf den Couchtisch gelegt, und zappte durch hundert Kabelkanäle, fand aber nichts, was seine Aufmerksamkeit fesselte. Er schaltete den Fernseher aus und starrte auf das Sideboard. Dort standen ein Dutzend Fotos in unterschiedlich großen Rahmen. Unter anderem ein Foto von seiner Graduierungsfeier, auf dem er einen Talar und ein Barrett trug, eine Aufnahme von der Abschlussfeier am Hendon Police College, ein Bild von Robbie und Anna Hoyle an ihrem Hochzeitstag, und rechts davon in einer kleinen Gruppe drei Fotos seiner Eltern. Er betrachtete die Familienbilder. Das mittlere war ein Hochzeitsfoto. Seine Mutter, ganz in Weiß, hielt einen Blütenzweig, und sein Vater in einem grauen Anzug hatte ihr den Arm um die Taille gelegt. Er war zweiunddreißig, als sie geheiratet hatten, und Nightingales Mutter war gerade fünfundzwanzig geworden. Sie war hübsch, hatte lockiges, schwarzes Haar und grüne Augen, was eine irische Abstammung nahelegte, und ein paar Sommersprossen auf der Himmelfahrtsnase. Sie lächelte ihren Mann genauso an, wie Nightingale es seine ganze Kindheit hindurch immer wieder bei ihr gesehen hatte. Es hatte nie den geringsten Zweifel gegeben, dass sie ihn von ganzem Herzen geliebt hatte. Das Foto rechts davon war kleiner und hatte einen silbernen Rahmen. Es war das erste Foto von Nightingale als Baby. In eine weiche, weiße Decke gehüllt, lag er mit roten Wangen und geschlossenen Augen im Arm seiner Mutter, die wiederum von seinem Vater gehalten wurde. Beide blickten voll Liebe und Stolz auf ihn hinunter.

Das war, wie Nightingale jetzt bewusst wurde, der Anfang der Lüge gewesen. Er war gar nicht ihr Kind: Er war ihnen gegeben worden. An dem Tag, an dem dieses Foto geschossen worden war, waren sie Fremde für ihn gewesen, die keinerlei Beziehung zu ihm hatten; es gab keine familiären Bande, keine gemeinsame DNA. Sie waren einfach nur ein Mann und eine Frau gewesen, denen man ein Baby gegeben hatte. Das Kind, das sie im Arm hielten, kam einfach irgendwoher. Alles, was nach diesem Tag mit Nightingale geschehen war, alles, was er geworden war, beruhte auf einer Lüge.

Das dritte Foto war vor Old Trafford, dem Fußballstadion von Manchester United, aufgenommen worden. Nightingale war damals zwölf und stand zwischen seinem Vater und seinem Onkel. Alle drei trugen rot-weiße Schals. Sie waren auf dem Weg zu ihren Stehplätzen. Das war ein paar Jahre vor dem Umbau des Stadions gewesen, nach dem es nur noch Sitzplätze gab, aber Nightingales Vater hatte Fußball immer am liebsten im Stehen geschaut. Ein anderer Fan hatte das Foto mit einer Kamera geschossen, die Nightingale im Jahr davor von seinem Vater zu Weihnachten bekommen hatte.

Nightingale starrte das Foto an. Sein Onkel musste Bescheid gewusst haben. Der gute, alte Onkel Tommy. Onkel Tommy, der stets gelacht und gescherzt hatte und der an Geburtstagen und an Weihnachten immer mit einem Geschenk und einer Glückwunschkarte aufgetaucht war und ihn fest in den Arm genommen hatte. Am Tag, als Nightingale zur Universität aufgebrochen war, hatte der Onkel ihm einen Umschlag mit tausend Pfund zugesteckt. Der gute, alte Onkel Tommy, der von Anfang an über die Lüge Bescheid gewusst haben musste. Und Tante Linda. Die beiden mussten es gewusst haben, denn sie hatten ja gewiss gesehen, dass Nightingales Mutter nicht schwanger gewesen war und dass das Baby aus dem Nichts aufgetaucht war – aber sie hatten nie etwas verraten, nicht einmal bei der Beerdigung. Natürlich waren sie damals da gewesen, sie hatten Nightingale zwischen sich genommen, als die Särge ins Grab hinuntergelassen wurden. Aber keiner der beiden hatte je etwas darüber gesagt, dass er adoptiert worden war, weder damals noch später.

Er betrachtete das Foto der drei Fußballfans. Ein Vater, sein Sohn und der Onkel. Nur dass Jack Nightingale nicht Bill Nightingales Sohn war und

Tommy nicht sein Onkel. Bis Nightingale die Wahrheit herausfand, würde er die Bilder nie wieder so anschauen können wie früher.

Nightingale parkte den MGB auf der Straße vor dem Haus seines Onkels, einer schmucken Doppelhaushälfte mit vier Zimmern in einer gepflegten Mittelschichtgegend der Stadt Altonham südlich von Manchester. Für den Weg von London hatte er fast drei Stunden gebraucht. Er stieg aus, reckte sich und zündete sich eine Zigarette an. Seine Tante und sein Onkel hatten beide vor zwanzig Jahren mit dem Rauchen aufgehört und ließen nicht zu, dass in ihrer Nähe gequalmt wurde. Der schwarze Renault Mégane seines Onkels stand in der Einfahrt. Nightingale schloss seinen Wagen ab und ging langsam über den Gartenweg zur Haustür, wohl wissend, dass er seine Zigarette ausdrücken musste, bevor er läutete. Der Garten war gepflegt, zu beiden Seiten eines ordentlich gemähten Rasens standen zwei große Rhododendronbüsche. Außerdem war dort eine kitschige Brunnenattrappe aus Stein mit einem bärtigen Zwerg, der eine Angelrute hielt. Der Zwerg stand schon so lange dort, wie Nightingale sich erinnern konnte; als Kind hatte er immer ein bisschen Angst vor ihm gehabt und geglaubt, dass der Gnom sich bewegte, sobald er ihn aus den Augen ließ. Er schnippte ihm etwas Asche entgegen. »Beißen sie an?«, fragte er. Der Zwerg starrte auf den Haken am Ende der Angelschnur. »Vielleicht solltest du es mal anderswo versuchen.« Er warf seine Zigarette ins Blumenbeet, ging zur Haustür und streckte die Hand nach der Klingel aus.

Dann hörte er hinter sich etwas rascheln, und plötzlich hämmerte sein Herz los, und seine Kinderängste kehrten zurück. Er fuhr herum, halb in der Erwartung, den Zwerg hinter sich stehen zu sehen, aber es war nur Walter, die Perserkatze seiner Tante. Die Katze rieb sich an seinen Waden und miaute. Nightingale bückte sich und kraulte sie hinter den Ohren. »Lange nicht gesehen, Walter«, sagte er. Die Katze krümmte den Rücken und schnurrte laut.

Nightingale richtete sich auf und klingelte. Er hörte, wie die Glocke im Haus anschlug. Die Katze schnurrte noch immer und strich um Nightingales Beine. »Was ist denn los, Walter? Hat dich keiner mehr lieb?«, fragte Nightingale. Nach einer halben Minute klingelte er noch einmal, aber

keiner öffnete die Tür. »Wo sind sie denn, Walter?«, fragte Nightingale. »Sind sie hinten im Garten?«

Nightingale ging um die Hausecke und öffnete ein Holztor, das nach hinten führte, wo sein Onkel ein Gemüsebeet hatte und seine preisgekrönten Rosen hegte. Als Nightingale das Tor hinter sich schloss, fiel ihm ein roter Schmierer an seiner Hand auf. Er hielt sie stirnrunzelnd hoch. Es sah wie Blut aus, aber er hatte keine Wunde. Er untersuchte beide Hände und dann den Torriegel, aber es gab nur diesen einen Schmierer.

Er ging über den Gartenweg nach hinten. »Onkel Tommy?«, rief er.

Keiner antwortete. Er klopfte an die Küchentür. »Tante Linda, ich bin's – Jack.«

Walter miaute erneut. Nightingale kniete sich hin und streichelte die Katze im Nacken. »Was ist hier eigentlich los, Walter?«, fragte er. Die Katze hatte einen glänzenden, roten Fleck auf der Nase. Plötzlich überkam Nightingale Panik, und sein Herz pochte laut. Er betrachtete die Küchentür. Unten war eine Katzenklappe eingelassen, durch die Walter im Haus ein und aus ging. Sie war mit roten Schmierern bedeckt.

Nightingale stand auf und hämmerte gegen die Tür. »Tante Linda! Onkel Tommy! Seid ihr da drin?« Er hielt das Ohr ans Holz, hörte aber nichts. Wieder schlug er gegen die Tür, ging dann zum Küchenfenster und stellte sich auf die Zehenspitzen, um hindurchzuspähen. Hinter der Spüle erkannte er ein nacktes Bein, einen zerbrochenen Teller und eine Blutlache. Nightingale hämmerte gegen das Fenster. »Tante Linda!«

Was sollte er tun? Er blickte sich um, sah den Geräteschuppen seines Onkels, rannte hin, riss die Tür auf und ergriff einen Spaten. Er stürzte wieder zum Haus, schlug mit dem Spaten das Fenster ein und kletterte dann nach drinnen. Seine Tante lag auf dem Küchenboden, ihr Schädel war zertrümmert, und Blut und Gehirnmasse gerannen auf dem Fliesenmusterlinoleum. Der Mund stand weit offen, und die Augen starrten mit glasigem Blick zur Decke. Nightingale wusste sofort, dass es sinnlos war, nach einem Lebenszeichen zu suchen.

Vorsichtig ging er um die Blutlache herum. Eine Mordwaffe war nicht zu sehen, und die Hintertür war abgeschlossen gewesen, was bedeutete, dass der Angreifer das Haus entweder durch den Vordereingang verlassen hatte, oder aber noch da war. Neben dem Kühlschrank stand ein

Messerblock, und Nightingale zog ein großes Messer mit Holzgriff heraus. »Onkel Tommy, bist du da?«, rief er.

Er ging ins Wohnzimmer. Auf dem Couchtisch lag ungeöffnet das Sonntagsblatt *News of the World*, und daneben stand eine volle Teetasse. Nightingale ging zum Tisch hinüber und berührte die Tasse. Sie war kalt und obendrauf schwamm eine Haut.

Langsam kehrte er in den Flur zurück und lauschte aufmerksam. Dann stieg er die Treppe hinauf, immer nur eine Stufe auf einmal, und reckte den Hals, um oben den Treppenabsatz zu sehen. Auf halber Höhe fand er eine Axt, deren Blatt mit Blut beschmiert war. Er berührte sie nicht, sondern schritt vorsichtig darüber weg. Als er ein leises Knarren hörte, erstarrte er, das Messer vor sich ausgestreckt. Er ging noch einen Schritt.

Etwas bewegte sich oben im Flur. Gerade außerhalb seines Sichtfelds. Er schlich sich nach oben, mit trockenem Mund und hämmerndem Herzen. Er blieb wieder stehen, als er es erneut leise knarren hörte. Dann sah er eine Bewegung. Es war ein Fuß – ein nackter Fuß –, der in der Luft hing. Nightingale ging noch einen Schritt und sah zwei Füße, dann eine Schlafanzug hose, und als er oben ankam, erblickte er seinen Onkel, der von der Falltür herunterbaumelte, die zum Speicher führte. Um seinen Hals lag ein Seil, und der unnatürlichen Haltung des Kopfes sah man an, dass das Genick gebrochen war. Nightingale begriff, dass sein Onkel in der Falltür gesessen haben musste, bevor er sich nach unten stürzte. Von der Hüfte aufwärts war er nackt, und seine Brust war mit Blutstropfen bespritzt. Nightingale entdeckte keine Wunde an ihm, es konnte sich also nur um das Blut seiner Frau handeln. Er musste sie in der Küche erschlagen haben, dann hochgegangen sein und sich selbst getötet haben.

Das Seil knarrte, als die Leiche leise schwankte. Sein Onkel war tot, aber seine Körperflüssigkeiten bewegten sich noch, während die Organe zur Ruhe kamen. Die Schlafanzug hose war im Schritt nass und auf dem Boden war eine Urinpfütze. Nightingale holte sein Handy heraus und wählte den Notruf. Während er darauf wartete, dass man in der Zentrale abnahm, drehte er sich um. Die Badezimmertür stand weit offen, und dahinter sah er den Spiegel über dem Waschbecken. Dort standen in blutigen Großbuchstaben sieben Worte: DER TEUFEL WIRD DICH HOLEN, JACK NIGHTINGALE.

Jenny saß an ihrem Schreibtisch und studierte das handgeschriebene Tagebuch mit einem kleinen Spiegel, als Nightingale hereinkam. Er machte die Tür zu seinem Büro auf. »Kaffee wäre schön«, sagte er. Er warf sich auf seinen Stuhl und legte die Beine auf den Schreibtisch. Eine kleine Spinne hatte sich in der Ecke beim Fenster häuslich eingerichtet, und auf der Jalousie lag eine Schicht Staub. »Wann kommt die Putzfrau nächstes Mal?«, rief er.

»Sie war Freitagvormittag hier«, antwortete Jenny, während sie seinen Kaffee aufgoss, »und sie ist morgen wieder da.«

»Dann macht sie ihren Job verdammt schlecht«, meinte Nightingale. »Sie ist Polin, oder?«

»Rumänin«, antwortete Jenny. »Ich rede mit ihr.«

»Sag ihr, sie soll die Jalousie mal abwischen.«

»Ich höre und gehorche«, sagte Jenny, die mit einem dampfenden Becher in der Tür auftauchte. »Genau wie deine Frauen – heiß und schwarz.« Nightingale runzelte die Stirn.

»Was?«

»War ein Scherz«, sagte sie, stellte den Becher auf seinen Schreibtisch und setzte sich ihm gegenüber. »Ein Versuch, die Stimmung aufzulockern.«

»Aber ich hatte nie eine schwarze Freundin«, meinte Nightingale und griff nach seinem Becher.

»Das ist ja gerade der Witz daran. Was ist los, Jack? Du siehst aus wie ...«

»Als hätte ich ein Gespenst gesehen?«

»Ja, tatsächlich.«

Nightingale nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Mein Onkel hat sich gestern umgebracht – er hat sich umgebracht und vorher meine Tante ermordet.«

Jenny blieb der Mund offen stehen. »Was?«

»Mein Onkel Tommy. Er hat sich erhängt.«

»Warum?«

Nightingale zuckte die Schultern. »Er hat keinen Abschiedsbrief hinterlassen. Ich habe diese Woche mit ihm telefoniert und ihm gesagt, ich würde Sonntag zum Mittagessen nach Altrincham hinauskommen, sie haben mich also erwartet. Am Telefon klang er ganz normal. Aber als ich hinkam, waren sie tot.«

»Jack, das ist ja schrecklich. Das ist ...« Sie setzte sich. »Ich weiß nicht ... das ist nicht ...«, sie schüttelte den Kopf. »Das ist so unwirklich.«

»Es ist absolut real«, sagte Nightingale. »Ich bin gestern von der Polizei von Manchester verhört worden.«

»Von der Polizei?«

»Es handelt sich um einen Mord und einen Selbstmord, Jenny. Die Polizei muss dem nachgehen, aber die Untersuchung wurde nach ihrer Einleitung gleich wieder abgeschlossen. Er war mit dem Blut meiner Tante bespritzt, und sie hatte ihn im Gesicht gekratzt. Es war sonst keiner an dem Mord beteiligt.«

»Aber warum denn? Warum hat er seine Frau getötet?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich hatte den beiden gesagt, ich wollte mit ihnen über meine Eltern sprechen, darüber, ob ich adoptiert worden bin oder nicht.«

»Und am Telefon war alles in Ordnung?«

»Sie haben ein bisschen nervös geklungen, aber sie haben mich zum Essen eingeladen.«

»Ich kann das einfach nicht glauben«, sagte Jenny.

»Es fällt mir selber schwer, damit zu Rande zu kommen«, gab Nightingale zu.

»Hatten sie Probleme oder so?«

»Ich glaube nicht.«

»Jack, du glaubst doch nicht, dass es da eine Verbindung zu Gosling gibt, oder?«

»Der Gedanke ist mir gar nicht gekommen, Jenny.« Das war in Wirklichkeit eine Lüge, denn sobald Nightingale die blutigen Buchstaben auf Onkel Tommys Badezimmer-Spiegel gesehen hatte, hatte er gewusst, dass er auf irgendeine Weise mit dem Tod seiner Tante und seines Onkels in Beziehung stand. Aber er kam nicht dahinter, worin diese Beziehung bestand. Als er die mit Blut geschriebenen Worte erblickt hatte, hatte er zu

träumen geglaubt. Er hatte die Botschaft entsetzt angestarrt und sich vorgestellt, dass er nun gleich wieder in Underwoods Büro stehen und dass der Mann durchs Fenster krachen und zu Tode stürzen würde. Aber es war kein Traum, er wachte nicht auf, die Worte waren real, und sein Onkel und seine Tante waren tot. Nightingale hatte keine Ahnung, warum es immer wieder Leute gab, die ihm sagten, der Teufel werde ihn holen, und er begriff noch weniger, warum sein Onkel das vor seinem Selbstmord auf den Badezimmerspiegel geschrieben hatte. Aber bis er herausgefunden hatte, was da los war, wollte er Jenny nicht beunruhigen.

»Hast du der Polizei von Gosling erzählt?«, fragte sie.

»Ich dachte, das würde eine ohnehin schon komplizierte Situation nur noch schwieriger machen.« Nightingale schwang seine Beine vom Schreibtisch herunter. »Das war ein schreckliches Wochenende«, sagte er. »Freitagnacht habe ich in einer Gefängniszelle verbracht.«

»Wie bitte?«

»Ich bin Freitagabend wegen Alkohol am Steuer einkassiert worden.«

»Ach, Jack ... Du hattest doch gesagt, du würdest nicht fahren.«

»Und das hatte ich auch nicht vor. Ich schwöre bei Gott, als ich das Lokal verlassen habe, hatte ich überhaupt nicht vor, mich hinters Steuer zu setzen. Ich weiß nicht, was mich da überkommen hat.«

»Und wie läuft es jetzt weiter?«

Nightingale trank noch einen Schluck Kaffee. »Ich habe keinen Unfall gebaut, aber ich werde meinen Führerschein los, und das heißt, dass ich irgendwas finden muss, um den MGB unterzustellen.«

»Ich kümmere mich darum.«

»Hast du denn eine Garage?«

»Ich kann ihn bei meinen Eltern abstellen. Mein Vater kann jede Woche mal damit herumfahren, um die Batterie aufzuladen. Diese alten Autos machen Probleme, wenn man sie nicht regelmäßig fährt.«

Nightingale lächelte. »Wir nennen sie eher Oldtimer als alte Autos«, sagte er. »Kennt er sich denn mit so was aus?«

»Er hat zwei alte Jaguare und einen ›Frogeye‹ Sprite. Sorry, Oldtimer-Jaguare. Und einen Jensen-Healey.«

»Das hast du mir nie erzählt.«

»Du hast mich nie danach gefragt, Jack. Mein Dad hat früher für Jaguar gearbeitet. Er war Bilanzbuchhalter, und bis zu seiner Pensionierung saß er dort im Aufsichtsrat.«

Nightingale stellte seinen Becher ab. »Du erstaunst mich immer wieder aufs Neue«, sagte er.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit«, gab Jenny zurück.

»Wie läuft es mit der Übersetzung?«

Jenny erschauerte. »Da steht wirklich ein Haufen sehr merkwürdiges Zeug drin.«

»Wie merkwürdig?«

Jenny beugte sich vor. »Hast du eine Tätowierung?«

»Eine Tätowierung? Was denn ... ›Ich liebe Mum‹, so was in der Art?«

»Ein Pentagramm. Entweder eine Tätowierung oder ein Muttermal, das wie ein Pentagramm aussieht.« Sie lehnte sich zurück. »Ich weiß, das klingt lächerlich, aber Mitchells Tagebuch zufolge trägt jeder, dessen Seele dem Teufel gehört, ein Zeichen, ein Pentagramm irgendwo am Körper versteckt.«

»Du hast recht, das klingt lächerlich«, meinte Nightingale. »Ich bin zweiunddreißig, und wenn ich eine Tätowierung hätte, wüsste ich darüber Bescheid.«

»Dann brauchst du dir ja keine Sorgen zu machen«, sagte Jenny. Sie wollte aufstehen, doch Nightingale bat sie mit einem Wink, noch sitzen zu bleiben.

»Jetzt mal langsam«, sagte er. »Willst du damit sagen, wenn ich so ein Zeichen hätte, müsste ich mir Sorgen machen?«

»Du hast doch gesagt, du hast keins.«

»Aber falls doch, denkst du, dass ich dann Grund zur Sorge hätte?«

»Ich denke, dass ich das Geschwafel eines tief gestörten Menschen lese. Eines armen Schweins, das die Zeit totschlagen musste.«

Nightingale prostete ihr mit seinem Becher zu. »So ist es recht«, sagte er. »Ich dachte schon, ich müsste mir Sorgen machen.«

»Sorgen worüber?«

»Dass du anfängst, diesen Unsinn ernst zu nehmen.« Er trank einen Schluck Kaffee. »Hast du noch diese Freundin in der Rentenbehörde?«

»Sicher, warum?«

»Kannst du sie bitten, einmal nachzuschauen, ob Sebastian Mitchell noch am Leben ist?«

»Falls ja, ist er schon in den Achtzigern. Wenn nicht älter.«

»Es wäre schön, zu wissen, ob er noch unter uns weilt. Oder ob er ebenfalls einen klebrigen Tod gefunden hat.«

Nightingale schloss die Haustür von Gosling Manor auf und legte den Lichtschalter um. Mehr als ein Dutzend Glühbirnen leuchteten in dem riesigen Kronleuchter auf. Er hatte die Rechnung Freitag bezahlt, und sein Stromversorger hatte versprochen, ihm den Strom übers Wochenende wieder anzuschalten. »Ausgezeichnet«, sagte Nightingale. Er schaltete das Licht aus. Es war noch vor Mittag, und durch ein Oberlicht in der zwei Stockwerke hohen Decke fiel das Tageslicht in die Eingangshalle. Er ging durch den Hauptsalon und schaltete das Licht auch dort kurz ein, um zu überprüfen, ob es funktionierte. Dann ging er in die Eingangshalle zurück und blickte zur Überwachungskamera hoch, die auf den Haupteingang gerichtet war. An der Seite leuchtete schwach ein rotes Lämpchen.

Er kehrte in den Salon zurück und sah durchs Fenster, dass sich unter den Bäumen etwas bewegte, ein Schatten, der hinter eine dicke Eiche glitt. Nightingale sah aufmerksam hin und fragte sich, was das war. Es war zu groß für einen Hund oder Fuchs gewesen und zu klein für einen Menschen. Es hätte ein Kind sein können, aber was machte ein Kind auf dem Grundstück? Er zündete sich eine Zigarette an und behielt den Baum weiter im Auge. Die Ländereien von Gosling Manor mussten für die hiesigen Kinder eine richtige Attraktion sein. Es gab viele Kletterbäume und geeignete Stellen, um Hütten zu bauen, und da niemand mehr im Haus war, konnte auch keiner sie verjagen. Wenn hier eine Stadt wäre, hätte es schon Vandalismus gegeben, die Fenster wären eingeworfen worden, und auf Türen und Wände hätte man Graffiti gesprüht. Aber auch wenn Landkinder anders waren als die Kinder aus den Innenstadtbzirken, wusste Nightingale, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis hier eingebrochen wurde. Ein leerstehendes Haus war einfach ein zu verlockendes Objekt, selbst wenn es mitten im Nirgendwo stand. Er brauchte entweder einen Nachtwächter oder eine Sicherheitsfirma, die regelmäßig vorbeikam. Wenn sich hier Hausbesetzer einnisteten, wäre das Haus viel schwerer zu verkaufen. Auch das Grundstück brauchte Pflege. Noch war der Rasen makellos, aber Gras wuchs, und bald würde man es mähen müssen. Und jemand würde all das tote Laub zusammenrechen müssen.

Nightingale seufzte. Es würde ein kleines Vermögen kosten, auch nur die grundlegenden Instandhaltungsarbeiten an dem riesigen Haus durchführen zu lassen, Geld, das er nicht besaß. Und dann würde er außerdem noch eine beträchtliche Erbschaftssteuerschuld zahlen müssen. Selbst wenn er das Haus schnell verkaufte, würde er wohl von Glück sagen können, wenn er nach dem Bezahlen der Hypothek, der Steuer und des Immobilienmaklers auch nur ein paar tausend Pfund gutmachte. Er stieß Rauch aus und überlegte kurz, ob er nicht Feuer an das Haus legen und die Versicherungssumme abkassieren sollte. Nur dass es wahrscheinlich gar keine Versicherung gab. Gosling hatte keine Kredit-Lebensversicherung abgeschlossen, und so hatte er gewiss auch sein Haus nicht gegen Feuer versichert.

Bei der Eiche war keine Bewegung mehr zu sehen, und Nightingale wandte sich vom Fenster ab. Er ging in die Eingangshalle zurück und zog die Wandverkleidung weg, die den Eingang zum Keller kaschierte.

Er legte den Lichtschalter oben am Treppeneingang um, und das Neonlicht sprang an. Er hörte im Obergeschoss ein Scharren und erstarrte, die Hand immer noch am Schalter. Ein paar Sekunden lang war da nur das Geräusch seines eigenen Atems. Dann hörte er ein Miauen und noch mehr Gescharre. »He, Katze, komm hier runter, dann lass ich dich raus«, rief Nightingale. Seine Stimme hallte in der Eingangshalle wider.

Das Kratzen hörte auf. Nightingale war nie ein großer Katzenfan gewesen. Er mochte es nicht, wie sie einen anstarrten, mit diesem verächtlichen, herablassenden Blick, als hätten sie keinerlei Zweifel daran, dass Katzen eine überlegene Spezies waren. Aber wenn Katzen wirklich so schlau wären, könnten sie sich ihr Dosenfutter selbst aufmachen. »Oder du kannst da oben bleiben und verhungern – entscheide selbst«, rief er. Aber der Hungertod war wohl nicht zu befürchten, da es fast mit Sicherheit eine große Nagetierpopulation gab, die in Gosling Manor heimisch war. Im Gegensatz zu Menschen waren Katzen Überlebenskünstler.

Nightingale stieg langsam die Treppe hinunter. Jetzt, da das Licht an war, wirkte der Keller nicht mehr ganz so riesig, aber er war immer noch größer als eine Kleinstadtbibliothek. Unter dem nüchternen Licht wirkten die Ausstellungstücke in den Schaukästen etwas weniger unheimlich.

Zum ersten Mal fielen Nightingale die nackten Backsteinwände und die Unebenheit des gefliesten Bodens auf.

Die sechs LCD-Bildschirme an der hinteren Kellerwand waren leer, erst als Nightingale sich ihnen näherte, erkannte er kleine, grüne Lichter, die zeigten, dass sie eingeschaltet waren. Er setzte sich vor die Edelstahlkonsole und drückte den Schalter mit der Aufschrift Haupteingang, aber nichts geschah. Als Nächstes versuchte er es mit Arbeitszimmer, aber das funktionierte ebenfalls nicht. Er runzelte die Stirn. Dann entdeckte er sechs Schalter rechts oben an der Konsole. Er drückte sie, und einer nach dem anderen erwachten die Bildschirme zum Leben. Die beiden Bildschirme in der Mitte zeigten ein Vollbild, während die anderen jeweils in vier Felder unterteilt waren, so dass insgesamt achtzehn Aufnahmen des Hauses und des Grundstücks liefen.

Die beiden Vollbilder zeigten einen Flur im Obergeschoss und Goslings Schlafzimmer. Nightingale begann mit dem Schalter für das Arbeitszimmer und arbeitete sich dann methodisch durch alle achtundzwanzig Kameras. Von der Katze war nichts zu sehen. Er bemerkte einen Schrank links vom Schreibtisch, öffnete ihn und fand einen Computer mit sechs DVD-Laufwerken. Er drückte die Auswurf Taste, aber alle Laufwerke waren leer. Falls Gosling die Videoaufnahmen aufgezeichnet hatte, waren sie jetzt nicht mehr da.

Nightingale betrachtete erneut die Aufnahme von Goslings Schlafzimmer und lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Mit Mühe erkannte er den rostfarbenen Fleck, wo die Leiche des Selbstmörders gelegen hatte. War jemand im Keller gewesen, als Gosling sich getötet hatte? Wahrscheinlich nicht: Er hatte sich bestimmt keine Zeugen gewünscht. Eine Schrotflinte, die man sich in den Mund hielt, war kein Hilfeschrei. Er hatte einfach allem ein Ende setzen wollen. Er musste das Personal heimgeschickt haben, bevor er es tat.

Nightingale starrte auf das Bett und den Stuhl und dachte an den Kreis und die Kerzen, die vermutlich eine Art magischen Schutz geboten hatten. Gosling musste geglaubt haben, dass er sich in Sicherheit befand, solange er sich im Inneren des Kreises aufhielt, was aber bedeutete, dass er diesen niemals verlassen durfte. Es war nichts zu essen im Zimmer gewesen, und er konnte nicht zur Toilette gehen, ohne den Kreis zu verlassen. Wenn

Gosling also längere Zeit in dem Kreis verweilt hatte, musste jemand im Haus gewesen sein, der ihm geholfen hatte, ihm Essen gebracht und seine Ausscheidungen entsorgt hatte. Nightingale nahm seine Brieftasche heraus und suchte darin, bis er das Kärtchen des Bürgerwachtvereins fand, das er von dem Polizisten erhalten hatte, dem er bei seinem ersten Besuch im Haus begegnet war. Er tippte die Nummer in sein Handy.

»Sergeant Wilde? Hier ist Jack Nightingale – der Besitzer von Gosling Manor. Sie waren Anfang der Woche hier.«

»Sie können mich gerne Harry nennen, Jack. Sie hatten einen höheren Rang als ich, als Sie noch im Dienst waren, das ist also nur fair.«

»Haben Sie einen Moment Zeit?«

»Ich bin gerade heimgekommen, und meine Frau lässt mein Essen anbrennen, während wir miteinander sprechen, also, ja, schießen Sie los. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Sie sagten, Goslings Fahrer habe Sie ins Haus gelassen, nachdem er die Leiche gefunden hatte.«

»Das stimmt.«

»War sonst noch jemand da?«

»Zu der Zeit, als er sich getötet hat? Nein. Er hatte alles Personal, das er noch hatte, am Vorabend nach Hause geschickt.«

»Es haben also noch immer Leute im Haus gearbeitet? Obwohl es vollkommen leergeräumt war?«

»Er hatte wohl noch einige wenige Leute. Eine alte Frau, die gekocht und ein bisschen geputzt hat, und ihr Mann hat nach dem Garten geschaut. Der Fahrer hat gleichzeitig den Butler gemacht.«

»Sie haben nicht vielleicht deren Telefonnummern, oder?«

»Warum denn? Gibt es ein Problem?«

»Nein, ich brauche einfach nur jemanden, der das Haus in Schuss hält, und da dachte ich, mit dem alten Personal fahre ich am besten«, log Nightingale. »Ich bin ehrlich gesagt mit Schrubber und Putzlappen nicht besonders geschickt.«

»Das gilt für uns beide.« Der Beamte lachte. »Ich schau mal in meinen alten Unterlagen nach. Kann ich Sie unter dieser Nummer zurückrufen?«

»Tag und Nacht«, antwortete Nightingale und beendete das Gespräch.

Er ging an den Bücherregalen vorbei und fuhr mit den Fingern über die Buchrücken. Bei einem Buch mit dem Titel *Der Teufel und seine Werke* blieb er stehen und zog es heraus. Es war ein großer, ledergebundener Band von Sir Nicholas Weatherby, erschienen 1924. Nightingale fragte sich, wieso ein Adliger ausgerechnet ein Buch über den Teufel schrieb. Er blätterte zum Index. Es gab vier Stellen zum Thema »den Teufel beschwören«. Die erste war nur eine kurze Erwähnung, die zweite und die dritte waren Bibelzitate über Satan, aber die vierte Stelle nahm ein halbes Dutzend Seiten im letzten Kapitel ein. Nightingale trug das Buch zu Goslings Schreibtisch und setzte sich zum Lesen hin.

Sir Nicholas begann mit einer strengen Warnung vor den Gefahren jeder Art von Kommunikation mit satanischen Kräften. Viele, die sich damit abgaben, kämen bei dem Versuch ums Leben oder würden wahnsinnig, und nur sehr erfahrene Satanisten sollten jemals versuchen, Kontakt zum Teufel oder seinen Dämonen aufzunehmen. Nightingale lachte über die blumige Sprache des Autors – dieser Stil schien eher zu einem Liebesroman von Barbara Cartland zu passen als zu einer ernsthaften Beschäftigung mit den dunklen Künsten.

Im nächsten Abschnitt beschrieb Sir Nicholas einen Bannspruch, der, wie er sagte, das Erscheinen von Satan persönlich garantierte. »Er darf«, so Sir Nicholas, »nur von einem Satanisten neunten Grades verwendet werden, der sich im Schutz eines magischen Kreises befindet, welcher mit vom Papst persönlich gesegnetem Weihwasser verstärkt wurde.«

Nightingale begriff nicht, wie man mit dem Wiederholen einiger weniger Worte, die völlig sinnlos wirkten, überhaupt irgendetwas bewirken konnte, vom Beschwören des Teufels ganz zu schweigen. Er stand auf und rezitierte mit lauter Stimme langsam den ersten Satz. »*Bagabi laca bachabe Lamc cahi achababe Karrelyos*«, sagte er. Er hielt inne und lauschte, aber alles war still. Er lächelte in sich hinein. Was hatte er denn erwartet? Schwefelgeruch? Einen Blitzstrahl? Das war einfach Unsinn. »*Lamac lamec Bachalyas*«, fuhr er fort. Wieder hielt er inne. Nichts hatte sich verändert. Es war nicht kälter oder wärmer geworden, nicht heller oder dunkler. Nichts wies darauf hin, dass die Worte überhaupt irgendeine Wirkung hatten. Sein Herz raste, und sein Mund war trocken, obwohl er wusste, dass das Ganze eine Farce war. Er hielt den Finger auf die Seite gelegt, um nicht

in der Zeile zu verrutschen, und fuhr fort: »*Cabahagy sabalyos Baryolas Lagoz atha cabyolas Samahac et famyolas Harrahya.*«

Als er fertig war, legte er das Buch weg und stand auf. »Ist jemand da?«, fragte er. Seine Stimme hallte im Keller wider. »Irgendjemand?« Er lächelte. »Hatte ich es mir doch gedacht. Das Ganze ist Unsinn.« Er hielt das Buch über den Kopf hoch. »Wenn das hier kein Unsinn ist und wenn es wirklich einen Teufel gibt, dann schmettere mich jetzt nieder – tu das Schlimmste. Los, komm schon, du Schwein! Treib es, so schlimm du nur kannst!«

Er erblickte sich in einem Spiegel mit reich verziertem, vergoldetem Rahmen, und merkte, wie lächerlich es von ihm war, auch nur mit dem Gedanken zu spielen, mit ein paar gemurmelten Worten könnte man einen Teufel aus der Hölle beschwören. Er zwinkerte seinem Spiegelbild zu. »Ich mache nur Spaß«, sagte er.

Er wandte sich ab und ging zu der Wand mit den Überwachungsbildschirmen. Auf einem der geteilten Bildschirme bewegte sich etwas. Ein Wagen vor der Einfahrt zum Grundstück. Nightingale beugte sich über die Konsole und betätigte einen Schalter, damit die Aufnahme auf einem der Vollbildmonitore erschien. Er bezweifelte, dass der Teufel in einem Ford Mondeo auftauchen würde. Er beobachtete, wie Robbie Hoyle aus dem Wagen stieg und zur Gegensprechanlage ging. Ein Mobilteil links neben der Konsole summte, und Nightingale griff danach. »Hi, Robbie«, sagte er. »Was gibt's?«

»Woher wusstest du, dass ich es bin?«, fragte Hoyle.

»Bitte lächeln, Versteckte Kamera. *Verstehen Sie Spaß?*«

Hoyle blickte sich um, bis er die Kamera entdeckte, und winkte. »Lässt du mich jetzt rein oder nicht?«

»Sie versuchen nicht etwa, mir etwas zu verkaufen?«

»Nein.«

»Und Sie sind auch kein Mormone oder Zeuge Jehovas?«

»Definitiv nein.«

»Sie sind auch nicht der Teufel, oder?«

»Was?«

»Der Teufel. Können Sie beweisen, dass Sie wirklich Robbie Hoyle sind und nicht der Teufel in Verkleidung?«

»Jetzt sei mal kein Arsch, Jack. Jenny hat mir gesagt, dass du hier bist, und mich gebeten, mit dir zu reden.«

»Das fasse ich mal als ein Nein auf.«

Nightingale entdeckte keinen Schalter, mit dem sich das Tor öffnen ließ. Er sah sich das Mobilteil an. Unter der Sprechmuschel befand sich ein Schalter, und den drückte er. Auf dem Bildschirm ging das Tor auf. »Besten Dank«, sagte Hoyle und ging zum Wagen zurück.

Hoyle war noch mitten auf dem Zufahrtsweg, als Nightingale die Haustür öffnete. Hoyle stellte seinen Wagen vor dem Haus neben dem MGB ab und stieg aus. »Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

»Was hat die reizende Miss McLean dir denn erzählt?«

»Dass dein Onkel seine Frau ermordet und sich dann selbst getötet hat.«

»Das trifft es ziemlich genau.«

»Verdammt, Jack. Was ist passiert?«

Nightingale zuckte die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich habe mit den beiden telefoniert, und alles war in Ordnung. Als ich dann am Sonntag hingefahren bin, lag sie tot in der Küche, und er hing von der Falltür zum Speicher herab.«

Hoyle trat in die Eingangshalle. »Jack, du siehst beschissen aus.«

»Danke.« Nightingale machte die Tür hinter ihnen zu. »Da war noch etwas Komisches, Robbie. Etwas, was ich Jenny nicht erzählt habe.« Nightingale seufzte. »Mein Onkel hatte eine Botschaft auf den Badezimmerspiegel geschrieben. Mit Blut.«

»Ist das dein Ernst?«

»Sehe ich so aus, als würde ich scherzen?« Er holte tief Luft. »Er hat geschrieben, dass der Teufel mich holen würde.«

»Speziell dich?«

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale.«

»Mit Blut?«

»Mit Blut«, antwortete Nightingale. »Mit dem Blut meiner Tante.«

»Er hat das mit Blut geschrieben und sich dann erhängt?«

Nightingale nickte.

»Das ist wirklich krank.«

»Die ganze Sache ist krank.«

»Warum hat er das denn geschrieben?«

»Ich weiß es nicht, Robbie. Aber ...«

»Aber was?«

Nightingale hatte kurz davor gestanden, seinem Freund von den Träumen zu erzählen, die ihn verfolgten. Die mit Blut geschriebene Botschaft entsprach Simon Underwoods letzten Worten, bevor er durch sein Bürofenster gestürzt war, aber er wusste, wie verrückt das klänge, und so biss er sich auf die Zunge. »Nichts«, sagte er.

»Und was hat die Polizei dazu gesagt?«

»Die hat die Botschaft nicht gesehen. Ich habe den Spiegel abgewischt, bevor sie kam.«

»Verdammt, Jack. Bist du übergeschnappt? In einem Mordfall an einem Beweismittel herumzupfuschen? Die werden dich einsperren und nie wieder rauslassen.«

»Nur wenn sie es herausfinden. Und du bist der einzige Mensch, dem ich davon erzählt habe. Sonst weiß keiner Bescheid.«

»Trotzdem. So was kannst du nicht machen. Es geht um Beweise.«

»Er hat sie ermordet, Robbie, daran besteht kein Zweifel. Die Axt lag auf der Treppe, und seine ganze Brust war mit Blut bespritzt. Er war ein großer Mann, es ist also praktisch ausgeschlossen, dass jemand anders ihn hätte erhängen können. Die Botschaft auf dem Spiegel hätte nur für Verwirrung gesorgt.« Er deutete mit dem Daumen auf den Eingang zum Keller. »Komm mit runter.« Er ging los, und Hoyle folgte ihm.

Sie kamen unten an, wo Hoyle, die Hände in die Hüften gestemmt, stehen blieb. »Jetzt, wo das Licht brennt, ist es längst nicht mehr so unheimlich, oder?«

»Ja, und das Überwachungssystem läuft ebenfalls, man kann also jeden Raum im Auge behalten, ohne vom Stuhl aufzustehen. Du hast mir immer noch nicht gesagt, warum du hier bist, Robbie.«

»Jetzt werd mal nicht paranoid, Kumpel. Jenny meinte, du wärest hier draußen, und so habe ich gesagt, ich würde mal vorbeifahren und sehen, was du so vorhast. Schauen, ob mit dir alles in Ordnung ist. Ach ja, und das Ergebnis des DNA-Tests ist da«, fuhr Hoyle fort. »Ainsley Gosling ist zweifelsfrei dein Vater.«

»Na super«, sagte Nightingale.

»Ist das jetzt eine gute Nachricht oder eine schlechte?«

»Ich würde sagen, halbe-halbe«, antwortete Nightingale. »Warum hat mein Onkel sich umgebracht, Robbie? Und warum hat er seine Frau erschlagen? Er hat sie geliebt. Sie waren ein Herz und eine Seele. Genau wie meine Eltern.« Er verzog das Gesicht. »Wahrscheinlich sollte ich allmählich ›Adoptiveltern‹ sagen, jetzt, wo ich weiß, dass Gosling mein richtiger Vater war.«

»Was hat die Polizei von Manchester gesagt?«

»Mord mit anschließendem Suizid, was ja offensichtlich zutrifft. Die Türen waren verschlossen, ihr Blut war auf der Axt, zusammen mit seinen Fingerabdrücken, und er war überall mit Blut bespritzt. Die Untersuchung wurde sofort abgeschlossen.«

»Nur dass es kein Motiv gibt.«

»Sie gehen davon aus, dass er einfach durchgedreht ist. So was kommt vor.«

»Und was ist mit der Botschaft, die dort stand?«

Nightingale fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Ich weiß es nicht, Robbie. Ich weiß es einfach nicht.«

»Er muss sie doch aus irgendeinem Grund geschrieben haben«, sagte Hoyle. »Du wolltest nicht, dass die Polizei sie sieht, das kann ich verstehen, aber du kannst nicht so tun, als hätte sie nicht dort gestanden.«

»Ich habe keine Ahnung, warum er das geschrieben hat. Er war normal, als ich zum letzten Mal mit ihm gesprochen habe.«

»Und warum bist du hier? Jenny sagte, du hättest ein paar Fälle, an denen du eigentlich arbeiten müsstest.«

»Nichts, das nicht noch ein oder zwei Tage warten könnte«, erwiderte Nightingale. »Ich versuche, meine Mutter zu finden. Meine richtige Mutter – die Frau, die mich geboren hat. Ich wollte mit meinem Onkel über die Adoption sprechen, aber dieser Weg ist jetzt versperrt, und da dachte ich, ich versuche, hier einen Hinweis auf meine Mutter zu finden. Wenn Ainsley Gosling mein genetischer Vater war, muss er gewusst haben, wer sie war. Ist.« Er zuckte die Schultern. »Ich weiß ja nicht einmal, ob sie noch lebt.« Er setzte sich in einen der Chesterfield-Sessel. »In gewisser Weise könnte sie das Einzige an Familie sein, was ich noch habe. Und vielleicht kann sie mir sagen, was da eigentlich läuft.«

Hoyle blickte sich um. »Eine Kaffeemaschine gibt es hier unten wohl nicht?«

»Fehlanzeige«, antwortete Nightingale.

»Es muss Adoptionsunterlagen geben, oder? Wenn deine Eltern dich adoptiert haben, muss es Papiere geben.«

»Auf meiner Geburtsurkunde stehen Bill und Irene Nightingale als meine Eltern. Nichts weist darauf hin, dass ich ein Adoptivkind bin. Und auf der DVD sagt Gosling, dass ich ihnen gleich nach der Geburt übergeben wurde. Ich glaube nicht, dass irgendeine Vermittlungsagentur eingeschaltet war.«

»Das ist doch illegal.«

»Es ist dreiunddreißig Jahre her. Damals war noch nicht alles so computerisiert wie heute. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass Gosling sich nicht sehr darum geschert hat, ob das, was er tat, eigentlich legal war. Ich denke, er hat einfach das Baby genommen, sein Baby – mich –, es den Nightingales gegeben, und die haben es als ihr eigenes Kind ausgegeben.« Er umfasste den Keller mit einer Handbewegung. »Ich glaube, dass die Antwort irgendwo hier liegt. Gosling muss seine Unterlagen irgendwo aufbewahrt haben, und das hier ist sein Schlupfwinkel, ich möchte also sehen, was ich finden kann.« Er zeigte in die Mitte des Kellers. »Ich fange mit diesen Aktenschränken an, aber ich werde hier notfalls jedes einzelne Buch durchgehen.«

»Und was genau suchst du?«

»Ich weiß es nicht, Robbie. Aber er war ein reicher Mann und muss seine Ausgaben im Blick behalten haben. Das macht doch jeder, oder? Man hebt Quittungen, Kontoauszüge und Rechnungen auf.«

»Um unsere Finanzen kümmert sich Anna«, sagte Hoyle. »Aber ich weiß, was du meinst.«

»Also ich denke, Gosling muss jemanden dafür bezahlt haben, dass er ihm bei der Adoption hilft. Er kann das Ganze wohl kaum allein gedeichselt haben. Wenn ich seine Unterlagen für das Jahr finde, in dem ich geboren worden bin, stoße ich vielleicht auf einen Hinweis, wer meine richtige Mutter war.« Er lächelte traurig. »Das sage ich ständig. ›Richtige Mutter‹. Als wäre Irene Nightingale eine Art Mogelpackung gewesen. Das war sie nicht. Sie war meine Mum, und sie wird immer meine Mum

bleiben, was auch immer wir herausfinden.« Er schnippte Asche auf den Boden. »Solltest du nicht bei der Arbeit sein?«

»Spätschicht«, antwortete Hoyle.

»Möchtest du dich nützlich machen?«

»Deswegen bin ich hier.«

Nightingale fand Ainsley Goslings Finanzunterlagen in sechs Buchenholzaktenschränken zwischen einem Schaukasten und einer Seemannskiste mit einem Schloss, das im Laufe der Jahre verrostet war und sich nicht mehr öffnen ließ. Gosling hatte seine Unterlagen ordentlich aufbewahrt, und für jedes Vierteljahr bis zurück zum Jahr 1956 gab es einen eigenen Aktenordner. Nightingale zog die drei letzten Ordner heraus und brachte sie zu einem Schreibtisch, an dem Hoyle über einem ledergebundenen Buch mit Zeitungsausschnitten brütete. Er blickte auf. »Er hat sich für Serienmörder interessiert – Fred West, der Yorkshire Ripper und Harold Shipman. Er hat alle diese Fälle verfolgt.«

»Jeder sollte ein Hobby haben«, sagte Nightingale und legte die Aktenordner auf den Schreibtisch. »Das hier sind seine jüngsten Finanzunterlagen. Kannst du mal nachsehen, was er in den Monaten vor seinem Tod so getrieben hat?« Er ging zu den Aktenschränken zurück. Die Unterlagen für das Jahr, in dem er geboren worden war, befanden sich im dritten Schrank. Er zog vier Aktenordner heraus.

»Er hat im großen Stil Bücher gekauft«, berichtete Hoyle, der die Quittung eines Hamburger Buchladens hochhielt. »Im Januar hat er anderthalb Millionen Euro für ein Buch namens *Der Formicarius* bezahlt.«

»Anderthalb Millionen Euro für ein Buch? Kein Wunder, dass sein ganzes Geld weg ist.«

»Hier steht, dass es aus dem Jahr 1435 stammt. Aber das ist nur eine Quittung von vielen. Hier ist ein Beleg über sechshunderttausend Dollar und hier ein weiterer über eine Viertelmillion Pfund. Ein Stapel Quittungen aus China, die ich nicht lesen kann. Und wie es aussieht, handelten die Bücher alle von Hexerei oder Dämonenkunde. Von Okkultismus.« Hoyle zeigte auf die Bücherregale. »Dorthin ist sein ganzes Geld geflossen. Er hat Millionen für diese Bibliothek hier aufgewendet.«

Nightingale legte die Aktenordner auf den Schreibtisch. »Er hat keine Bibliothek aufgebaut. Er hat Informationen gekauft.«

»Ich kann dir nicht folgen«, meinte Hoyle.

»Die Bücher waren ihm egal, aber er wollte die Informationen, die sie enthalten.« Nightingale setzte sich in den ledernen Ohrensessel. »Ich glaube Folgendes: Er hat bei meiner Geburt einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen. Oder zumindest hat er geglaubt, dass er einen Vertrag geschlossen hätte.«

»Jack ...«

Nightingale brachte seinen Freund mit erhobener Hand zum Schweigen. »Ob er das nun wirklich getan hat oder nicht, ist hier gar nicht das Thema. Entscheidend ist, wie die Sache in seinem Kopf aussah. Und nach seiner Meinung hatte er meine Seele verkauft. Dann hat er es sich, wie er auf der DVD ja sagte, anders überlegt. Er wollte den Vertrag rückgängig machen, aber dafür brauchte er Informationen.« Er zeigte auf die Bücherregale. »Er war der Meinung, dass die Antwort irgendwo in diesen Büchern zu finden ist.«

»Du willst doch nicht etwa sagen, dass du an diesen Hokuspokus glaubst, oder?«

»Ich versuche, mich in Gosling hineinzusetzen«, antwortete Nightingale. »Ich versuche, so zu denken, wie er gedacht hat. Wenn ich mit seinem Kopf denken kann, kann ich mir vielleicht einen Reim auf das alles machen. Vielleicht kann ich dahinterkommen, warum er sich getötet hat.«

»Weshalb spielt das eine Rolle?«

»Er war mein Vater.«

»Nur dem Namen nach«, gab Hoyle zurück. »Du hast ihn doch gar nicht gekannt. Warum spielt das also eine Rolle? Und warum suchst du deine genetische Mutter?«

Nightingale antwortete nicht.

»Du glaubst, dass das alles stimmen könnte, oder?«, fragte Hoyle leise.

»Sei doch nicht albern«, sagte Nightingale.

»Du möchtest sie fragen, ob Ainsley Gosling deine Seele an den Teufel verkauft hat.«

Nightingale schüttelte den Kopf und schlug einen Aktenordner auf. Er war voller Kontoauszüge, gebrauchter Scheckbücher und Quittungen. »Ich glaube nicht, dass er meine Seele verkauft hat. Aber ich glaube, dass er selbst überzeugt war, das getan zu haben. Außerdem trage ich kein Zeichen.«

»Was soll denn das bedeuten?«

Nightingale seufzte. »Es heißt, wenn deine Seele dem Teufel gehört, trägst du ein Zeichen. Wie eine Tätowierung.«

»Es heißt?«

»Das sagen die Leute, die an diesen Scheiß glauben«, antwortete Nightingale. »Es stand in dem Buch, das ich letztes Mal mitgenommen habe. Irgendein Obersatanist hat es verfasst. Dort steht, wenn der Teufel deine Seele besitzt, ist irgendwo an deinem Körper ein Pentagramm eintätowiert. Und das fehlt bei mir. Du hast mich ja oft genug im Umkleideraum gesehen.«

»Das stimmt. Nicht gerade ein betörender Anblick, wie ich sagen muss.«

»Aber kein Pentagramm. Es ist also alles Quatsch.« Er blätterte ein Scheckbuch durch. Die Daten darin stammten aus seinem Geburtsjahr.

»Verdammt richtig, es ist Quatsch«, sagte Hoyle. Er hielt eine weitere Quittung hoch. »Er hat in einem Laden in New Orleans ein Dutzend Bücher für insgesamt eine halbe Million Dollar gekauft – alle handeln von Voodoo. Eigentlich solltest du die verkaufen können – du würdest ein Vermögen verdienen.«

»Vorausgesetzt, ich finde jemanden, der verrückt genug ist, sie zu kaufen«, meinte Nightingale.

Er reichte Hoyle das Scheckbuch über den Schreibtisch hinweg. »Vor dreiunddreißig Jahren hat Ainsley Gosling einer Frau namens Rebecca Keeley zwanzigtausend Pfund bezahlt.«

Hoyle betrachtete den Kontrollabschnitt eines Schecks. »Das war damals eine Menge Geld.«

»Es ist auch heute noch viel Geld.«

»Was wird wohl damals der gängige Preis für ein Baby gewesen sein?«

»Zwanzigtausend klingt ungefähr richtig. Ich werde versuchen, sie aufzuspüren.«

Hoyle tippte auf den Aktenordner, den er durchgesehen hatte. »Was ich hier in diesen Unterlagen nicht sehe, sind seine Haushaltsausgaben. Die Strom- oder Wasserrechnung zum Beispiel oder die Gehälter für das Personal. Hier gibt es nur große Summen. Den Kleinkram muss er einem Verwalter überlassen haben.«

»Vielleicht seinem Fahrer«, meinte Nightingale. »Gegen Ende haben nur noch drei Leute für ihn gearbeitet.«

Hoyle zog ein Blatt heraus. »Weißt du, dass er einen Bentley hatte?«
Nightingale schüttelte den Kopf.

»Ein Arnage«, sagte Hoyle. »Toller Motor.«

»Aber hier ist nichts, was auf den Fahrer verweist?«

»Keine Gehaltsabrechnung, keine KfZ-Versicherung, keine Steuerunterlagen.«

»Wahrscheinlich wollte er nicht, dass sein Personal hier herunterkommt, die Haushaltsausgaben müssten also anderswo gesammelt sein.«

Hoyle sah auf die Uhr. »Ich muss jetzt los«, sagte er. »Muss um sechs zur Arbeit antreten. Ist mit dir auch wirklich alles in Ordnung?«

»Ich muss immer wieder an das Haus meines Onkels denken. Und dann geht mir ständig durch den Kopf, dass ich vielleicht, wenn ich gleich nach dem Anruf hingefahren wäre ... Ja, alles in Ordnung. Ich geh jetzt auch selber. Muss heute Abend noch an einem Fall arbeiten.«

Hoyle stand auf. »Irgendwas Interessantes?«

»Eine Scheidung. Die Frau hat was am Laufen. Zur Abwechslung einmal die Frau – normalerweise schnüffele ich eher den Ehemännern nach.«
Hoyle hielt noch immer einen Aktenordner in der Hand. »Willst du den mitnehmen?«

»Ich dachte, vielleicht ja. Wenn ich etwas Interessantes finde, kann ich gleich die Namen in der Polizeidatenbank suchen.«

»Nur zu, tob dich aus«, sagte Nightingale.

Sie gingen zusammen die Treppe hoch, und Nightingale schaltete die Lichter aus und schloss dann das Wandpanel hinter ihnen. Als er auch die Haustür abgeschlossen hatte, sahen sie noch einmal zu dem Gebäude hoch.

»Es ist ein klasse Haus, Jack«, sagte Hoyle. »Es wäre toll für eine Familie mit Kindern.«

»Himmel, Robbie! Kannst du dir vorstellen, was der Unterhalt kostet? Ich muss es verkaufen, die Steuerschuld begleichen, die sie mir aufbrummen, und die Hypothek bezahlen, und wenn ich Glück habe, bleibt mir dann noch genug übrig, um mir ein Päckchen Glimmstängel zu kaufen.«

»Ich sage ja nur, reich sein muss schön sein.«

»Dem kann ich nicht widersprechen.«

»Wie ist der alte Gosling eigentlich an sein Geld gekommen?«

»Keine Ahnung«, antwortete Nightingale. »Vielleicht stoßen wir irgendwo in seinen Unterlagen darauf.«

»Ich hab dir nie gesagt, dass der Tod deines Vaters mir leidtut.«

»Das war kein großer Verlust«, erwiderte Nightingale. »Ich habe ihn ja nicht einmal gekannt. Bin ihm nie begegnet. Er hat mir nichts bedeutet, also brauche ich jetzt auch nicht um ihn zu trauern. Getrauert habe ich damals, als meine Eltern gestorben sind – lange sogar. Bei Gosling empfinde ich eher Verwirrung als Trauer. Ich verstehe einfach nur nicht, was ihm durch den Kopf gegangen ist, warum er meine Adoption in die Wege geleitet hat – warum er getan hat, was er getan hat.«

Hoyle hielt den Aktenordner in seiner Hand hoch. »Vielleicht finden wir die Antwort ja in einem von denen.«

Nightingale nickte. »Das hoffe ich«, sagte er. »Das hoffe ich wirklich.«

Das Problem bei der Arbeit für Scheidungskandidaten war – wie Nightingale nur zu gut wusste –, dass der betrogene Ehegatte immer Beweise wollte. Es reichte nicht, wenn Nightingale sagte, er habe einen Mann und eine Frau ins Hotel gehen sehen, und sie seien eine Stunde dort geblieben. Der Klient wollte Fotos oder ein Video, harte Beweise, die er dem schuldigen Partner unter die Nase halten konnte. Das Problem mit Fotos war, dass gute Kameras ziemlich groß waren, und dass man für vernünftige Aufnahmen ein Teleobjektiv brauchte – Hotels, selbst billige, waren nicht davon begeistert, wenn Männer in Regenmänteln sich mit Kameras im Empfangsbereich herumdrückten.

Nightingales grüner MGB war zu auffällig für einen Überwachungsauftrag, und die Kreditkarte der Firma war schon dicht am Limit, daher hatte er sich Jenny McLeans Audi A4 geborgt. Wieso seine Assistentin sich einen so teuren Wagen leisten konnte, wusste er nicht so recht, aber er konnte sich nicht überwinden, sie direkt zu fragen, aus Angst, sie könne seine Neugier für Neid halten. Er hatte vor dem Hotel geparkt und sich eine Diskussionssendung im Radio angehört, während er darauf wartete, dass Mrs. McBride zu ihrem heimlichen Stelldichein kam. Sie erschien mit der Präzision eines Uhrwerks an jedem zweiten und letzten Montag im Monat immer im selben Hotel. Sie fuhr mit ihrem Liebhaber im Auto her und stellte es in einem Parkhaus in der Nähe ab. Dann trug sie sich immer erst an der Rezeption ein und holte den Schlüssel zum Zimmer ab, bevor sie den Mann auf seinem Handy anrief. Nightingale hatte sie zwei Wochen zuvor beobachtet, doch Joel McBride wollte sich nicht auf sein Wort allein verlassen und bestand auf Fotobeweisen.

Nightingale sah Mrs. McBride um die Ecke kommen und schaltete das Radio ab. Dann stieg er aus dem Audi und schloss die Autotür. Er hielt einen Aktenkoffer aus schwarzem Leder in der Hand, richtete ihn auf sie und drückte einen im Griff verborgenen Schalter. Ein Objektiv in der Kofferseite war mit einem digitalen Videorekorder im Koffer verbunden.

Mrs. McBride sprach lächelnd ins Handy, und ihre Absätze klackerten über das Pflaster. Sie war eine attraktive Blondine Mitte dreißig, etwa eins

fünfundsechzig groß und mit schönen Beinen. Sie war so in ihr Telefongespräch vertieft, dass sie Nightingale im Vorbeigehen gar nicht beachtete. Die Aktentasche zeichnete nicht nur Bilder, sondern auch Geräusche auf, und er war nahe genug, um zu hören, wie das Wort »Darling« fiel und sie ihrem Gesprächspartner sagte, sie würden sich gleich sehen.

Sie ging durch die Flügeltür in den Empfangsbereich, und Nightingale folgte ihr. Als sie zur Rezeption trat, setzte er sich auf eine Couch und hielt die Linse weiter auf sie gerichtet. Sie überreichte ihre Kreditkarte, füllte das Anmeldeformular aus, nahm dann ihren Zimmerschlüssel und ging zum Lift. Nightingale stand auf und folgte ihr langsam, wobei er so tat, als unterhielte er sich am Handy. Er wartete, bis die Lifttüren sich fast hinter ihr geschlossen hatten, bevor er eintrat. »Ich betrete gerade den Lift«, sagte er ins Handy. »Ich rufe dich zurück.« Er steckte das Handy ein und schaute auf die Taste, die sie gedrückt hatte. »Selber Stock«, sagte er. Er lächelte, doch ihm war nicht nach Lächeln zumute. Er hasste Lifts aus tiefstem Herzen, doch manchmal war es eben so, dass ihm keine andere Wahl blieb, als sein Schicksal den Seilen und Flaschenzügen anzuvertrauen, die ihn in der Luft hielten.

Sie warf ihm ein uninteressiertes Lächeln zu und beobachtete, wie die Stockwerksnummern kurz aufblinkten und wieder erloschen. Als sie in ihrem Geschoss angekommen waren, ging sie rasch den Korridor hinunter. Nightingale folgte ihr in angemessenem Abstand. Sie hatte ein Zimmer in der Mitte des Korridors, und so ging er an ihr vorbei und drehte den Koffer dabei so, dass sie immer im Sichtwinkel der Kamera blieb. Er hörte, wie sie die Tür aufschloss und hinter sich zumachte. Dann ging er zum Ende des Korridors, drehte sich um und trat hinter die Ecke, wobei er den Koffer auf den Raum gerichtet hielt, in dem Mrs. McBride war. Lange musste er nicht warten. Er hörte, wie die Lifttür aufging, nahm sein Handy heraus, hielt es mit der Linken ans Ohr und zielte mit dem Aktenkoffer in der rechten Hand den Korridor hinunter.

Mrs. McBrides Liebhaber kam rasch durch den Korridor und schlug dabei mit einer Ausgabe des *Evening Standard* gegen sein Bein. Er trug einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug, der ganz nach Saville Row aussah, der Goldenen Meile des Schneiderhandwerks; über den Arm hatte er einen Kaschmirmantel gelegt.

Nightingale ging langsam auf ihn zu und murmelte dabei in sein Handy, immer den Aktenkoffer auf den Mann gerichtet, der jetzt an Mrs. McBrides Tür klopfte. Sie machte auf, küsste ihn und zog ihn in dem Moment hinein, als Nightingale auf gleicher Höhe mit der Tür war. Das Timing war perfekt.

Er ging wieder nach draußen und setzte sich in den Audi. Zwei Stunden später filmte er den Mann, der allein das Hotel verließ und zur U-Bahnstation ging. Fünf Minuten darauf nahm er auf, wie Mrs. McBride aus dem Hotel kam, hochzufrieden wie eine Katze, die gerade Sahne genascht hat.

Jenny blickte von ihrem Computer auf, als Nightingale seinen Aktenkoffer schwingend hereinkam. »Wie ist es gelaufen?«, fragte sie.

»Perfekt«, antwortete Nightingale. Er legte das Köfferchen auf den Schreibtisch, öffnete das Doppelschloss und klappte den Deckel auf. Behutsam nahm er die Speicherkarte aus der Kamera und gab sie Jenny. »Mach ein paar DVDs davon, vielleicht ist ein bisschen Bildbearbeitung nötig.«

»Kein Problem«, sagte Jenny. »Übrigens, wie geht es meinem Auto?«

»Ich hatte einen kleinen Zusammenstoß mit einem Lieferwagen, hab die Seite zerkratzt.«

»Nein!«

Nightingale grinste. »Ein Scherz«, sagte er. »Ich habe ihn gehütet wie meinen Augapfel. Und, hast du die Kreditkartenabrechnung bekommen? Sie waren offensichtlich Stammgäste im Hilton. Es wäre nützlich, zu belegen, wie oft sie dorthin gehen.«

»Ja, aber mein Kontaktmann verlangt mehr Geld.«

»Weil?«

»Weil er sagt, dass inzwischen strenger kontrolliert wird – Datenschutzgesetz und so. Jetzt will er jedes Mal dreihundert Dollar.«

»Wir haben doch genug Geld in der Portokasse, oder?«, fragte Nightingale und steckte sich eine Zigarette an.

Jenny warf ihm ein sarkastisches Lächeln zu. »Wir haben schon seit drei Monaten kein Geld mehr in der Portokasse. Ich habe ihn von meinem Geld bezahlt.«

»Setz es auf Mr. McBrides Rechnung«, sagte er.

»Meine Freundin bei der Rentenbehörde will ebenfalls mehr.«

»Was ist das nur mit diesen Leuten?« Nightingale seufzte. »Zunächst einmal sollten sie uns sowieso überhaupt keine Informationen verkaufen.«

»Das dürfte wohl der Grund sein, warum die Preise ständig anziehen«, sagte Jenny.

»Aber sie hatte Erfolg, oder?«

»Sie hat es geschafft, Rebecca Keeley aufzuspüren. Lebt anscheinend in einem Pflegeheim. Aber über Mitchell gibt es nichts. Er ist in keiner der Datenbanken zu finden. Er hat nie Steuern gezahlt, war nie auf der Wählerliste und hat noch nie einen Arzt aufgesucht. Der unsichtbare Mann wie er lebt und lebt.«

»Na, ich hoffe mal, dass wir dafür nichts bezahlen«, sagte Nightingale.

»Wir bezahlen fürs Nachschauen, Jack, nicht für die Ergebnisse.«

»Und was ist jetzt mit Keeley los? Sie lebt in einem Altenheim, oder?«

»Wohl kaum«, antwortete Jenny. »Sie ist erst fünfzig.«

Nightingale furchte die Stirn. »Fünfzig? Das bedeutet ja, dass sie erst siebzehn war, als sie mich zur Welt gebracht hat.«

»Du gehst davon aus, dass sie deine Mutter ist, Jack. Und das ist eine gewagte Annahme. Du weißt doch nur, dass Gosling ihr etwa um die Zeit deiner Geburt herum eine gewisse Summe gegeben hat.«

»Zwanzigtausend Pfund waren damals kein Pappenstiel«, betonte Nightingale. »Er muss sie für etwas Wichtiges bezahlt haben.«

»Sie hat ihm vielleicht ein Gemälde verkauft. Oder ein Möbelstück.«

»Er hat äußerst penibel Buch geführt. Jeder Kontrollabschnitt eines Schecks war entweder mit einer Referenznummer oder der Bezeichnung dessen ausgefüllt, wofür er das Geld ausgegeben hatte. Aber auf dem Kontrollabschnitt für Keeley stand nur der Betrag ohne jede Erklärung.«

»Ich sage ja nur, freu dich nicht zu früh. Vielleicht ist es eine Sackgasse.«

»Schon kapiert«, antwortete Nightingale. »Warum ist sie eigentlich in einem Heim, wenn sie erst fünfzig ist?«

»Ich weiß es nicht, aber ich habe eine Adresse«, sagte sie und reichte ihm ein Blatt Papier. »Soll ich Mr. McBride bestellen, damit du ihm die schlechte Nachricht überbringen – und ihm die Rechnung geben kannst?«

»Bringen wir es hinter uns«, sagte Nightingale, der die Seite studierte, die sie ihm gegeben hatte. Das Hillingdon-Home lag in Hampshire, und es gab keinen Hinweis, um welche Art Einrichtung es sich handelte. Unter der Adresse stand eine Telefonnummer und der Name der Heimleiterin, einer Mrs. Elizabeth Fraser.

»McBrides Frau hat das Hotelzimmer bezahlt, ist dir das eigentlich aufgefallen?«, fragte Jenny.

»Ja, ich habe gesehen, wie sie an der Rezeption die Karte gezückt hat. Unglaublich, nicht wahr? Sie schläft mit ihrem Chef und zahlt auch noch dafür. Was hat der, was ich nicht habe?«

»Als Erstes einmal Charme.« Jennys Lächeln konnte man durchaus als hinterhältig bezeichnen.

»Lauf, lauf, Nummer fünf!«, brüllte Nightingale und schwenkte seinen Wettschein. »Los, mein Junge!«

»Er heißt Red Rover«, sagte Hoyle neben ihm.

»Er kennt seinen Namen nicht«, antwortete Nightingale. »Lauf, lauf, Nummer fünf.«

Die Greyhounds erreichten die zweite Kurve in einer dichten Meute, und Nummer fünf lief irgendwo in der Mitte. Nightingale hatte zwanzig Pfund auf seinen Sieg gesetzt, und zwar nur, weil es ihm gefiel, wie der Hund beim Warmlaufen mit dem Trainer zu lächeln schien.

Hoyle hatte fünfzig Pfund auf Nummer sechs gesetzt, und als die Hunde in die Endgerade einbogen, fluchte er: Nummer sechs lief als Letzter.

»Lauf, lauf, Nummer fünf!«, schrie Nightingale.

Einem schwarzen Hund, dem die Zunge seitlich aus dem Maul hing, schienen neue Kräfte zu wachsen, und er übernahm die Führung. Nur wenige Meter hinter dem mechanischen Hasen überquerte er die Ziellinie. Nummer fünf lief als Dritter ein. Nightingale knüllte seinen Wettschein zusammen. Sie befanden sich im Wimbledon-Stadion in Südlondon. Der Ausflug war Hoyles Idee gewesen – vor seiner Heirat war er regelmäßig hergekommen, aber jetzt schaffte er es nur noch an zwei oder drei Abenden im Jahr. »Wer ist dein Favorit im nächsten Rennen?«, fragte Nightingale und studierte sein Rennprogramm.

»Old Kentucky«, antwortete Hoyle.

»Das Wort ›old‹ im Namen erscheint mir aber nicht gerade verheißungsvoll«, meinte Nightingale.

»Er hat seine letzten vier Rennen gewonnen«, erwiderte Hoyle. »Komm schon, wenn er verliert, geb ich dir einen aus.«

Sie stellten sich in eine Schlange, um ihre Wetten abzugeben. »Ich habe die Adresse dieser Frau, der Gosling die zwanzigtausend Pfund gegeben hat«, sagte Nightingale. »Irgendein Heim in Hampshire.«

»Du glaubst wirklich, dass sie deine Mutter sein könnte?«

»Sie ist meine einzige Spur.«

»Wirst du sie besuchen?«

»Ich muss, Robbie.«

»Eigentlich nicht, du brauchst keine schlafenden Hunde zu wecken.« Er grinste. »Keinerlei Doppeldeutigkeit beabsichtigt.«

Nightingale hielt die Augen auf die Startliste geheftet.

»Willst du sie besuchen, weil sie deine Mutter ist? Oder wegen dieser Sache mit dem Teufelsvertrag?«, fragte Hoyle mit zum Flüstern gesenkter Stimme.

»Ich möchte sie eben einfach kennen lernen.«

»Und was, wenn sie dich nicht kennen lernen möchte?«

Nightingale sah ihn finster an. »Was meinst du damit?«

»Sie hat dich vor dreiunddreißig Jahren zur Adoption freigegeben. Während der ganzen Zeit hat sie keinerlei Versuch unternommen, dich zu kontaktieren, und das Letzte, womit sie rechnet, ist, dass du plötzlich auf ihrer Türschwelle stehst.«

Nightingale kam vorne in der Schlange an und reichte der Kassiererin, einer rundlichen Frau Mitte fünfzig mit blaustichigem Haar und grünem Lidschatten, eine Zwanzigfundnote.

»Old Kentucky im nächsten Rennen«, sagte er.

Die Frau lächelte ihn durch die Plexiglasscheibe an. »Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale.«

»Was?«, fragte Nightingale und ballte die Faust so fest um das Rennprogramm, dass die Knöchel weiß wurden. »Was haben Sie gesagt?« Er wusste, was sie gesagt hatte – er hatte es ganz deutlich gehört. Ohne jeden Zweifel.

»Sieg oder Platz?«, fragte die Frau.

Nightingale war sich sicher, dass er sich beim ersten Mal nicht verhört hatte – sie hatte nicht genuschelt und ihm beim Sprechen direkt in die Augen gesehen. Ihre Stimme war ausdruckslos und kalt gewesen, die Stimme von etwas, das nicht richtig lebendig war. Aber wie alle anderen, die ihm erklärt hatten, dass der Teufel ihn holen werde, schien ihr gar nicht bewusst zu sein, dass sie das gesagt hatte.

»Sieg oder Platz, junger Mann?«, wiederholte die Kassiererin. »Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Sieg«, antwortete Nightingale. Hatte er sich das nur eingebildet? Spielte sein Unterbewusstsein ihm einen Streich? Es hatte mit den

Träumen angefangen, in denen Simon Underwood zu Tode stürzte, aber vielleicht hatte sein Unterbewusstsein jetzt entschieden, dass die Träume nicht reichten und dass es ihn auch im Wachzustand quälen wollte. Oder vielleicht wurde er verrückt.

Die Kassiererin reichte ihm seinen Wettschein, und Nightingale ging weg.

»Jack, alles in Ordnung mit dir?«, rief Hoyle.

Nightingale griff nach seinen Zigaretten. Nein, mit ihm war gar nichts in Ordnung. Ganz im Gegenteil. Er zündete sich eine Zigarette an, hatte aber erst einen Zug geraucht, da klopfte ihm schon ein Ordner im Blazer auf die Schulter und erklärte ihm, dass Rauchen verboten sei. »Aber wir sind doch im Freien«, sagte Nightingale und zeigte zum Himmel hinauf.

»Hier ist ein Arbeitsplatz«, erklärte der Mann. »Das sind Arbeitsschutzbestimmungen.«

»Das ist doch verdammt nochmal Unsinn«, schimpfte Nightingale.

»So ist das Gesetz«, gab der Mann zurück. Er hatte kurzes, drahtiges Haar, dessen dunkler Farbton so gleichmäßig war, dass es gefärbt sein musste. Seine Wangen waren mit geplatzen Äderchen überzogen, und er sah aus wie ein ehemaliger Feldwebel, der sich nach den Tagen zurücksehnte, als er Männern, die sich nicht wehren durften, das Leben zur Hölle machen konnte. »Machen Sie keine Schwierigkeiten.«

»Sie sagen mir jetzt nicht gleich, dass der Teufel mich holen wird, oder?«

»Beschimpfungen habe ich nicht nötig«, sagte der Mann und hielt ein kleines Funkgerät hoch. »Ich muss einfach nur den Sicherheitsdienst rufen.«

Nightingale warf die Zigarette zu Boden, trat sie aus und ging zur Bar.

Er wollte erst ein Bier bestellen, überlegte es sich aber anders und bat stattdessen um einen Whisky. Der stand gerade vor ihm, als Hoyle neben ihm auftauchte. Nightingale reichte dem Barman einen Zehnpfundschein und bestellte für Hoyle ein Glas Rotwein.

»Was ist los, Kumpel?«, fragte Hoyle.

»Nichts«, antwortete Nightingale. Er kippte seinen Whisky auf einmal runter, und als der Barman mit Hoyles Wein kam, zeigte Nightingale auf sein leeres Glas und ließ es auffüllen.

»Ach ja?«, sagte Hoyle. »Seit wann schüttetest du denn Whisky wie Wasser runter?«

»Was ist mit mir los, Robbie? Mein ganzes verdammtes Leben ist in weniger als einer Woche auf den Kopf gestellt worden. Meine Eltern sind nicht meine Eltern. Der Mann, der mein Vater war, hat behauptet, er hätte dem Teufel meine Seele verkauft. Mein Onkel hat meine Tante und sich selbst umgebracht und ...« Er schüttelte den Kopf und griff nach seinem Glas.

»Und was?«

»Diese Botschaft – das, was mein Onkel mit Blut geschrieben hat. Die Leute sagen es ständig zu mir.«

»Was machen sie?«

»Ich höre immer wieder, dass jemand mir sagt, der Teufel werde mich holen.«

»Du stehst unter enormem Stress, das ist alles. Hast du es mich sagen hören?«

»Nein.«

»Da bin ich ja erleichtert.« Sein Gesicht wurde ausdruckslos, und er starrte Nightingale an. »Der Teufel wird dich holen«, flüsterte er.

»Verdammt, Robbie. So ist es nicht.«

Hoyle grinste. »Ich versuche nur, dich aufzumuntern«, sagte er.

»Prost, Kumpel.« Nightingale leerte sein Glas.

»Aber jetzt mal ernsthaft, du solltest das Saufen sein lassen«, sagte Hoyle. »Du warst nie ein großer Trinker. Das ist nichts für dich.«

»Ich kann dich unter den Tisch trinken«, entgegnete Nightingale. »Und wer spricht hier eigentlich? Du bist doch nur ein verdammter Weintrinker.«

Hoyle griff nach seinem Glas. »Du bist einfach nur sauer, weil du dachtest, du wärest ein Nightingale, und jetzt hat sich herausgestellt, dass du ein Gosling bist«, sagte er. »Hochmut kommt vor dem Fall.«

»Das ist überhaupt nicht komisch«, entgegnete Nightingale. »Mein ganzes Leben war eine Lüge, Robbie. Meine Eltern haben mich vom Tag meiner Geburt an belogen. Mein Onkel und meine Tante haben gelogen. Wahrscheinlich hat jeder mich belogen, den ich als Kind überhaupt gekannt habe.«

»Sie haben dich nicht belogen, sie haben dir einfach nur nicht die ganze Wahrheit gesagt. Das ist ein Unterschied«, meinte Hoyle.

»Das ist Lügen durch Auslassung«, erwiderte Nightingale. »Also ebenfalls Lügen.«

»Du bist adoptiert worden. Eine Menge Leute adoptieren Kinder und sagen ihnen nichts davon. Es ist eben ... einfacher.«

»Einfacher? Oder glaubst du, dass die Tatsache, dass sie mich von einem Satanisten gekauft haben, etwas mit ihrer Verschwiegenheit zu tun haben könnte?« Hoyle antwortete nicht. »Egal, können wir das Thema wechseln?«, fragte Nightingale. »Ich habe die Nase gestrichen voll von diesem verdammten Ainsley Gosling.«

Hoyle trank einen Schluck Wein. »Jenny hat gesagt, das Geschäft wäre in letzter Zeit nicht so gut gelaufen.«

»Ach ja, hat sie das?«

»Sie sagte, es wäre ein bisschen ruhig, ja.«

»Es herrscht halt mal Flaute, das ist alles«, sagte Nightingale. »So was kommt vor. Es ist eben ein Auf und Ab. Alle sparen wegen der Rezession, deshalb kommt nicht viel von Firmenseite – aber Arbeit für Scheidungskandidaten gibt es mehr als sonst. Es läuft schon.«

»Ich weiß nicht, warum du dich mit diesen ganzen Ehekrächen abgibst. Dafür bist du zu gut, Jack.«

»Als ob ich die Wahl hätte.«

»Du warst ein großartiger Vermittler – der beste. Du solltest für einen dieser Lösegeldversicherungsanbieter arbeiten. Oder den hausinternen Sicherheitsdienst für einen Weltkonzern übernehmen.«

»Der letzte Mann, mit dem ich verhandelt habe, hat den Raum durch ein Fenster im zwanzigsten Stock verlassen, das wollen wir mal nicht vergessen«, entgegnete Nightingale. »Das macht sich nicht so gut im Lebenslauf.«

»Ich meine es ernst. Du bist zu gut für so was. Und das weißt du auch. Zwei Jahre in der Wüste sind genug. Es wird Zeit, zurückzukommen.«

»Vielleicht.«

Hoyle schlug ihm auf den Rücken. »Du weißt, dass ich recht habe, Kumpel. Oh, eine gute Nachricht habe ich doch noch für dich. Dieser Turtledove ist ein waschechter Anwalt, schon seit vierzig Jahren, und es

hat nie eine Beschwerde gegen ihn gegeben. Was also auch immer da läuft, eine Betrugsmasche ist es nicht. Und jetzt komm, gleich geht das nächste Rennen los.«

»Glaubst du an die Hölle, Robbie?«

»Du lieber Himmel! Wer war das noch gleich, der gesagt hat, die Hölle, das sind die anderen?«

»Die Frage ist ernst gemeint«, gab Nightingale zurück. »Glaubst du an einen Ort namens Hölle?«

»Ich war in Harlesden, Kumpel, und noch näher möchte ich der Hölle eigentlich nicht kommen.« Hoyle legte Nightingale den Arm um die Schultern. »Nein, Jack, die Hölle gibt es nicht. Das kannst du mir glauben.«

Nightingale leerte seinen Whisky. »Dann lass uns jetzt zum Hunderten rennen«, sagte er.

Joel McBride hatte lange und gründlich nachgedacht, bevor er beschloss, sich umzubringen. Er hatte keine Kinder, seine Eltern waren seit langem tot, fast alle seine Freunde waren auch mit seiner Frau befreundet, und er war sich sicher, dass sie sich auf ihre Seite schlagen würden. McBride liebte seine Frau seit dem Tag, an dem sie sich kennen gelernt hatten. Damals war sie Vertreterin eines Kinderbuchverlags gewesen, und er hatte in einem Geschäft der Buchhandelskette Waterstone's am Trafalgar Square gearbeitet. Sie war in einem kurzen Rock und einem tief ausgeschnittenen Top hereingekommen, um die Vorzüge der drei neuen Autoren ihres Verlags anzupreisen, und eine Stunde später saßen sie gegenüber im Starbucks und tranken Kaffee. Zwei Abende darauf verabredeten sie sich auf dem Leicester Square und noch einen Abend später gingen sie miteinander ins Bett.

Sie waren noch keine sechs Monate verheiratet gewesen, als McBride verunglückt war. Sie hatten einen Reiturlaub in Spanien gemacht. Seine Frau war eine versierte Reiterin, aber für ihn war es das erste Mal gewesen. Das erste und das letzte Mal. Sie hatten einen Ausritt in die Sanddünen gemacht, sechs Urlauber und zwei Stallmädchen, und hatten den Nachmittag mit einem Galopp am Strand abgerundet. Die Stallmädchen wussten, dass McBride ein Anfänger war, und hatten ihn aufgefordert, sein Pferd zurückzuhalten, aber er hatte vor seiner Frau angeben wollen, und so hatte er dem Pferd die Zügel schießen lassen. Es war eine Kombination aus Pech und Selbstüberschätzung gewesen: Der Zügel war gerissen, McBride war gestürzt, und das Pferd war auf den im Sand Liegenden getreten. Seine Wirbelsäule war verletzt worden. Die Urlaubsversicherung hatte das Krankenhaus in Spanien und den Rücktransport nach London bezahlt, aber er war nie wieder gegangen und würde auch nie wieder gehen.

Nach dem Unfall hatten sich die Dinge natürlich geändert. Er schaffte es, sich selbst in den Rollstuhl zu heben, konnte allein zur Toilette gehen und fuhr einen behindertengerecht umgebauten Wagen, aber er war trotzdem ein Krüppel, und schlimmer noch, ein Krüppel, der keine

Erektion bekommen konnte. Sex war ein Ding der Unmöglichkeit – oder zumindest die Art Sex, wie sie sie vor dem Unfall gehabt hatten. Er tat sein Bestes, sie mit Händen und Zunge zu befriedigen, aber das reichte nicht. Er hatte gewusst, dass sie sich eines Tages einen Geliebten zulegen würde, aber er hatte gehofft, dass sie ehrlich genug sein würde, ihm davon zu erzählen, und dass sie ihm trotz allem ihre Liebe versichern und ihm versprechen würde, für immer seine Frau zu bleiben.

Seit Wochen schon hegte er den Verdacht, dass sie eine Affäre begonnen hatte, aber als er sie danach gefragt hatte, hatte sie es abgestritten. Tief im Herzen wusste er aber, dass sie beabsichtigte, ihn zu verlassen. Vielleicht würde sie noch ein paar Wochen oder auch Monate bleiben, aber er hatte eine wachsende Kälte in ihren Augen bemerkt, abends schwiegen sie sich vor dem Fernseher an, und so hatte er Jack Nightingale beauftragt, ihr nachzuforschen.

McBride hatte sie mit den Beweisen konfrontiert – den Handyverbindungs nachweisen und dem Video, das zeigte, wie sie ins Hotel ging –, und er hatte sie gefragt, ob sie die Absicht hege, ihn zu verlassen. Sie hatte ihm nicht geantwortet. Stattdessen hatte sie ihren Mantel angezogen und war aus dem Haus gegangen. Er hatte den ganzen Abend und die ganze Nacht gewartet, aber sie war nicht zurückgekehrt – und sie hatte ihr Handy ausgeschaltet. McBride wusste, dass er es nicht ertragen würde, ohne sie zu leben.

Sein Haus, ihr gemeinsames Haus, das Haus, in dem sie seit mehr als sechs Jahren lebten, lag nur eine Meile vom Kanal entfernt. Er hielt dies für die beste Methode. Er besaß Schmerztabletten, aber er hatte die Sache im Internet überprüft, und eine Überdosis würde ihn nicht sofort umbringen. Er würde sterben, aber an Leberversagen, und es wäre ein langsamer, allmählicher Tod, der sich über mehrere Tage hinziehen würde. Sein Arzt würde ihm wahrscheinlich Schlaftabletten verschreiben, aber normalerweise dauerte es mindestens drei Tage, bis man einen Termin bekam. Er hatte daran gedacht, sich die Pulsadern zu öffnen, aber die Vorstellung, sich mit einem Messer ins Fleisch zu schneiden, flößte ihm Übelkeit ein. Im Kanal würde es leicht und schnell gehen.

McBrides Rollstuhl hatte keinen Motor, und so trieb er die Räder mit den Händen an. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, seine fingerlosen

Lederhandschuhe anzuziehen, und seine Handflächen waren bald schmutzig und wund. Am Abend hatte es geregnet, und die Räder machten beim Rollen ein zischelndes Geräusch. Der Kanal war nicht tief, wie McBride wusste, höchstens einen Meter fünfzig, aber hinstellen konnte er sich ja nicht. Er hatte eine Stahlkette in der Garage gefunden, die der Mann, der ihnen das Haus verkauft hatte, dort zurückgelassen hatte. Sie war schwer, und die Kettenglieder waren daumendick. Er hatte sie sich um die Taille gewickelt und sie mit einem Vorhängeschloss gesichert, damit er nicht im letzten Moment seine Meinung ändern konnte.

Er rollte die steile Betonrampe vom Bürgersteig zum matschigen Treidelpfad hinauf. Links wuchs ein Nesselgestrüpp und dahinter eine hohe, von Brombeerbüschen durchsetzte Hecke. Der Kanal lag zu seiner Rechten. Dort war ein schmales Boot vertäut, dunkelblau, mit runden, messinggefassten Bullaugen und Skylights. McBride rollte weiter, bis es außer Sichtweite war, und drehte den Stuhl dann zum Wasser. Er schloss die Augen und schluckte. »Vater unser, der du bist im Himmel«, flüsterte er. Seit seiner Hochzeit war er in keiner Kirche mehr gewesen, und er hatte sich nie als fromm betrachtet, aber er wollte mit dem Vaterunser auf den Lippen sterben. Er murmelte es weiter, während er sich vorwärtsstieß. Er musste kräftig in die Räder greifen, um über den Rand zu kommen, aber er schaukelte sich vor und zurück, bis er mit dem Kopf voran ins kalte, schwarze Wasser stürzte.

McBride hatte geglaubt, allein zu sein, aber es gab eine Zeugin – oder sogar zwei Zeugen, wenn man den Hund mitzählte, was durchaus sinnvoll wäre, da der Hund genau beobachtete, wie McBride sich über den Rand des Kanals ins Wasser manövrierte. Seine Herrin trug die schwarze Kleidung der Goths, an ihren Ohren baumelten umgedrehte, schwarze Kreuze, und um ihren Hals hing ein ägyptisches Ankh. Sie trug eine schwarze Ledermotorradjacke, schwarze Lederjeans und hochhackige, schwarze Stiefel. Der Hund bellte und blickte zu seiner Herrin auf. Sie lächelte zu ihm hinunter und kraulte ihn am Ohr. »Das ist keiner von unseren«, sagte sie. Der Hund hechelte, wobei er ein bisschen sabberte und eine fleischige, rosa Zunge zeigte. Er trug ein schwarzes ledernes Nietenhalsband mit einer Silberschnalle; ein kleines, silbernes Pentagramm baumelte daran.

The Hillingdon Home klang großartig, aber das war es nicht. Es war ein Betonblock aus den Sechzigerjahren mit rostigen Metallrahmenfenstern und auf die Türen gesprayten Graffiti. Während Nightingale seine Zigarette zu Ende rauchte, spähte er zu den oberen Stockwerken hinauf. Ausdruckslose Gesichter schauten aus manchen der Fenster, weiße Flecken hinter dem Glas. Es war ein gemeindeeigenes Heim am Stadtrand von Basingstoke, etwa fünfzig Meilen südlich von London. Der Parkplatz war voll, und so hatte er den MGB nicht allzu weit entfernt auf der Straße abgestellt. In der linken Hand hielt er einen Blumenstrauß. Er hatte beschlossen, dass er irgendetwas mitbringen sollte, und mit Blumen konnte man eigentlich nichts verkehrt machen. Er warf seine Kippe auf den Boden und stieß die Flügeltür auf, die zum Empfangsbereich führte.

Selbstredend hatte er sich vorher telefonisch in dem Heim angemeldet, und eine übergewichtige westindische Frau in einem Blumenkleid führte ihn ins Büro. Die Heimleiterin war spindeldürr, hatte kastanienbraun gefärbtes Haar, und auf der Nase trug sie eine dicke Brille. Sie saß hinter einem großen Schreibtisch, auf dem ein altmodischer Computer und ein Namensschild aus Kunststoff standen – Elizabeth Fraser. »Ich muss sagen, dass Ihr Anruf wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam«, sagte Mrs. Fraser. »In den zehn Jahren, seit Miss Keeley hier ist, hat sie noch kein einziges Mal Besuch gehabt.«

»Wir hatten den Kontakt verloren«, sagte Nightingale.

»Das kann man wohl sagen«, meinte Mrs. Fraser. Sie tippte etwas in ihren Computer und runzelte die Stirn. »Hier ist kein Verwandter eingetragen.«

»Wie schon gesagt, wir hatten keinen Kontakt mehr.«

Sie sah ihn durch ihre Brille an. »Und dann ist da noch das Problem mit dem anderen Nachnamen«, sagte sie.

»Ich glaube, dass sie mich bei meiner Geburt zur Adoption freigegeben hat.«

»Verstehe«, sagte Mrs. Fraser. »Haben Sie irgendwelche Dokumente, mit denen Sie das belegen können?«

Nightingale zuckte die Schultern. »Leider nein, es war eine private Adoption.«

»Ich muss sagen, Mr. Nightingale, es widerstrebt mir ein wenig, Sie zu Miss Keeley zu lassen, solange Sie keinen Beweis beibringen können, dass Sie ein Familienmitglied sind.«

Nightingale nahm seine Brieftasche heraus und holte seinen Führerschein hervor. Er gab ihn der Heimleiterin. »Das hier beweist, wer ich bin, Mrs. Fraser«, sagte er. »Was den Beweis angeht, dass ich Miss Keeleys Sohn bin, nun, ohne einen DNA-Test dürfte das schwer sein. Aber ich nehme an, wenn sie sich in einem gemeindeeigenen Heim befindet, hat sie kein Geld, ich bin also nicht hier, um sie auszunehmen. Ich habe keinen Beweis, dass sie meine Mutter ist, aber ich hatte gehofft, wenn ich mit ihr rede ... Ich weiß nicht, Mrs. Fraser. Mein Leben ist in der letzten Woche ziemlich aus den Fugen geraten, und ich will einfach nur ein paar Antworten haben. Ich hatte gehofft, dass ich sie von Miss Keeley bekommen würde.«

Mrs. Fraser lächelte. »Was das Geld angeht, haben Sie recht«, sagte sie. »Miss Keeley besitzt keinen Penny.« Sie tippte Nightingales Daten in den Computer ein und gab ihm den Führerschein zurück. »Ich kann Ihnen nur raten, nicht zu viel zu erwarten«, sagte sie. »Miss Keeley war in der Psychiatrie, bevor sie hierherkam, und auch wenn wir sie jetzt nicht mehr als geisteskrank einstufen würden, ist sie doch unkommunikativ. Tatsächlich hat sie kein Wort gesagt, seit sie hierhergebracht worden ist. Auch in der letzten Einrichtung soll sie nicht geredet haben. Kein Wort. Hierher verlegt wurde sie, weil es keine passende medikamentöse Behandlung gab und weil sie nicht länger als Gefahr für sich selbst oder andere angesehen wurde.«

»Wie lange wird sie schon in öffentlichen Einrichtungen betreut?«, fragte Nightingale.

»Nun, wie schon gesagt, bei uns ist sie seit etwa zehn Jahren, und in der Psychiatrie war sie sechs Jahre, aber davor sind ihre Unterlagen lückenhaft. Anscheinend war in dem Heim, in dem sie vor ihrer Einlieferung in die Psychiatrie gelebt hatte, ein Feuer ausgebrochen.«

»Sie hat also möglicherweise ihr ganzes Leben in öffentlichen Institutionen verbracht«, sagte Nightingale.

»Das ist durchaus möglich«, antwortete Mrs. Fraser. Sie stand auf. »Ich denke, Sie werden es verstehen, sobald Sie sie gesehen haben.«

Sie führte Nightingale aus dem Büro und durch einen Korridor zu einem Treppenhaus. Sie gingen in den dritten Stock hinauf, wo ein Pfleger an einem Schreibtisch saß und den *Daily Express* las. Er nickte Mrs. Fraser zu.

»Alles in Ordnung, Darren?«, fragte sie.

»Alles bestens, Mrs. Fraser«, antwortete er. Australischer Akzent. Er war Ende zwanzig, deutlich über eins achtzig groß, blondes, gewelltes Haar, eine halb verblasste Bräune und einen kleinen Diamantohrring im rechten Ohrläppchen.

»Wir sind hier, um Miss Keeley zu sehen. Ist mit ihr alles in Ordnung?«

Der Mann lächelte. »Sie ist immer gleich«, sagte er. »Ich wünschte, hier wären alle so fügsam.«

Mrs. Fraser führte Nightingale durch den Korridor und blieb vor einer Tür stehen, an der ein durchsichtiges Kunststoffkästchen mit einer weißen Karte darin angebracht war. Sie nahm die Karte heraus, sah sie an, legte sie wieder zurück und klopfte an die Tür. Sie machte sie auf. »Ich bin es nur, Miss Keeley«, sagte sie. »Ich habe Besuch für Sie.«

Als sie die Tür weit öffnete, erblickte Nightingale ein ordentlich gemachtes Krankenhausbett und einen Nachttisch mit einem Wasserglas und einem Taschenbuch darauf. Es war die Bibel, wie er sah, und sie war eifrig benutzt worden.

»Das hier ist Jack Nightingale«, sagte Mrs. Fraser. »Er ist hier, um ein bisschen mit Ihnen zu plaudern. Das ist doch schön, oder?«

Die Frau saß in einem Sessel. Ihr Haar war grau und zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Sie trug ein formloses, blassblaues Kleid und flauschige, rosafarbene Pantoffeln. Ihre Hände lagen gefaltet im Schoß, und sie starrte aus dem Fenster, die Lippen gespitzt, als wolle sie einen Kuss in die Luft blasen.

Nightingale trat in den Raum, und Mrs. Fraser schloss die Tür. »Er wollte einfach nur mal bei Ihnen vorbeischaun, und er hat Ihnen Blumen mitgebracht«, sagte Mrs. Fraser.

Nightingale streckte sie ihr hin, aber die Frau reagierte nicht. Ihr Gesicht war faltig, unter den Augen hatte sie dunkle Ringe, und ihre Hände waren

runzlig und verkrümmt wie Klauen. »Sie ist erst fünfzig, oder?«, fragte Nightingale.

»Ja«, antwortete Mrs. Fraser.

»Aber sie sieht so ... so alt aus.«

»Die Medikamente können leider diese Wirkung haben.«

»Medikamente?«

»Sie hat ihr ganzes Leben lang Beruhigungsmittel, Antidepressiva und Medikamente gegen Schizophrenie eingenommen.«

»Aber derzeit nimmt sie nichts dergleichen?«

»Sie bekommt immer noch Antidepressiva, und sie hat Diabetes entwickelt, daher braucht sie regelmäßige Insulininjektionen. Außerdem hat sie zu hohe Cholesterinwerte, und sie nimmt Medikamente gegen zu niedrigen Blutdruck.« Sie tätschelte den Arm der Frau. »Ich lasse Sie jetzt eine Weile mit Jack allein, Miss Keeley«, sagte sie. Sie lächelte Nightingale an. »Ich hatte Ihnen ja gesagt, dass Sie nicht zu viel erwarten sollen. Um sechzehn Uhr bekommt sie eine Mahlzeit aufs Zimmer, und bis dahin können Sie gerne bleiben. Sagen Sie einfach nur Darren Bescheid, wenn Sie gehen.«

»Danke«, sagte Nightingale. Mrs. Fraser ging hinaus, und er setzte sich aufs Bett, die Blumen neben sich, und sah die Frau an. Sie blickte weiter aus dem Fenster auf den Teppich-Discounter auf der anderen Seite der Straße. »Weißt du, wer ich bin?«, fragte er leise.

Die Frau ließ nicht erkennen, dass sie ihn gehört hatte.

»Ich heiße Jack – Jack Nightingale.« Er lächelte. »Aber wahrscheinlich wird mein Name dir nichts sagen.«

Sie starrte weiter nach draußen, als wäre sie allein.

»Rebecca, hast du vor dreiunddreißig Jahren ein Kind bekommen? Falls ja, bin ich dein Sohn. Ich bin das Baby, das du weggegeben hast.« Nightingale lächelte wieder, aber diesmal war es eher eine Grimasse. »Oder verkauft hast. Hast du mich verkauft, Rebecca? Hast du mich für zwanzigtausend Pfund verkauft?«

Die Hände der Frau bewegten sich. Sie kratzte sich mit dem gelblichen Fingernagel des rechten Zeigefingers am linken Handgelenk. Nightingale hörte das Geräusch, ein trockener Laut, wie wenn man zwei Stöcke zusammenreibt.

Nightingale versuchte, in ihr irgendeine Ähnlichkeit mit sich selbst zu erkennen. Sie hatte ein verkniffenes, eingefallenes Gesicht und eine scharfe, beinahe spitze Nase. Sie sah ganz anders aus als er.

»Bist du meine Mutter?«, fragte er. »Beantworte mir wenigstens das. Hast du vor dreiunddreißig Jahren ein Kind zur Welt gebracht?«

Er lächelte. »Es ist Freitag«, sagte er. »Freitag, der dreizehnte. Das ist doch komisch, oder? Dass ich dich ausgerechnet an einem Freitag, den dreizehnten besuche. Und in zwei Wochen werde ich dreiunddreißig Jahre alt. Weißt du, was an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag mit mir passieren soll, Rebecca? Weißt du das?«

Er konnte nicht sagen, ob sie auch nur eines seiner Worte gehört hatte. Er stand auf und ging zur Tür. Er packte den Türgriff, aber bevor er ihn herunterdrückte, drehte er sich um und sah sie an.

»Kannst du mir nicht einmal Lebewohl sagen?«, fragte er.

Die Frau rührte sich nicht.

»Mum?« Das Wort fühlte sich sonderbar an. »Wenn du meine Mum bist, kannst du mir dann nicht einmal Lebewohl sagen? Du wirst mich nicht wiedersehen.« Er meinte, eine winzige Kopfbewegung zu bemerken, aber dann war sie wieder vollkommen still. Er ging zu ihrem Sessel und hockte sich so hin, dass sein Kopf auf gleicher Höhe mit ihrem war. Er bemerkte, dass sie um den Hals ein kleines Goldkruzifix an einem feinen Goldkettchen trug. »Mum, hörst du mich?«

In ihren Augen glänzten Tränen, aber ihre Wangen waren trocken, so runzlig und trocken wie altes Pergament.

»Warum hast du das getan? Warum hast du mich an Ainsley Gosling verkauft? Ich weiß, dass er dir zwanzigtausend Pfund gegeben hat. Hat er mich von dir gekauft?«

Die rechte Hand der Frau zuckte und ihre Augen weiteten sich. Es war die erste Reaktion, die sie zeigte, seit er ins Zimmer gekommen war. Ihr Mund ging auf und er sah, dass sie keine Zähne hatte, sondern nur entzündetes Zahnfleisch.

»Ainsley Gosling, den Namen kennst du doch, oder?«

Der Mund der Frau öffnete sich noch weiter. Ihre Zunge war mit weißem Pelz bedeckt, und er roch ihren Atem, säuerlich wie alte Kotze.

»Ainsley Gosling«, wiederholte Nightingale. »Er war der Mann, an den du mich verkauft hast, oder? Sag es mir.«

Die Hände der Frau ballten sich zu arthritischen Fäusten, sie starrte Nightingale an und sah ihn jetzt zum ersten Mal. Sie holte tief Luft, machte den Mund auf und schrie los, als steckte sie am Spieß.

Robbie Hoyle trank seinen Kaffee und blätterte den Aktenordner durch, den er aus dem Keller von Gosling Manor mitgenommen hatte. Ainsley Gosling schien nie auch nur eine einzige Quittung oder Rechnung weggeworfen zu haben. Es gab Reiseaufstellungen, die zeigten, dass er die Welt bereist hatte, Rechnungen aus Antiquitätenläden und Auktionshäusern, die bewiesen, dass er ein eifriger Sammler gewesen war, und eine Rechnung mit einer Adresse in der Ärztestraße Harley Street, die in einer fast unlesbaren Krakelschrift ausgestellt war. Hoyle kniff die Augen zusammen und entzifferte einige Worte, aber nicht alle. Es ging um die Behandlung in einer Privatklinik, und ein Wort war ziemlich eindeutig: Ultraschall.

Er sah sich den Briefkopf noch einmal an. »Dr. Geoffrey Griffith, Frauenarzt.« Datiert war die Rechnung zwanzig Monate nach Nightingales Geburt. »Gefunden«, flüsterte er. Er konnte den Namen des Patienten nirgends sehen, aber er war sich ziemlich sicher, dass die Rechnung Nightingales verschollene Schwester betraf. Er nahm sein Handy heraus und scrollte durchs Adressbuch, bis er auf die Nummer seines Freundes stieß. Er hatte Verbindung, doch nach einem halben Dutzend Mal Läuten ging der Anruf auf die Mailbox. Hoyle sah auf die Uhr. In einer Viertelstunde fing seine Schicht an, und so leerte er seine Tasse, zahlte seine Rechnung und verließ das Coffee-House. Das Starbucks lag der Polizeistation gegenüber. Er schaute nach links und nach rechts. Ein Doppeldeckerbus fuhr vorbei und dann ein Lieferwagen des *Evening Standard*. In beide Richtungen rauschten Wagen vorbei. Er drückte auf Wahlwiederholung, aber der Anruf ging auch diesmal auf Nightingales Mailbox. Ein Lastwagen der Supermarktkette Tesco fuhr vorbei, dann ein Motorradkurier und dann ein paar Autos in dichter Folge. »Jack, hier ist Robbie. Ich gehe gerade zur Arbeit, aber ich habe in Goslings Aktenordner etwas über deine Schwester gefunden.« Im Verkehr tat sich eine Lücke auf, und Hoyle trat vom Bürgersteig herunter. »Ich ruf dich an, wenn meine Schicht um ist ...«

Ein Mädchen in Gothic-Kleidung stand im Eingang eines Blumenladens. Ihr Bordercollie saß mit gespitzten Ohren neben ihr. Sie fuhr sich mit der

Hand durch die jadeschwarzen Haarstacheln, als Hoyle vom Bürgersteig trat.

»He, Robbie!«, rief sie. Ihre Stimme schnitt durch den Verkehrslärm, und Hoyle blieb unvermittelt stehen. »He, Robbie, hast du mal Feuer?«, rief sie.

Hoyle drehte sich um, stirnrunzelnd, das Handy immer noch ans Ohr gepresst. Das Mädchen winkte und blies ihm einen Luftkuss zu. Er trat einen Schritt auf sie zu, und das schwarze Taxi überfuhr ihn mit fünfundfünfzig Kilometer pro Stunde, brach ihm Beine, Hüfte und Wirbelsäule, zerfetzte seine Milz und zertrümmerte ihm die Rippen, die seine Lunge durchbohrten. Der Fahrer sagte später der Polizei, etwas hinten in seinem leeren Taxi habe ihn abgelenkt. Etwas sei herumgeflattert wie ein gefangener Vogel, aber als er sich umgedreht habe, sei da nichts gewesen. Er hatte vor dem Aufprall nicht mehr bremsen können.

Hoyle, der auf der Straße lag, verblutete rasch, und er war tot, bevor die Sanitäter eintrafen. Der Inhalt des Aktenordners war über die Straße verstreut. Der Wind ergriff die Blätter und wehte sie in alle Richtungen davon. Die Rechnung des Frauenarztes geriet in einen Aufwind, wirbelte in die Luft hinauf und schlug gegen einen Laternenpfahl. Der Wind packte sie wieder und wehte sie auf die Straße zurück. Unter einem geparkten Auto fiel sie in eine Pfütze mit öligem Wasser.

Das Mädchen und der Hund sahen zu, wie Hoyle mit dem Tod rang, und verschwanden dann zwischen den Menschen, die aus den benachbarten Läden strömten und entweder entsetzt gafften oder aber nach ihren Handys griffen, um den sterbenden Hoyle zu fotografieren und zu filmen.

Der Pfleger zog die Decke über Rebecca Keeley zurecht und nahm ihr das Thermometer aus dem Mund. »Vielleicht sollten Sie besser gar nicht mehr hier sein«, sagte er zu Nightingale. Er steckte das Thermometer in die Brusttasche seines Kittels. »Ich glaube, es ist besser, wenn Sie jetzt gehen.«

»Ich habe überhaupt nichts getan«, verteidigte sich Nightingale. Die Frau hatte nur ein einziges Mal geschrien, aber ihr klagendes Heulen hatte danach noch länger als eine Minute angedauert, und erst als ihr die Luft ausgegangen war, hatte sie aufgehört. Ihre Hände hatten sich zu Fäusten geballt, und sie hatte das Kruzifix gepackt und vor sich gehalten, als wollte sie einen Vampir abwehren.

Der Pfleger war in Erwartung des Schlimmsten ins Zimmer gestürzt, aber die Frau war trotz ihres Geschreis im Sessel sitzen geblieben. Als sie verstummt war, hatte er ihr aufs Bett geholfen und die Decke über sie gebreitet. Nightingale versuchte zu helfen, aber der Pfleger schob ihn zur Seite. Während der Pfleger Rebecca Keeley beruhigt hatte, hatte Nightingales Handy geklingelt, aber er hatte in seine Tasche gegriffen und es ausgeschaltet.

Der Pfleger nahm das Stethoskop vom Hals und hörte ihre Brust ab, dann maß er ihren Puls. »Ich glaube wirklich, dass Sie gehen sollten«, sagte er zu Nightingale.

»Wir haben einfach nur geredet, und da hat sie angefangen zu schreien«, sagte Nightingale. »Ich habe ihr nichts getan.«

»Miss Keeley redet nicht«, entgegnete der Pfleger. »Ich bin jetzt anderthalb Jahre hier, und sie hat noch kein Wort zu mir gesagt.« Er stand auf und betrachtete Nightingale mit in die Hüften gestemmtten Händen. »Es ist das Beste, wenn Sie jetzt gehen.«

»Sie hat so was noch nie zuvor getan? So geschrien?«

Der Pfleger schüttelte den Kopf. »Sie macht normalerweise nie Scherereien. Was haben Sie ihr gesagt?«

»Nichts«, log Nightingale. »Ich habe ihr einfach nur gesagt, wer ich bin, und ihr die Blumen gezeigt. Sind Sie sich sicher, dass sie keine Schmerzen hat oder so?«

»Ja, es geht ihr gut.«

»Schauen Sie, ich würde wirklich noch gerne eine Weile bei ihr sitzen bleiben«, sagte Nightingale.

»Sie muss sich ausruhen«, entgegnete der Pfleger. »Das Beste ist, wenn sie jetzt schläft.«

»Wenn es um Geld geht ...«, sagte Nightingale und zückte seine Brieftasche.

Der Pfleger hob abwehrend die Hand. »Darum geht es nicht«, sagte er. »Es geht mir um das Wohlergehen meiner Patienten. Sie braucht jetzt Ruhe, Mr. Nightingale. Sie können sie morgen wieder besuchen.« Er blieb hart, und so dankte Nightingale dem Mann für seine Hilfe und ging. Beim Hinausgehen nahm er eine Haarbürste von der Frisierkommode und ließ sie in seine Tasche gleiten.

Jenny lächelte, als Nightingale ins Büro kam. »Wie ist es gelaufen?«, fragte sie.

»Schwer zu sagen.«

»Hat sie sich gefreut, dich zu sehen?«

»Eigentlich nicht«, antwortete Nightingale. Er ging nach nebenan und machte sich einen Kaffee. »Möchtest du auch einen?«, fragte er.

»Nein, danke«, erwiderte sie. »Komm schon, Jack, sag mir, was passiert ist. Ist sie jetzt deine Mutter oder nicht? Was hat sie gesagt?«

»Nicht viel«, erzählte Nightingale. »Sie nimmt seit Jahren alle möglichen Antidepressiva. Sie ist ein richtiges Wrack.«

»Aber sie ist deine Mutter? Daran besteht kein Zweifel?«

»Ich weiß es nicht«, erklärte Nightingale. »Als ich Gosling erwähnt habe, hat sie wie am Spieß geschrien, aber alles in allem habe ich so gut wie nichts Vernünftiges aus ihr herausbekommen.« Er zog ein Ziploc-Tütchen aus seiner Manteltasche. Darin lag eine Haarbürste. »Aber ich habe mir eine DNA-Probe besorgt.«

»Du hast ihre Bürste gestohlen?«

»Ich habe sie mir geborgt«, antwortete Nightingale. »Sie kann sie zurückhaben, wenn ich damit fertig bin. Erinnerst du dich an dieses private forensische Labor, das damals in dem Vaterschaftsfall für uns gearbeitet hat? Draußen beim Flughafen?«

»Angewandte Forensik«, sagte sie und nahm das Tütchen entgegen.

»Bring die Bürste dorthin. Ich gebe dir auch noch ein paar von meinen eigenen Haaren mit. Sie sollen die DNA vergleichen, um festzustellen, ob wir verwandt sind. Lass es als Eilauftrag laufen.«

»Für ihren Achtundvierzig-Stunden-Service muss man das Doppelte bezahlen«, sagte Jenny.

»Dann machen wir das«, antwortete er. »Je eher ich Bescheid weiß, desto besser.«

»Okay, aber vergiss nicht, dass heute Freitag ist. Selbst wenn ich die Probe heute hinbringe, erhalten wir das Ergebnis frühestens Dienstag.«

»Ich muss schnell Bescheid wissen«, sagte Nightingale. Er hockte sich auf seine Schreibtischkante. »Wenn sie wirklich meine Mutter ist, muss ich nochmal dorthin.«

»War sie froh, dich zu sehen?«

»Entsetzt würde es eher treffen.« Er trank seinen Kaffee. »Tatsächlich hat sie fürchterlich geschrien. Sie haben mich rausgeworfen.«

»Warum denn?«

»Na ja, sie waren recht freundlich, aber ich musste gehen.« Die Tür ging auf. Zwei Männer in Regenmänteln kamen herein, und noch bevor sie den Mund aufmachten, wusste Nightingale, dass sie Polizisten waren.

»Jack Nightingale?«, fragte der ältere der beiden.

»Das steht auf der Tür.«

Der Mann, der gesprochen hatte, zeigte seinen Polizeiausweis. »Ich bin Inspector Dan Evans. Und das ist Detective Constable Neil Derbyshire.«

»Geht es um meinen Onkel und meine Tante?«, fragte Nightingale, stellte seinen Kaffee weg und stand auf.

Evans runzelte die Stirn. »Entschuldigung, ich verstehe nicht.«

»Tommy Nightingale. Und Linda. Oben in Altrincham.«

»Wir suchen hier einen Jack Nightingale«, erklärte Evans.

»Das bin ich«, antwortete Nightingale. »Worum geht es?«

»Kennen Sie Inspector Robert Hoyle?«, fragte Evans.

»Robbie? Natürlich.«

»In welcher Eigenschaft?«

»Er ist ein Freund und ein ehemaliger Kollege. Was ist passiert?«

»Es tut mir leid, Mr. Nightingale. Inspector Hoyle ist heute Vormittag gestorben.«

Die Nachricht traf Nightingale wie ein Schlag in den Solarplexus. »Er ist was?«

»Ein Verkehrsunfall, unmittelbar nach elf Uhr. Er ist über die Straße gegangen und wurde von einem Taxi überfahren.«

Nightingale ließ sich auf seinen Stuhl sinken. »Mein Gott. O Gott.«

»Es war ein Unfall«, sagte Derbyshire. »Er ist vom Bürgersteig heruntergetreten, und das Taxi ist in ihn hineingerasselt.«

»Wir haben Ihren Namen und Ihre Telefonnummer in seinem Handy gefunden«, erklärte Evans mit einem finsternen Blick auf den Detective Constable. »Ihre Nummer war die letzte, die er angerufen hat.«

»War der Fahrer alkoholisiert?«, fragte Nightingale.

»Absolut nüchtern. Er sagt, etwas im Taxi habe ihn abgelenkt, aber Inspector Hoyle sei einfach mitten auf der Straße stehen geblieben.«

Nightingale tastete nach einer Zigarette.

»Hätten Sie gerne einen Kaffee oder einen Tee?«, fragte Jenny die beiden Detectives. Sie ging quer durch den Raum zu Nightingale und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Nein, vielen Dank«, antwortete Evans.

»Was ist mit Anna? Wer gibt ihr Bescheid?«, fragte Nightingale.

»Superintendent Chalmers ist jetzt bei ihr«, erklärte Evans.

»Chalmers?«, fragte Nightingale. »Den kann sie nicht ausstehen.«

»Sie haben doch als Polizeivermittler bei Geiselnahmen gearbeitet, oder?«, fragte Derbyshire.

»In einem anderen Leben.«

»Sind Sie nicht der Mann, der den Pädophilen getötet hat? Den Banker, der seine Tochter missbraucht hat?«

»Angeblich«, antwortete Nightingale.

»Man sagt, Sie hätten ihn aus einem Hochhausfenster geworfen«, meinte Derbyshire.

»Wer ist man?«, gab Nightingale zurück.

»Ich an Ihrer Stelle hätte dasselbe getan«, sagte Derbyshire.

»Die meisten von uns«, stimmte Evans zu. »Wenn wir den Mumm dazu hätten. Ich habe selber Kinder. Zwei Mädchen. Wenn jemand die anrührte ...«

Nightingale richtete sich auf. »Gibt es sonst noch etwas, Leute? Brauchen Sie irgendwas von mir?«

»Wir gehen einfach nur offenen Fragen nach«, sagte Evans.

»Aber es gibt nichts Auffälliges, oder? Es war einfach ein Unfall?«

»Gibt es noch etwas, worüber wir Bescheid wissen sollten?«, fragte Evans.

Nightingale zuckte die Schultern, sagte aber nichts.

»Hat er nebenbei Dinge für Sie erledigt?«, fragte Evans.

»Robbie hat nie krumme Sachen gemacht«, antwortete Nightingale.

»Wir tun alle mal einem Freund einen Gefallen, vor allem, wenn er früher selber Polizist war«, meinte Derbyshire.

»Ich habe ihn nie um solche Gefälligkeiten gebeten. Das war nicht nötig.«

»Nehmen Sie es nicht übel«, sagte Evans.

»Das tue ich nicht«, antwortete Nightingale. »Danke für ...« Er ließ den Satz unbeendet. Es gab keinen Grund, ihnen zu danken: Sie taten nur ihre Arbeit.

Als die beiden Detectives weg waren, ging Nightingale in sein Büro und zog die unterste Schublade seines Schreibtischs auf. Dort bewahrte er eine Flasche Brandy für Klienten auf, die nach einer schlechten Nachricht einen Schnaps brauchten. Die nahm er jetzt heraus. »Möchtest du auch einen?«, fragte er Jenny.

Jenny nickte. »Ich kann das gar nicht glauben«, sagte sie.

Nightingale schüttete Brandy in zwei Gläser und reichte ihr eines. »Ich muss zu Anna fahren«, sagte er.

»Sie muss am Boden zerstört sein. Drei Kinder. Die armen Kleinen.« Mit zitternder Hand kippte sie einen Schluck Brandy herunter. »Es fühlt sich so unwirklich an.«

So war es immer, das wusste Nightingale. Als Polizeibeamter hatte er mehr als ein Dutzend Mal Familienmitgliedern die Nachricht von Todesfällen überbracht, und selten war ihm etwas anderes als Unglauben entgegengeschlagen. Mütter, Väter oder Kinder – die erste Reaktion war immer ein vollständiges Verschließen gegen die Wirklichkeit. Ihre Lieben konnten einfach nicht tot sein: Sie hatten sie doch gerade erst gesehen, mit ihnen gesprochen, sie waren auf dem Heimweg, sie waren doch gerade erst zur Arbeit gefahren. Wenn die Hinterbliebenen dann die Tatsache des Todes anerkannt hatten, kamen die Fragen – wie, warum, wann –, als könnten sie den Tod akzeptieren, wenn sie ihn nur verstünden. Aber meistens half das nichts. Die Akzeptanz kam nur mit der Zeit.

Zwei junge Polizisten hatten Nightingale die Nachricht überbracht, dass seine Eltern gestorben waren. Sie waren mit einem seiner Dozenten in seinem Wohnheim aufgetaucht, hatten ihn gebeten, sich zu setzen, und ihm gesagt, sie hätten eine schlechte Nachricht seine Eltern betreffend.

Obwohl sie ihm erklärt hatten, was geschehen war, hatte Nightingale trotzdem noch einmal zu Hause angerufen, weil er nicht hatte glauben wollen, dass seine Mutter und sein Vater wirklich tot waren. Als er dann heimgefahren war und im leeren Haus stand, hatte er noch immer halb und halb geglaubt, sie würden jeden Moment auftauchen, er würde gleich ihren Wagen in der Einfahrt hören, und sie würden lachend hereinstürmen und ihm sagen, alles sei ein schrecklicher Irrtum gewesen und sie seien gar nicht diejenigen gewesen, die bei dem Unfall ums Leben gekommen seien. Selbst bei der Beerdigung war ihr Tod ihm nicht real vorgekommen: Die Särge waren geschlossen, und ein Teil seiner selbst klammerte sich an der Hoffnung fest, dass jemand anders darin lag und seine Eltern noch immer lebten.

»Warum, Jack?«, fragte Jenny. »Warum Robbie?«

»Es gibt keinen Grund«, antwortete Nightingale. »Zur falschen Zeit am falschen Ort. Ein dummer Unfall. Und Unfälle gibt es nun mal.« Er lächelte schmallippig. »Es ist Freitag, der dreizehnte, nicht wahr? An einem Freitag, dem dreizehnten passiert eben ein Haufen Scheiße.«

»Aber warum Robbie?«

Das war keine Frage, die er beantworten konnte. Guten Menschen geschahen manchmal schlimme Dinge. So war die Welt eben. Er stand auf, ging zu seinem Regenmantel, nahm sein Handy heraus, setzte sich an seinen Schreibtisch und schaltete es ein. »Meine Nummer war die letzte, die er angerufen hat, aber mein Handy war aus, während ich bei meiner Mutter war«, sagte er. Er schaute auf das Display. Er hatte eine Nachricht auf seiner Mailbox. Er drückte die Taste, um sie abzuhören, und hielt den Hörer ans Ohr. »Jack, hier ist Robbie. Ich gehe gerade zur Arbeit, aber ich habe in Goslings Aktenordner etwas über deine Schwester gefunden.« Nightingale hörte Verkehrslärm im Hintergrund. »Ich ruf dich an, wenn meine Schicht um ist ...« Noch mehr Verkehrslärm, und dann in der Ferne die Stimme einer jungen Frau: »He Robbie!« Und einen Moment später: »He, Robbie, hast du mal Feuer?« Darauf folgte ein scheußlicher Aufprall und dann Stille.

Nightingale nahm das Handy vom Ohr und starrte es entsetzt an.

»Was ist los?«, fragte Jenny.

»Ich habe gerade gehört, wie Robbie überfahren wurde«, sagte er.

»Unmöglich«, erwiderte Jenny.

»Er hat angerufen, um mir zu sagen, dass er eine Information für mich hätte. Dann hat eine junge Frau seinen Namen gerufen, und dann ...«

Jenny streckte die Hand aus. »Darf ich?«

»Ich glaube, das solltest du sein lassen«, meinte Nightingale.

»Bitte, ich möchte gerne.«

Nightingale gab ihr das Handy, und sie hörte die Nachricht an. »Wer ist diese Frau?«, fragte sie. »Hast du ihre Stimme erkannt?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Sie hat Robbie gekannt, sie hat ihn beim Namen gerufen.«

»Ich schätze, ja.«

»Aber wenn sie ihn gekannt hat, warum hat sie ihn dann um Feuer gebeten? Sie muss doch gewusst haben, dass er nicht raucht.«

Nightingale nahm ihr das Handy ab. »Vielleicht hat sie jemand anderen gerufen, und Robbie dachte nur, dass er selbst gemeint war.« Er trank einen Schluck Brandy. »Ich fahre jetzt zu Anna.«

»Kann ich mitkommen?«

Nightingale machte schon den Mund auf, um ihr zu sagen, dass sie das Büro hüten solle, aber sie hatte Robbie gut gekannt. Sie war bei ihm zu Hause gewesen und hatte Anna und die Kinder kennen gelernt. »Natürlich«, antwortete er. »Häng einfach eine Nachricht an die Tür, dass wir für ein paar Stunden geschlossen haben.« Er legte die Flasche wieder in die unterste Schublade zurück. »Wenn ich es recht bedenke, lass uns einfach für den Tag zumachen. Falls es etwas Wichtiges gibt, bin ich ja per Handy erreichbar.«

Ein Dutzend unauffällige Limousinen parkten vor Hoyles Haus und außerdem ein einzelner Streifenwagen. Etwa hundert Meter weiter fand Nightingale einen Parkplatz. Es fing an zu regnen, aber Jenny hatte einen Regenschirm mitgebracht, und in dessen Schutz gingen sie die Straße hinunter. »Was sagt man einer Frau, deren Mann gerade gestorben ist?«, fragte Jenny.

»Da kann man gar nichts sagen«, antwortete Nightingale. »Man muss eben zeigen, dass man für sie da ist.«

»Wird sie zurechtkommen? Du weißt schon, finanziell?«

»Bestimmt. Er hatte garantiert eine Kredit-Lebensversicherung, was heißt, dass das Haus bezahlt wird, und sie wird eine Pension bekommen. Und bei der Polizei wird es Leute geben, die ihr helfen.«

»Die arme Anna. Die arme, arme Anna.«

»Ist schon einmal jemand gestorben, der dir nahestand, Jenny?«

»Klopf auf Holz, bisher habe ich Glück gehabt«, antwortete sie. »Mein Großvater ist vor ein paar Jahren gestorben, aber der war siebenundneunzig. In meiner Verwandtschaft lebt man so ziemlich ewig.«

»Du Glückspilz«, murmelte Nightingale.

Jenny hakte sich bei ihm ein. »Entschuldigung«, sagte sie. »Das war gedankenlos von mir.«

»Du musst mich nicht wie ein rohes Ei behandeln«, erwiderte Nightingale. »Ich war mehr als zehn Jahre Polizist und habe genug Leichen gesehen. Über meine Eltern bin ich hinweg, und Gosling – na ja, der war nur ein Name. Meine Tante und mein Onkel ... ich weiß nicht. Das habe ich noch gar nicht richtig begriffen. Liegt wohl daran, dass ich immer hier in London war und sie in Altrincham. Ich habe sie nicht oft gesehen, und so hat sich in gewisser Weise nichts verändert. Ich meine, ich weiß, dass sie tot sind ...« Er zuckte die Schultern. »Es ist schwer zu erklären. Ich habe gerade angefangen, es zu verarbeiten, aber jetzt das. Jetzt ist auch noch Robbie tot.«

»Alles gut bei dir?«

»Du musst mich nicht ständig fragen, ob's mir gut geht«, erklärte Nightingale. »Du bist schon genauso schlimm wie Robbie.« Er stöhnte. »Mein Gott, hör sich das einer an. Ich rede, als wäre er noch ...« Er fluchte wild.

Jenny drückte seinen Arm. »Möchtest du einen Spaziergang machen? Wir können nachher wieder hierher zurückkommen.«

»Nein, wir müssen reingehen – wir müssen jetzt zu ihr.«

Sie gingen über den Gartenweg zur Haustür, und Nightingale klingelte. Annas ältere Schwester Marie machte die Tür auf. Ihre Wangen waren tränenfeucht, aber als sie Nightingale sah, zwang sie sich zu einem Lächeln. »Jack, hallo.«

»Es tut mir schrecklich leid, Marie«, sagte Nightingale. Er umarmte sie und gab ihr ein Küsschen auf jede Wange. »Das hier ist Jenny – sie arbeitet für mich.«

Marie lächelte. »Kommt rein – gebt mir eure Mäntel. Anna ist im Wohnzimmer.«

Anna saß auf dem Sofa, den Arm um ihre achtjährige Tochter Sarah gelegt. Im Zimmer waren ein Dutzend Personen, die Tee tranken und Smalltalk machten. Eine ältere Frau, die Nightingale nicht kannte, ging mit einem Teller Schokoladenkekse herum. Superintendent Chalmers stand im Gespräch mit Hoyles unmittelbarem Vorgesetzten, einem Chief Inspector, den Nightingale flüchtig kannte, beim Fenster. Beide Männer nickten ihm zu und unterhielten sich dann weiter.

Anna wischte sich die Augen mit einem Taschentuch trocken, schluchzte aber wieder los, als sie Nightingale sah. Sie flüsterte ihrer Tochter etwas zu, stand auf und eilte zu ihm.

»Es tut mir schrecklich leid, Anna«, sagte er. »Falls es irgendetwas gibt ... du weißt schon ... dann sag es einfach.«

Anna umarmte ihn und legte ihm den Kopf an die Schulter. »Ich habe es den Zwillingen immer noch nicht erzählt. Ich weiß nicht, was ich ihnen sagen soll.«

»Sie sind zu klein, um es zu begreifen«, sagte Nightingale.

»Sie fragen nach ihm. Vorhin habe ich ihnen gesagt, er sei bei der Arbeit. Jetzt schlafen sie.« Sie legte ihm die Hände auf die Brust und blickte ihm

in die Augen. »Was soll ich ihnen sagen, Jack? Wie soll ich ihnen sagen, dass sie ihren Vater niemals wiedersehen werden?«

Nightingale biss sich auf die Unterlippe. Er fand es selbst schwer genug, Hoyles Tod zu akzeptieren, und konnte sich nicht vorstellen, wie zwei Dreijährige reagieren würden. »Ich weiß es nicht, Anna. Du kannst ihnen nur sagen, dass Robbie sie mehr geliebt hat als alles, und dass er jetzt im Himmel ist und auf sie herunterschaut.«

»Glaubst du das, Jack? Glaubst du, dass er irgendwo da oben ist und uns sieht?«

»Ich fände es schön, wenn es so wäre, Anna«, sagte Nightingale. Er hörte selbst, wie unsicher er klang. »Aber Kinder glauben das, und das ist es, was zählt.«

»Ich kann nicht ohne ihn leben, Jack.«

»Doch, das kannst du, Anna. Wir sind alle für dich da. Wir bringen dich da durch.«

Tränen liefen Annas Wangen herunter, und sie wischte sich das Gesicht mit einem Taschentuch ab. Dann merkte sie, dass Jenny neben Nightingale stand. »Oh, Jenny, danke, dass du gekommen bist.«

»Falls ich irgendwas tun kann, Anna, falls du Hilfe brauchst, jemanden, der mal auf die Kinder aufpasst oder einkaufen geht, oder falls ich dich mal irgendwo hinfahren soll ...«, sagte sie, während die beiden Frauen sich umarmten.

»Vielen Dank«, sagte Anna.

Sie zeigte auf die Frau mit den Keksen. »Robbies Mutter ist sofort gekommen, und sie bleibt bei mir, bis ...« Sie wischte sich wieder die Augen trocken. »Ich weiß nicht, bis wann ...«

»Ist finanziell alles im Lot, Anna?«, fragte Nightingale.

Sie nickte. »Ein wirklich netter Mann von der Polizeigewerkschaft hat mir seine Karte gegeben und gesagt, dass er sich um alles kümmert – um Robbies Pension oder um Geld, das wir vielleicht zum Überbrücken brauchen.«

»Das ist gut«, sagte Nightingale.

»Robbie hatte nicht mal ein Testament, wusstest du das?«

»Wer hat das denn schon?«, fragte Nightingale. »Ich nicht.«

»Ich auch nicht«, stimmte Jenny zu. »An so was denkt man einfach nicht, oder?«

»Ich habe ihn oft darum gebeten«, sagte Anna, »aber er hat immer gesagt, wenn man sein Testament schreibt, führt man das Schicksal in Versuchung, und er hätte nicht die Absicht ...«

Ihre Stimme versagte, und sie putzte sich die Nase. »Der dumme, dumme Kerl«, sagte sie. Sie berührte Nightingale am Arm. »Ich muss mich wieder um Sarah kümmern. Sie ist so ruhig, so gefasst, so vernünftig, aber ich glaube nicht, dass sie es schon richtig begriffen hat.«

»Sie steht unter Schock«, sagte Jenny. »Das geht uns allen so.«

Anna ging zur Couch zurück und setzte sich zu ihrer Tochter. Sarah ergriff die Hand ihrer Mutter, und ihre Unterlippe zitterte.

»Ich kann kaum glauben, dass das alles Wirklichkeit ist«, sagte Jenny. »Immer wieder denke ich, gleich wache ich auf – es fühlt sich einfach nicht real an.«

»Siehst du irgendwo einen Whisky? Ich brauche einen Drink.«

»Jack ...«

»Komm schon, Robbie würde das verstehen«, sagte er. »Wenn es mich getroffen hätte, würde ich von ihm erwarten, dass er sich einen Drink genehmigt.« Er lächelte wehmütig. »Aber andererseits, wenn es mich getroffen hätte, wären nicht so viele Leute da, die um mich trauern.« Er wies mit einem Nicken auf den Superintendent. »Zum Beispiel wäre schon mal der verdammte Chalmers nicht da.«

»Es ist gut, dass er gekommen ist, Jack«, sagte Jenny.

»Er konnte Robbie nicht ausstehen. Und umgekehrt.«

»Was sein Kommen nur umso anständiger macht«, sagte Jenny.

»Ja, kann sein«, gab er zu.

Marie tauchte neben Jenny auf. »Hättet ihr gerne einen Kaffee oder einen Tee?«, fragte sie.

»Bitte einen Kaffee«, sagte Jenny.

»Für mich auch«, sagte Nightingale.

»Ich kippe dir noch einen Schluck was anderes dazu, Jack, oder? Vielleicht einen Brandy? Oder einen Whisky?«

»Du kannst wohl Gedanken lesen, Marie, danke. Whisky wäre toll.«

»Das hat mit Gedankenlesen nichts zu tun«, gab sie zurück. »Jeder Polizist hier im Zimmer hat Brandy oder Whisky in seinem Kaffee. Sogar der Superintendent da drüben.«

Jenny lächelte Nightingale zu, als Marie sich in die Küche aufmachte. »Sieht du, Jack? Er ist doch menschlich.«

»Wann hast du zuletzt etwas gegessen«, fragte Jenny, als sie zu Nightingales MGB gingen. Es hatte aufgehört zu regnen, aber auf der Straße waren noch Pfützen. Sie waren beinahe zwei Stunden in Annas Haus geblieben, und in dieser Zeit waren mehr als hundert Polizeibeamte zum Kondolieren vorbeigekommen. Die Kollegen hatten Robbie Hoyle gemocht, aber selbst wenn er der unbeliebteste Mann der Metropolitan Police gewesen wäre, wären sie trotzdem gekommen. Polizeibeamte waren wie eine große Familie und schlossen immer die Reihen, wenn einer der ihren starb.

»Zählt Whisky als Nahrungsmittel?«, fragte Nightingale.

»Nein«, antwortete Jenny.

»Dann gestern.«

»Du hast nicht gefrühstückt?«

»Wer frühstückt denn heutzutage noch?«, fragte Nightingale. »Dazu hat doch keiner die Zeit.«

Jenny hakte sich bei ihm ein. »Los, komm, lass uns was essen gehen«, sagte sie. »Ich lade dich ein.«

»Du lädst mich ein? Bezahle ich dir zu viel Lohn?«

»Du hast mir diesen Monat noch überhaupt nichts bezahlt.« Sie lachte. »Wie klingt chinesisch?«

»Wenn du bezahlst, essen wir, was immer du willst«, antwortete er.

Nightingale fuhr nordwärts nach London. Jenny kannte ein chinesisches Restaurant in der Nähe ihrer Wohnung in Chelsea, wo man sie wie eine seit langem vermisste Verwandte begrüßte. Nightingale bat sie zu bestellen, und das erledigte sie zu seiner großen Überraschung in einer Sprache, die wie halbwegs fließendes Kantonesisch klang. »Ich wusste gar nicht, dass du Chinesisch sprichst«, sagte er.

»Manchmal frage ich mich, ob du auch nur einen einzigen Blick auf meinen Lebenslauf geworfen hast«, sagte sie. »Dort steht, dass ich als Kind vier Jahre in Hongkong gelebt habe.«

»Tja, so weit bin ich wahrscheinlich nicht gekommen«, meinte Nightingale. »Du hattest Steno und Tippen angegeben, und du hattest eine gute Telefonstimme.«

Zwei Tsingtao-Biere kamen. »Das meine ich ernst, Jack. Manchmal bist du ein bisschen arg egozentrisch.«

»Ich bin alles, was ich habe«, gab Nightingale zurück. »Das kommt wohl daher, dass meine Eltern gestorben sind, als ich noch ein Teenager war.«

»Vielleicht, aber du solltest versuchen, dich mehr zu öffnen.«

Er prostete ihr zu. »Okay, mach ich.«

»Nein, tust du bestimmt nicht.« Sie stieß mit ihm an.

»Ich werde es versuchen«, sagte er.

Ihr Essen kam. Eine halbe Pekingente, mit Sellerie gebratene Kammuscheln, Hähnchen mit Cashew-Nüssen, Pak Choi in Austernsauce und Reis. Eine alte chinesische Dame, deren Knoten von zwei scharlachroten Stäbchen gehalten wurde, kam zum Tisch, sprach auf Chinesisch mit Jenny und ging kichernd weg.

»Was ist so komisch?«, fragte Nightingale, der mit seinen Stäbchen kämpfte.

»Sie wollte wissen, ob du mein Mann bist.«

Um ein Haar hätte er die Stäbchen zerbrochen »Und was hast du ihr gesagt?«

»Ich habe ihr erzählt, du seist mein Vater.«

»Was? Ich bin doch nur ... Wie viel älter als du bin ich eigentlich?«

»Du hast meinen Lebenslauf tatsächlich nicht gelesen, stimmt's? Ich bin fünfundzwanzig. Und du wirst nächste Woche dreiunddreißig. Also ...?«

»Ich bin also acht Jahre älter. Das macht mich wohl kaum zum potenziellen Vater, oder?«

»Jack, das war doch nur ein Scherz. Und hättest du gerne Messer und Gabel?«

»Ich komme schon zurecht, danke«, sagte Nightingale. Er manövrierte ein Stück Huhn bis halb zum Mund, bevor es von seinem Stäbchen herunter auf das Tischtuch fiel.

»Es ist keine Schande, wenn man nicht mit Stäbchen umgehen kann«, sagte sie, nahm geschickt eine Cashewnuss auf und schob sie in den Mund.

»Na ja, du bist ja offensichtlich eine halbe Chinesin«, sagte Nightingale.

»Ich sagte, dass ich ein paar Jahre in Hongkong gelebt habe. Ich bin nicht dort zur Welt gekommen«, erwiderte sie. »Mein Vater hat dort für eine der großen Handelsfirmen gearbeitet.«

Eine Kammuschel fiel in das Pak Choi. »Dann kann ich die Chinaexperten nur fragen: Wenn die inzwischen wissen, wie großartig Messer und Gabel sind, warum machen sie dann nicht allmählich mal Schluss mit diesen verdammten Stäbchen?«

»Tradition«, erklärte sie.

»Na, die haben doch auch andere Traditionen geändert, oder? Sie benutzen keine Rikschas mehr, tragen keine Mao-Anzüge und haben ohne weiteres Esel durch Autos ersetzt, warum sind sie also nicht vernünftig und tauschen die Stäbchen gegen benutzerfreundlicheres Esswerkzeug aus?« Er gab der Kellnerin einen Wink, ihnen noch zwei Bier zu bringen. Sie lachten, diskutierten, aßen und sprachen über alles, außer dem einen, woran sie tatsächlich dachten: Robbie Hoyle.

Als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, stellte eine Kellnerin einen Unterteller auf den Tisch. Darauf lagen die Rechnung und zwei Glückskekse. Nightingale nahm einen zwischen Daumen und Zeigefinger. »Na, hoffentlich ist etwas Gutes darin.«

»Lotteriezahlen wären schön«, sagte Jenny.

Nightingale grinste. Er zerdrückte den Keks und ließ die Krümel auf das Tischtuch fallen. Dann entrollte er den Papierstreifen und sah auf den getippten Satz. Das Lächeln gefror ihm auf den Lippen. Es war, als wäre die Zeit stehen geblieben und die ganze Welt wäre auf die sieben Worte zusammengeschnurrt, die er in der Hand hielt. »DER TEUFEL WIRD DICH HOLEN, JACK NIGHTINGALE.«

»Jack, was ist los?«, fragte Jenny und beugte sich über den Tisch vor.

Nightingale konnte die Augen nicht von dem getippten Schicksalsspruch wenden. Er hielt ihn so fest, dass sein Zeigefinger und Daumen ganz weiß wurden.

»Jack?«, fragte Jenny. Sie streckte die Hand aus und nahm ihm den Papierstreifen ab. Nightingale sackte auf seinem Stuhl zusammen, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie las und lächelte. »So schlecht ist das doch gar nicht«, sagte sie. »›Glaub einem Fremden nie aufs Wort, aber

bedenke, dass auch Freunde lügen können.« Ein guter Rat, wenn du mich fragst.«

Nightingale schnappte sich den Zettel. »GLAUB EINEM FREMDEN NIE AUFS WORT, ABER BEDENKE, DASS AUCH FREUNDE LÜGEN KÖNNEN.« Nightingale wischte sich mit der linken Hand übers Gesicht, blinzelte ein paarmal und las den Spruch erneut.

»Jack, was ist los?«

Nightingale drehte den Papierstreifen um. Die Rückseite war leer.

»Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

Er warf den Spruch auf den Tisch. »Ich bin einfach nur müde«, sagte er.

»Meine Augen haben mir einen Streich gespielt.«

»Was dachtest du denn, was da steht?«

»Nichts.«

»Lüg mich nicht an, Jack.«

Nightingale massierte seine Nasenwurzel. »Ich bin einfach nur müde, Kindchen.«

»Spar dir das Kindchen«, sagte sie. Sie griff nach dem Papierstreifen.

»Das ist der normale Quatsch, den man immer in solchen Keksen findet, aber als du den Zettel gelesen hast, war es, als schautest du auf dein Todesurteil.«

»Es war nichts«, erklärte Nightingale.

»Ich meine es ernst, Jack. Wage nicht, mich anzulügen.«

»Es ist eine lange Geschichte.«

»Ich habe alle Zeit der Welt.«

Nightingale seufzte. »Okay. Ich dachte, dort steht, dass der Teufel mich holen wird. Das stand dort, als ich den Zettel zum ersten Mal gelesen habe.«

»Dass der Teufel dich holen wird?«

»Genau. Dass der Teufel mich, Jack Nightingale, holen wird.«

»Dann hast du dich also verlesen. Das ist ja nicht schlimm.« Sie runzelte die Stirn. »Diese Worte bedeuten etwas, oder?«

»Mein Onkel hat sie geschrieben, bevor er gestorben ist. Mit Blut. In seinem Badezimmer.«

Jenny keuchte auf. »Warum hast du mir das nicht früher erzählt?«

»Weil ... Ich weiß es nicht, Jenny. Ich dachte, vielleicht hätte ich es mir nur eingebildet. So wie ich es mir gerade eben eingebildet habe, als ich den Zettel gelesen habe.«

»Warum sollte dein Onkel behaupten, dass der Teufel dich holen wird?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber diese Worte tauchen immer wieder auf.«

»Seit wann?«

»Wie schon gesagt, das ist eine lange Geschichte.«

»Jack ...«

»Okay, okay«, sagte Nightingale. Er legte seufzend den Kopf in die Hände. Er hatte Jenny nie von Sophie Underwood oder dem erzählt, was ihrem Vater zugestoßen war. Das war nichts, worüber er gerne sprach, aber als er nun in dem chinesischen Restaurant saß und auf das bekleckerte Tischtuch starrte, erzählte er ihr alles, was an jenem kalten Novembervormittag geschehen war. Oder zumindest alles, an das er sich erinnern konnte.

»Ehrenwort, Jenny, ich kann mich nicht erinnern, wie es mit dem Vater war. Ich weiß einfach nicht, ob er gesprungen ist oder ob ich ihn gestoßen habe. Es gibt da eine Lücke in meinem Gedächtnis, nur ein paar Sekunden lang, aber wie oft ich das Geschehen auch Revue passieren lasse, ich erinnere mich nicht, was geschehen ist. Es fühlt sich so an, als hätte ich ihn gestoßen – ich weiß, dass ich das wollte, und ich weiß, dass er es verdient hatte, auf die gleiche Weise zu sterben wie Sophie, aber ich kann mich nicht erinnern, ob ich es wirklich getan habe. Haften geblieben ist bei mir nur das, was er zu mir gesagt hat. Oder eher, was er geschrien hat.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Er hat mich angeschrien, dass der Teufel mich holen werde. Es war kein Fluch und keine Beleidigung, sondern es war, als teilte er mir eine Tatsache mit.«

»So was sagt man eben, Jack.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Er hat es so gemeint. Und ich erinnere mich so deutlich daran, als stünde er jetzt unmittelbar vor mir. Aber ich kann mich nicht erinnern, was danach passiert ist. Meine Erinnerung setzt erst wieder ein, als ich unten bin und zu meinem Wagen gehe. Er hat diese Worte gesagt, und ich habe sie gerade eben gesehen, auf dem Schicksalsspruch in meinem Keks.«

»Aber sie stehen nicht dort, Jack.«

»Nein, jetzt nicht mehr. Aber sie haben dort gestanden, als ich vorhin auf den Zettel geschaut habe. Wirklich, Jenny. Das schwöre ich.«

»Vielleicht spielt dein Unterbewusstsein dir einen Streich. Du hast von Robbies Tod erfahren, deswegen hast du an plötzliche Todesfälle gedacht, und dein Unterbewusstsein hat das, was vor zwei Jahren passiert ist, hochgeholt und mit dem Rest vermischt.«

»Seit wann bist du denn Psychologin?«

»Das sagt einem der gesunde Menschenverstand. Wir stehen beide unter Stress, seit wir herausgefunden haben, was Robbie zugestoßen ist. Und Stress stellt manchmal komische Dinge mit einem an.«

Nightingale leerte sein Bier. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass Robbie tot ist. Weißt du, ich habe ihn beinahe zehn Jahre gekannt. Wir waren zusammen am Hendon College.«

»Er war ein netter Kerl«, sagte Jenny.

»Er war ein besserer Polizist als ich«, meinte Nightingale. »Und auch ein besserer Mensch. Ein Ehemann und Vater. Er hat es nicht verdient, so zu sterben.«

»Keiner verdient es zu sterben«, gab Jenny zurück. »Es war einfach ein dummer Unfall.«

»Er hat mir gerade eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen, als ihn das Taxi überfuhr«, sagte Nightingale. »Wenn ich abgenommen hätte, wäre der Unfall vielleicht nicht passiert. Möchtest du noch ein Bier? Eins für den Weg?«

Jenny schüttelte den Kopf. »Nein, danke«, sagte sie. »Es war ein Unfall, Jack. Du musst aufhören, dir selbst die Schuld zu geben. Und wenigstens ist es schnell gegangen. Er hat nicht gelitten.«

»Das ist doch Scheiße«, ereiferte sich Nightingale. »So heißt es dann immer. ›Wenigstens hat er nicht gelitten. Wenigstens ist es schnell gegangen.« Im einen Moment ist einer noch da, und im nächsten ist er weg. Zack. Na, dann gute Nacht.«

»Aber ist das nicht besser, als in einem Krankenhausbett zu liegen und an einer Herz-Lungen-Maschine zu hängen?«

»Es bleibt zu viel unerledigt zurück. Man hat keine Zeit, sich vorzubereiten oder die Menschen vorzubereiten, die man liebt. Ein plötzlicher Tod entreißt einem den Menschen einfach. Es bleiben zu viele

Fragen offen.« Nightingale machte seine Brieftasche auf und warf drei Zwanzigpfundscheine auf die Untertasse. »Ich muss eine rauchen«, sagte er. »Und keine Sorge, ich werde nicht fahren.«

Jenny nahm das Geld und reichte es ihm zurück. »Ich hatte dich eingeladen, Erinnerst du dich?«

»Danke.« Er steckte die Scheine wieder in seine Brieftasche.

»Ich komme mit.«

»Passivraucher sterben früh«, sagte er. »Ich möchte dich nicht auf dem Gewissen haben.«

Jenny machte den Mund auf, um etwas einzuwenden, aber Nightingale brachte sie mit erhobener Hand zum Schweigen. »Ich möchte einfach nur allein sein«, sagte er. »Es tut mir leid. Ich muss nachdenken.«

»Und du kannst nicht nachdenken, wenn ich in der Nähe bin? Jack, du kannst die Menschen nicht immer so zurückstoßen.«

»Ich stoße überhaupt niemanden zurück«, sagte er.

»Nein, du rennst weg, und das ist noch schlimmer. Du kannst deine Probleme nicht lösen, indem du vor ihnen davonläufst.«

Nightingale ging zur Tür. »Das werden wir noch sehen«, sagte er.

Früh am Dienstagmorgen rief das forensische Labor Jenny an. Als sie aufgelegt hatte, eilte sie in Nightingales Büro. »Das Labor hat sich mit den Ergebnissen gemeldet«, sagte sie. »Rebecca Keeley ist deine Mutter.«

»Gibt es keinen Zweifel?«, fragte Nightingale.

»Nur dieser Eins-zu-sechzig-Milliarden-Quatsch«, antwortete Jenny. »Sie ist deine leibliche Mutter, keine Frage. Sie schicken mir ein Bestätigungsfax und die Rechnung.«

»Können wir das aus der Portokasse bezahlen«, fragte Nightingale hoffnungsvoll.

»Wir könnten, wenn sie nicht leer wäre«, wiederholte Jenny. »Wir brauchen einen Scheck.«

Jennys Computer verkündete mit einem Piepen, dass sie eine E-Mail bekommen hatte. Sie ging an ihren Schreibtisch, während Nightingale das Hillingdon Home anrief und mit Mrs. Fraser sprach, die ihm sagte, Miss Keeley habe die Nacht gut geschlafen und wirke jetzt wesentlich ruhiger. Nightingale erklärte, aufgrund eines DNA-Tests sei er sich nun sicher, dass Rebecca Keeley seine Mutter sei. Er war aber klug genug, nicht zu erwähnen, dass er die Haarbürste gestohlen hatte. Mrs. Fraser meinte, sie habe nichts dagegen, dass Nightingale wieder zu Besuch käme. Diesmal nahm er seiner Mutter keine Blumen mit, aber er hatte ein altes Fotoalbum dabei.

Der Pfleger empfing ihn an der Rezeption und erklärte, seine Mutter sitze im Garten. Der sogenannte Garten bestand aus einem Stückchen Rasen mit ein paar Holzbänken sowie einem kleinen Steingarten mit Heidekraut in verschiedenen Farben und einem steinernen Vogelbad, das von Spatzenkacke gesäumt war. Nightingales Mutter saß in einem Tweedmantel auf einer der Bänke, ein Kopftuch umgebunden. Sie starrte auf das Vogelbad und streichelte das Kruzifix an ihrem Hals.

»Ich möchte, dass sie hin und wieder etwas frische Luft schnappt«, sagte der Pfleger. »In einer halben Stunde hole ich sie wieder rein.« Er zeigte auf ein großes Panoramafenster, das auf den Garten hinausblickte. Drei alte Frauen saßen in Sesseln davor und starrten mit leerem Blick hinaus. »Ich

bin gleich im Aufenthaltsraum«, sagte er. »Falls sie sich wieder aufregt, muss ich den Besuch abbrechen.«

»Verstehe«, erwiderte Nightingale.

Er ging zur Bank, setzte sich neben seine Mutter und knöpfte seinen Regenmantel auf. Er hatte das Fotoalbum auf dem Schoß liegen; er grüßte sie, aber sie beachtete ihn nicht.

»Ich bin es, Jack«, sagte er. »Ich komme dich wieder besuchen.«

Sie ließ nicht erkennen, ob sie seine Anwesenheit bemerkt hatte. Er schlug das Album auf. Das erste Foto zeigte ihn selbst, nur ein paar Tage alt, in ein weißes Tuch gewickelt und mit weit geöffneten Augen. »Das bin ich, kurz nach meiner Geburt«, sagte er. Er schob ihr das Album hin. »Erinnerst du dich an mich als Baby? Hast du mich nach meiner Geburt gesehen, oder hat er mich dir sofort weggenommen? Ich weiß, dass du meine Mutter bist, Rebecca. Das habe ich überprüft. Es gibt keinen Zweifel. Ich bin dein Sohn.«

Die Frau blickte auf das Bild hinunter und rieb noch immer das Kruzifix zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Erkennst du mich, Rebecca? Erkennst du das Baby auf dem Foto?«

»Edward?«, flüsterte sie.

»Edward? Ist das der Name, den du mir gegeben hast? Hast du mich so genannt? Ich heiße jetzt Jack, Jack Nightingale.« Er blätterte um. Auf der Doppelseite klebten sechs Fotos, verschiedene Bilder seiner Eltern, die ihn im Arm hielten. »Das sind die Menschen, die mich aufgenommen haben, Rebecca. Bill und Irene Nightingale, meine Eltern.«

Sie streckte die linke Hand aus und berührte sanft ein Foto nach dem anderen, während sie das Kruzifix fest in der Rechten hielt.

»Erinnerst du dich, Rebecca?«, fragte Nightingale flüsternd. »Erinnerst du dich daran, dass du mich nach meiner Geburt im Arm gehalten hast? Hast du mich geküsst?«

Er schlug die Seite um. Die nächsten Fotos zeigten ihn selbst im Alter von zwei Wochen, winzig und hilflos. Er blätterte weiter und zeigte ihr ein Foto von sich selbst, auf dem er lächelte. Seiner Mutter zufolge war er immer ein fröhliches Baby gewesen. Fröhlich, freundlich und ganz brav.

Eine einzelne Träne lief Rebecca Keeleys Wange herunter.

Nightingale ergriff ihre linke Hand. »Warum hast du mich weggegeben?«, fragte er.

Sie schüttelte langsam den Kopf. Nightingale war sich nicht sicher, ob sie seine Frage nicht verstanden hatte oder seine Worte abstritt.

»Wofür war das Geld? Die zwanzigtausend Pfund?«

»Bist du ein Geist?«, flüsterte sie.

»Ein Geist?«, wiederholte Nightingale. »Warum sollte ich denn ein Geist sein?«

»Du bist gestorben«, flüsterte sie. »Du bist bei der Geburt gestorben.«

Nightingale erstarrte. »Hat er dir das gesagt? Ist es das, was Ainsley Gosling dir gesagt hat?«

»Du wärest tot geboren, hat er gesagt. Der Arzt hat nicht einmal erlaubt, dass ich dich sehe. Sie haben dich weggebracht und gesagt, sie würden dich begraben, aber ich habe nie ein Grab gesehen.« Sie sah ihn mit tränennassen Augen an. »Warum bist du zurückgekommen?«

»Ich bin nicht gestorben«, sagte Nightingale. »Ich wusste nicht über dich Bescheid. Ich wusste nicht einmal, dass es dich gab. Gosling hat mich den Nightingales gegeben, und die haben mich großgezogen.«

Die Frau furchte die Stirn noch tiefer. »Du bist kein Geist?«

Nightingale streichelte ihre runzlige Hand. »Nein. Ich bin aus Fleisch und Blut.«

»Und Ainsley?«

»Er ist gestorben«, sagte Nightingale.

»Was ist passiert?«

»Er war krank und ist gestorben«, antwortete Nightingale. Er hatte keine Bedenken, die Frau zu belügen. Sie würde die Nachricht, dass Gosling sich den Kopf mit einer Schrotflinte weggeschossen hatte, wohl nicht gut aufnehmen.

»Ist er jetzt ein Geist? Wird er zu mir kommen?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Nightingale.

»Ich habe ihn geliebt«, sagte die Frau mit zitternden Händen.

»Wofür war das Geld?«, fragte Nightingale. »Die zwanzigtausend Pfund, die er dir bezahlt hat?«

»Er sagte, ich bräuchte einen Urlaub. Er sagte, er würde nachkommen, und gab mir das Geld und eine Zugfahrkarte nach Blackpool. Ich habe ihn

nie wieder gesehen. Blackpool hatte ich schon immer besuchen wollen. Ich wollte auf den Turm steigen und über den Kai gehen.« Sie blinzelte. »Wie heißt du noch mal?«

»Jack.«

»Das ist hübsch. Ich wollte dich Edward nennen.«

»Das ist ein guter Name«, sagte Nightingale. Er lächelte. »Weißt du, ich habe mich nie richtig wie ein Jack gefühlt. Aber Edward? Eddie? Ed?«

»Niemals Eddie«, antwortete sie steif. »Immer Edward.«

»Du kannst mich Edward nennen, wenn du magst«, sagte Nightingale. »Rebecca, weißt du, ob er noch andere Kinder hatte? Vielleicht eine Tochter?«

»Ich bin danach zwei Tage im Krankenhaus geblieben, und dann bin ich nach Blackpool gefahren. Auf dem Bahnhof habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Er sagte, er würde nach Blackpool nachkommen. Aber das hat er nie getan.« Eine Träne rollte ihre linke Wange hinunter. »Warum hat er mir gesagt, dass du gestorben bist?«

»Ich weiß es nicht. Tut mir leid.«

Sie schniefte. »Mir tut es auch leid«, sagte sie. »Wie alt bist du?«, fragte sie.

»Nächste Woche werde ich dreiunddreißig«, antwortete er. »Am Freitag, dem siebenundzwanzigsten.«

Sie keuchte auf und umklammerte das Kruzifix. »Mein Gott«, sagte sie.

»Was denn?«

Sie wich seinem Blick aus und starrte auf das Vogelbad. »Nichts«, flüsterte sie und rieb das Kruzifix zwischen Daumen und Zeigefinger. »Nichts, nichts, nichts, nichts.« Sie wiederholte das Wort wie ein Mantra.

Nightingale zog die Augenbrauen zusammen. »Du weißt Bescheid, oder?«

Sie schüttelte den Kopf.

»O doch. Du weißt, was er getan hat, warum er mich dir nach meiner Geburt weggenommen hat.«

»Das weiß ich nicht, nein, nein, nein«, murmelte sie. Sie küsste das Kruzifix mit ihren dünnen, blutleeren Lippen und rieb es weiter. »Nein, nein, nein.«

»Du weißt, was an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag passiert, oder? Freitag nächste Woche.«

Die Frau antwortete nicht und umklammerte das Kruzifix nur noch fester.

»Du weißt Bescheid, nicht wahr? Du musst es mir sagen. Das bist du mir schuldig.«

Tränen rollten ihre Wangen herunter. »Er hat mir gesagt, dass du gestorben bist«, murmelte sie. »Das hat er mir gesagt.«

»Aber du wusstest, was er war, oder? Du wusstest, dass er ein Satanist war.«

»Anfangs nicht. Ich dachte einfach nur, er wäre ein Mann, der mich mag, dem ich am Herzen liege.«

Nightingale holte tief Luft. Es hatte keinen Sinn, dass er sie geradeheraus fragte. Sie war verwirrt und hatte eindeutig von den vielen Medikamenten, die sie im Laufe der Jahre geschluckt hatte, Schaden genommen. Er zwang sich zu einem Lächeln und streichelte sanft ihre Hand. Er wusste aus seinen Jahren als Vermittler, dass man manchmal einen Umweg nehmen musste, um die Abwehrschranken, mit denen Menschen sich selbst umgaben, zu umgehen. »Er war bestimmt ein gutaussehender Mann«, sagte er leise.

»Oh, ja«, antwortete sie. »Gleich bei unserer ersten Begegnung fand ich ihn atemberaubend.«

»Wo hast du ihn kennen gelernt?«

»In der Kirche«, antwortete sie.

»In der Kirche?«, wiederholte Nightingale. Das ergab keinen Sinn, denn der letzte Ort, an den ein Satanist sich begeben würde, war ein Gebetshaus. »Welche denn?«

»Eine spiritistische Kirche in Islington«, antwortete sie. »Ich wollte Kontakt zu meinen Eltern aufnehmen. Sie sind gestorben, als ich noch klein war, und ich bin im Kinderheim aufgewachsen. In der Kirche habe ich immer wieder versucht, eine Botschaft von ihnen zu empfangen.«

»Und, ist dir das gelungen?«

»Nein.« Sie zitterte. »In der Kirche nicht, aber später, als ich mit Ainsley zusammen war, da haben sie zu mir gesprochen.«

»Ainsley hat dir geholfen, Kontakt zu deinen Eltern aufzunehmen?«

»Er hat ihnen geholfen, Kontakt zu mir aufzunehmen«, verbesserte sie ihn. »Er hat ihre Geister dazu gebracht, mit mir zu reden, mir zu sagen, dass alles in Ordnung sei, dass sie mich liebten und über mich wachten.«

»Und das hat er in der Kirche getan?«

»Nein, das war später, bei ihm zu Hause. In der Kirche habe ich nie eine Botschaft bekommen. Aber Ainsley schon. Jedes Mal. Die Geister haben immer zu ihm gesprochen.« Sie lächelte bei der Erinnerung. »Einige der regelmäßigen Besucher waren neidisch, weil die Botschaften immer für Ainsley bestimmt waren. Es war, als stünden die Geister Schlange, um zu ihm zu sprechen.«

»Und dann hat er dich mit zu sich nach Hause genommen?«

»Er hatte ein wunderschönes Haus. Riesig und mit einem enorm großen Garten. Größer als das alles hier, mit Bäumen, Blumen und einem Sommerhäuschen. Dort hat er auch zum ersten Mal mit mir geschlafen.«

»Und du bist schwanger geworden?«

»Damals noch nicht. Das war erst später. Nachdem meine Eltern zu mir gesprochen hatten.«

»Wie haben sie das gemacht, Rebecca? Hast du ihre Stimmen gehört?«

»Nein«, antwortete sie. »Ainsley verwendete ein Ouija-Brett, und mit dessen Hilfe haben sie zu mir gesprochen. Jeden Abend sprachen sie zu mir, erklärten mir, warum sie gestorben waren, warum ich stark sein müsse und warum ich Ainsley vertrauen und ihn für mich sorgen lassen solle.«

»Rebecca, waren es deine Eltern, die gesagt haben, du solltest mit Ainsley ein Kind bekommen?«

Sie nickte heftig. »Sie sagten, sie wollten Enkelkinder. Sie sagten, ich sei ihr einziges Kind, darum könne nur ich ihnen ein Enkelkind schenken, und wenn ich das täte, würden sie sich im Himmel freuen und wären glücklich.«

»Aber als das Kind dann zur Welt kam, dachtest du, es wäre tot?«

Sie legte eine Hand an die Stirn. »Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich bin mir nicht sicher.« Ihre Unterlippe begann zu zittern. »Ich erinnere mich, dass ich der Schwester sagte, ich wolle das Baby halten, und dass Ainsley es nahm und sagte, es sei tot geboren, aber ich glaube, es hat geatmet.«

Nightingale klappte das Album zu. »Du hast ihn nie wieder gesehen, nachdem du das Baby zur Welt gebracht hattest?«

»Ich bin aus Blackpool zurückgekommen und zu seinem Haus gegangen, aber es stand leer, und alle, mit denen ich geredet habe, sagten, es stünde schon seit Jahren leer.« Tränen rannen ihr die Wangen hinunter, aber sie achtete nicht darauf. »Warum hat er mich verlassen?«, wimmerte sie. »Warum hat er mir mein Baby weggenommen?«

»Ich glaube, du weißt es ganz genau«, sagte Nightingale grob. »Ich glaube, du wusstest von Anfang an, was er vorhatte. Deswegen hat er dich bezahlt. Er hat dich bezahlt, damit du ein Baby bekommst, nicht wahr?«

»Nein!«, heulte sie. Sie packte ihn am Revers, die Finger wie Klauen gekrümmt, und schob ihr Gesicht zu seinem hinauf. Er roch ihren säuerlichen Atem und ein widerlich süßes Parfüm an ihrem runzligen Hals. Er versuchte, sich aus ihrem Griff zu befreien, aber ihre Hände waren wie Klammern. »Nein«, schrie sie, und Speicheltropfen besprengten seine Wange. Das Fotoalbum fiel auf den Rasen.

»Bitte, Rebecca«, sagte er. »Beruhige dich, es ist alles in Ordnung.«

Er hörte eilige Schritte, drehte sich um und sah, wie der Pfleger auf sie zueilte. »Was ist passiert?«, fragte der Pfleger und löste sanft die Finger der Frau von Nightingales Jacke.

»Ich weiß es nicht«, log Nightingale. »Ich habe einfach nur mit ihr über die Fotos geredet, und plötzlich ist es wieder losgegangen.«

Der Pfleger setzte sich neben die Frau und legte ihr schützend den Arm um. »Ich finde, Sie sollten gehen.«

»Sie haben wahrscheinlich recht«, stimmte Nightingale zu. Er bückte sich, hob das Album auf, richtete sich wieder auf und legte der Frau die Hand auf die Schulter. »Pass auf dich auf«, sagte er. Sie reagierte nicht, sondern starrte einfach nur auf das steinerne Vogelbad, die Wangen immer noch tränenfeucht. Dann führte sie die rechte Hand zum Hals und rieb erneut das Kruzifix.

Jemanden zu finden, der die Bücher aus Ainsley Goslings Bibliothek kaufte, war erstaunlich einfach. Mittwoch früh, noch vor dem Duschen oder Rasieren, machte Nightingale sich einen Becher Kaffee und schaltete sein Notebook ein. Er gab »Buchantiquariate Bücher zu Hexerei« bei Google ein, was mehr als sechstausend Ergebnisse erbrachte. Dann fügte er »London« hinzu, was die Treffer auf etwa fünftausend reduzierte. Er scrollte die Liste durch und merkte, dass es sich bei den meisten um ganz normale Buchhandlungen und -antiquariate handelte, daher setzte er ein Plus vor »Hexerei« und versuchte es erneut. Während er die Liste der Ergebnisse durchging, trank er seinen Kaffee. Eine Adresse auf der zweiten Seite wirkte vielversprechend – ein Laden namens Wicca Woman in Camden Town, nahe dem Camden Lock Market. Er klickte die Website an. Wicca Woman verkaufte anscheinend alles, was eine Möchtegern-Hexe gebrauchen konnte, von Kleidung über Zaubertränke bis zu Zauberstäben, und der Laden wies eine umfangreiche Bücherliste einschließlich einer Abteilung für antiquarische Bücher auf. Adresse und Telefonnummer standen auf der Hauptseite.

Nightingale rasierte sich, duschte, zog seinen zweitbesten Anzug an, rief dann dort an und bat darum, mit der Besitzerin zu sprechen. Sie hieß Alice Steadman und sagte, sie würde sich gerne alle Bücher anschauen, die er verkaufen wolle, und sie sei den ganzen Tag im Laden.

Nightingale fand einen Parkplatz in einem Parkhaus in der Nähe von Wicca Woman. Der Laden lag in einer Seitenstraße, eingeklemmt zwischen einem Geschäft für handgestrickte Pullover und einer Boutique, in der das Angebot anscheinend auf T-Shirts begrenzt war, die für Drogen warben. Eine Glocke läutete, als er die Tür aufstieß. Neben der Ladenkasse brannte ein Räucherstäbchen und erfüllte den Laden mit einem durchdringend blumigen Duft. Zwei hübsche Teenager standen im Laden und betrachteten kichernd das Angebot von Liebestränken. Die Verkäuferin war eine Punkerin mit neonrosa Haar, einem Piercing im Kinn, zwei in jeder Augenbraue und einem Nasenring. »Schlagen da nicht die Metalldektoren im Flughafen Alarm?«, fragte Nightingale.

Das Mädchen lächelte mit strahlend weißen Zähnen. »Andauernd«, antwortete sie. Sie tätschelte sich im Schritt. »Aber das ist die Stelle, die *wirklich* Probleme macht.«

»Da wette ich drauf«, sagte Nightingale lachend. »Ist Ihre Chefin da? Mrs. Steadman? Ich habe mit ihr wegen ein paar Büchern telefoniert.« Er hob die Tüte hoch, in der fünf Bände lagen, die er aus dem Keller von Gosling Manor mitgenommen hatte.

»Ich hole sie.« Sie verschwand durch einen Perlenvorhang und kam mit einer winzigen Frau Mitte sechzig zurück. In ihrer langen, schwarzen Bluse, die bis zu den Knien hinunterreichte, schwarzen Strickstrumpfhosen und schwarzen Schuhen, die an der Spitze nach oben gebogen waren, sah sie aus wie der Schatten eines Kobolds. Sie hatte ein vogelähnliches, neugieriges Gesicht. Sie legte auch wie ein Vogel den Kopf schief, als sie ihn ansah. »Mr. Nightingale?«

»Genau«, antwortete Nightingale.

»Ich hatte Sie für älter gehalten«, meinte sie. »Am Telefon haben Sie älter geklungen.«

Eines der Mädchen hielt ein kleines Stoffsäckchen hoch. »Diese Kinkerltzchen hier – bewirken die eigentlich wirklich was?«

Mrs. Steadman reckte ihr Kinn vor und fixierte sie mit kaltem Blick. »Meine Liebe, alles in diesem Laden hier wirkt, vorausgesetzt, Sie glauben daran.«

»Aber es wird dafür sorgen, dass mein Freund sich in mich verliebt, ja? Und keine anderen Mädels anschaut?«

»Das steht auf dem Etikett, meine Liebe, und so ist es auch. Aber verwenden Sie es sparsam. Niemand will mit einem Schoßhund verheiratet sein, oder?« Sie lächelte Nightingale an. »Kommen Sie mit, junger Mann, und zeigen Sie mir, was Sie haben.«

Sie führte ihn durch den Vorhang in einen kleinen Raum. Dort stand ein runder Tisch mit drei Holzstühlen und darüber hing ein farbenprächtiger Tiffany-Lampenschirm. Ein Gasfeuer brannte, und so zog Nightingale seinen Regenmantel aus und hängte ihn über die Rückenlehne eines der Stühle. »Hätten Sie gerne eine Tasse Tee? Ich habe gerade eine Kanne gekocht«, fragte Mrs. Steadman.

Er setzte sich und legte die Tüte auf den Tisch. »Tee wäre nett, danke«, sagte er.

Mrs. Steadman brachte ein Tablett mit einer braunen Keramikteekanne, zwei blau-weiß gestreiften Bechern, einem dazu passenden Milchkännchen und einer Zuckerdose. »Wie hätten Sie ihn gerne?«

»Mit Milch und ohne Zucker«, antwortete Nightingale, während sie einschenkte.

»Sie sind auch so schon ein Süßer?«, fragte sie und kicherte wie ein Teenager. »Diese Bücher haben Sie also geerbt, sagten Sie?«

»Ja, von meinem Vater. Er hieß Ainsley Gosling. Haben Sie von ihm gehört?«

»Hätte ich das sollen?« Sie reichte ihm einen Becher und setzte sich.

»Er hat okkultistische Bücher gesammelt. Ich dachte, er hätte vielleicht auch welche von Ihnen gekauft.«

»Ich kann mich nicht an den Namen erinnern«, sagte sie und rührte in ihrem Tee. »Und ich habe hier auch keine große Bücherauswahl. Ich verkaufe überwiegend Zaubersachen und Talismane.«

»Und davon können Sie leben?«

Mrs. Steadman kicherte. »Junger Mann, ich mache das nicht, um Geld zu verdienen. Dies hier ist mein Leben. Hier bin ich, wer ich bin.«

»Entschuldigen Sie die Frage, sind Sie eine Hexe?«

Mrs. Steadmans Augen funkelten vor Belustigung. »Zeigen Sie mir einfach, was Sie in der Tüte haben, junger Mann«, sagte sie.

Nightingale nahm die fünf Bücher aus der Tüte und legte sie vor ihr auf den Tisch.

Sie nahm eine Lesebrille aus der Brusttasche ihrer Bluse und setzte sie auf, griff dann nach dem ersten Buch, schlug es vorsichtig auf und betrachtete die Titelseite, auf der Erscheinungsdatum und Verlag angegeben waren. »Meine Güte«, sagte sie.

»Es handelt von Hexerei im achtzehnten Jahrhundert«, erklärte Nightingale.

»Das sehe ich«, gab sie zurück. »Dieses Buch habe ich schon früher gesehen, aber nur als Nachdruck. Dies hier ist eine Erstausgabe mit den ursprünglichen Illustrationen. In späteren Ausgaben wurden sie verändert, weil manche Leute sie ... anstößig fanden.«

»Also ist es wertvoll?«

»Oh, ja.«

»Würden Sie es mir abkaufen?«

Sie blickte ihn über ihr Brillengestell hinweg an. »Junger Mann, wenn ich das hier kaufen wollte, müsste ich eine Hypothek auf mein Haus aufnehmen. Eine Zweitausgabe ist letztes Jahr für fünfzehntausend Pfund verkauft worden. Das hier ist eine Erstausgabe, und zwar bestens erhalten.«

»Aber Sie können sie nicht kaufen?«

Mrs. Steadman lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Das übersteigt meine Möglichkeiten, junger Mann«, sagte sie. »Wenn Sie wollen, können Sie es bei mir lassen, und ich versuche, es für Sie zu verkaufen. Natürlich gegen Kommission. Sagen wir, zehn Prozent.«

»Das klingt gut«, meinte Nightingale. Er nahm seine Zigaretten heraus.

»Stört es Sie, wenn ich ...?«

Die Frau klopfte sich auf die Brust. »Ich fürchte, ja«, sagte sie. »Asthma. Und Sie wissen doch, dass Sie davon Krebs bekommen.«

»Sagen Sie mir bitte nicht, dass der Teufel mich holen wird«, bemerkte er. »Das kann ich im Moment wirklich nicht gebrauchen.«

»Es ist ein großer Unterschied, ob man an Lungenkrebs stirbt oder ob der Teufel einen holt.«

»Glauben Sie an die Hölle?«, fragte Nightingale.

Die Frau sah ihn aufmerksam an. Ihre Augen waren von so dunklem Braun, dass sie fast schwarz wirkten, und sie glänzten wie Ölpfützen.

»Nein, junger Mann, daran glaube ich nicht.«

»Es gibt keinen solchen Ort?«

Der Tee war sehr stark, so, wie seine Mutter ihn immer gemacht hatte. »So stark, dass der Löffel darin steht«, hatte sie immer gesagt.

»Wie sollte so etwas denn möglich sein? Mit Feuer und Schwefel und allem.«

»Aber ich dachte ...« Er wollte gerade *Hexen* sagen, biss sich aber noch rechtzeitig auf die Zunge. »... Menschen in Ihrer Branche seien überzeugt, dass es den Himmel, die Hölle und Teufel gibt.«

»Junger Mann, Sie haben eine sehr merkwürdige Vorstellung von dem, was unter meiner ›Branche‹ zu verstehen ist«, sagte sie. »Ich kanalisiere

Energie, ich benutze die Macht der natürlichen Welt, um Veränderungen zum Guten zu bewirken. Das hat nichts mit Gott oder dem Teufel, mit dem Himmel oder mit der Hölle zu tun, aber alles mit der natürlichen Ordnung der Dinge.«

»Liebestränke?«, fragte Nightingale.

»Das ist Pipifax«, antwortete die Frau. »Wir nutzen die wahre Macht, um Menschen zu helfen, um Krankheiten zu heilen oder wenigstens Schmerz und Leiden zu lindern. Das ist etwas ganz anderes, als Menschen in die ewige Verdammnis zu schicken.« Sie nahm das zweite Buch zur Hand. Es war ledergebunden, eine Geschichte der Salemer Hexenprozesse von 1692. »Das hier ist hübsch«, sagte sie. »Nicht mein Geschmack, aber wenn man den richtigen Sammler findet, könnte man tausend Pfund dafür bekommen. In Amerika würde man wahrscheinlich einen noch höheren Preis erzielen.«

»Können Sie es für mich verkaufen, Mrs. Steadman?«

Sie nickte nachdenklich. »Ich kenne eine Frau in Boston, die wahrscheinlich interessiert wäre«, sagte sie. Sie legte das Buch zur Seite und griff nach dem dritten Band, einer viktorianischen Ausgabe über Naturheilverfahren, die Nightingale aufgeschlagen auf einem Schaukasten gefunden hatte. Sie war voller Aquarelle von Pflanzen und Blumen und schien von Ohrenschmerzen bis zu entzündeten Fußballen für alles ein Mittel zu wissen. »Also, das hier kann ich definitiv verkaufen«, sagte sie. »Letzten Monat habe ich eine Ausgabe übers Internet losgeschlagen, und ich kenne mehrere Leute, die auf der Suche danach sind. Wie klingt fünfhundert Pfund?«

»Wie Musik in den Ohren«, antwortete Nightingale. »Könnten Sie gleich bezahlen?«

»Wenn Sie mit einem Scheck einverstanden sind.«

»Absolut«, antwortete Nightingale.

Sie griff nach dem nächsten Buch und lächelte. »Das hier ebenfalls. Es ist eines der besten Bücher über heidnische Rituale, das es gibt, und ich denke ...« Sie schlug es auf und nickte begeistert. »Ja, es ist eine Zweitausgabe. Dafür gibt es hier in Camden einen Markt – wir haben eine recht aktive heidnische Gemeinde. Würden Sie dreihundert dafür nehmen?«

»Ausgezeichnet«, antwortete Nightingale.

»Sagen Sie mir, gibt es einen Grund, warum Sie die Bücher verkaufen?«
 Nightingale lächelte. »Ich habe ein Problem auf der Einnahmenseite«,
 sagte er, »und ich interessiere mich eigentlich nicht für sie.«

»Die Bücher Ihres Vaters, sagten Sie? War er ein großer Sammler?«

»Das kann man so sagen«, antwortete Nightingale.

»Und, wenn ich fragen darf, warum sind Sie zu meinem kleinen Laden gekommen, statt es mit einem Auktionshaus zu versuchen?«

»Ich möchte jeden Rummel meiden«, sagte Nightingale. »Mir schien, wenn die Bücher in einer Auktion angeboten würden, würde das Aufmerksamkeit erregen. Mein Vater ist vor kurzem gestorben, und ich möchte nicht, dass die Zeitungen eine Story daraus machen.«

»Warum sollte das die Zeitungen interessieren?«

Mrs. Steadman hatte einen scharfen Verstand und setzte ihm mehr zu als die Detectives, die ihn damals nach Simon Underwoods Todessturz verhört hatten. »Er hat sich umgebracht, Mrs. Steadman.«

Ihre Augen weiteten sich. »Oh, das tut mir leid. Ich wollte nicht neugierig sein.«

»Schon okay. Wir haben uns nicht übermäßig nahegestanden. Jetzt möchte ich einfach nur ein paar Bücher verkaufen, um an ein bisschen Geld zu kommen.«

»Verstehe«, sagte sie. Sie nahm das letzte Buch in die Hand. »Also, das hier werde ich definitiv kaufen, aber es spielt leider nicht in derselben Liga wie die anderen«, sagte sie. »Erst letzte Woche habe ich hier, in diesem Laden, ein Exemplar an die Frau gebracht.« Es enthielt eine Sammlung von Zaubersprüchen und wirkte eher wie ein Bildband zum Blättern als wie ein Arbeitsbuch für Hexen. Es war voller Hochglanzfotos und Rezepte – und erinnerte Nightingale an ein Kochbuch von Jamie Oliver. »Es ist leider nur etwa zwanzig Pfund wert. In den Siebzigerjahren wurde es mit mehreren tausend Exemplaren aufgelegt.«

»Zwanzig Pfund ist schon in Ordnung«, sagte Nightingale. »Ich wollte vor allem wissen, was Sie davon halten. Dort steht, dass jeder einen Zauber wirken kann, und dass man dazu nicht Mitglied eines Hexenzirkels und keine echte Hexe sein muss. Ist das richtig?«

»Das ist eine schwierige Frage, junger Mann.«

Nightingale zeigte auf das Buch, das sie in der Hand hielt. »Aber Sie glauben daran, oder? Dass man nur eine Kerze in der richtigen Farbe anzünden, die richtigen Düfte und die richtigen Kräuter verwenden und die richtigen Worte sprechen muss, damit etwas Magisches geschieht?«

»Hätten Sie gerne einen Keks?«, fragte Mrs. Steadman. »Ich bekomme das Gefühl, dass Sie eine Weile hierbleiben werden, und da sollte ich Ihnen wohl etwas zum Knabbern anbieten.«

Nightingale lachte. »Ein Keks wäre wunderbar, danke.«

Mrs. Steadman ging zu einem Regal und kam mit einer Packung Schokoladen-Hobnobs zurück. »Meine Schwäche«, sagte sie.

Nightingale nahm einen Keks und fragte sich, ob sie versuchte, ihn abzulenken, oder ob sie einfach nur gastfreundlich war. »Ich schätze, meine Frage lautet: Funktioniert Magie?«, sagte er.

»Selbstverständlich, junger Mann«, antwortete sie, nahm sich selbst einen Keks und legte ihn auf ihren Unterteller. »Andernfalls würden die Leute doch das Interesse daran verlieren, oder? Wenn diese Mädchen da draußen den Liebestrank kaufen und verwenden, und er nichts bewirkt, nun, dann habe ich zwei Kundinnen verloren, und sie werden es all ihren Freundinnen erzählen, und nicht lange, und mein Laden steht leer.«

»Aber ich dachte, man müsse an Magie glauben, damit sie funktioniert.«

»Nun, dasselbe könnte man auch über die Medizin sagen«, gab Mrs. Steadman zurück. »Bei den meisten Krankheiten wirken Placebos fast so gut wie das echte Medikament. Das gilt natürlich nicht für Antibiotika, aber bei Mitteln gegen Depression oder hohen Blutdruck oder bei Schmerzmitteln ist es eher eine Frage des Glaubens als einer echten chemischen Wirkung. Der Leidende glaubt, dass Paracetamol seine Kopfschmerzen verschwinden lässt, und prompt wirkt es dann auch so, aber tatsächlich würde eine Zuckerpille die Sache ebenso gut erledigen.«

»Jetzt verwirren Sie mich«, sagte Nightingale. »Was sorgt denn nun für die Wirkung – die Beschwörung oder der Glaube daran?«

»Der Glaube hilft«, erklärte Mrs. Steadman geduldig. »Wahrscheinlich verstärkt er die Wirkung der Beschwörung, aber selbst jemand, der nicht daran glaubt, würde ein Resultat bekommen. Es ist wie beim Backen. Man muss nicht unbedingt verstehen, warum Brotteig von Hefe aufgeht, aber wenn man dem Backrezept folgt, bekommt man einen Laib.«

»Und was ist mit schwarzer Magie?«

»Sie meinen Black Magic – die Schokoprälinen?«

Nightingale kicherte. Diese Mrs. Steadman gefiel ihm allmählich – sie hatte einen Sinn für Humor, der dem seinen nicht unähnlich war. »Ich meine Beschwörungen, die vielleicht nicht so wohlmeinend sind wie die, die Sie in Ihrem Laden verkaufen.«

»Es gibt keine schwarze Magie«, erklärte sie ernst. »Es gibt keine schwarze Magie und keine weiße Magie. Sondern einfach nur Magie.«

»Aber ich dachte ...«

Mrs. Steadman brachte ihn mit erhobenem Zeigefinger zum Schweigen. »Es ist wie mit der Elektrizität, junger Mann«, sagte sie streng. »Mit Strom kann man eine Herz-Lungen-Maschine betreiben oder einen elektrischen Stuhl. Einmal rettet man Leben, das andere Mal vernichtet man es, aber der Strom selbst ist weder gut noch böse. Er ist einfach nur eine Kraft, die man einsetzt.«

»Aber so was, wie dass man dem Teufel seine Seele verkauft. Ist das möglich?«

Mrs. Steadman sah besorgt aus. Sie legte ihre rechte Hand auf die seine. »Geht es Ihnen darum? Sie wollen Ihre Seele verkaufen?«

Nightingale schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Absolut nicht«, sagte er.

»Sie schwören das bei allem, woran Sie glauben?« Sie sah ihm tief in die Augen.

Nightingale begegnete ihrem Blick. »Ich schwöre es«, sagte er leise. »Ich muss es einfach nur wissen. Ist es möglich?«

Sie zog die Hand zurück und trank ihren Tee, wobei sie ihn immer noch mit ihren intensiven, schwarzen Augen beobachtete. »Es gibt Beschwörungen, die es einem angeblich ermöglichen sollen, dem Teufel seine Seele anheimzugeben«, sagte sie schließlich. »Eine, die ich kenne, ist tatsächlich recht einfach. Man geht nachts auf einen Friedhof – jeder Friedhof ist geeignet, aber je älter, desto besser. Dort zeichnet man einen magischen Kreis auf den Boden, in den man zwei Kreuze hineinmalt. Man nimmt etwas Wermut in jede Hand und hält in der Linken eine Bibel. Man wirft den Wermut in der rechten Hand hoch und den Wermut in der Linken nach unten und achtet dabei darauf, dass man die Bibel nicht fallen

lässt. Dann sagt man das Vaterunser rückwärts auf.« Sie trank einen Schluck Tee.

»Und das ist schon alles?«

»Genau. Das war's. Auf dem Heimweg lässt man die Bibel auf den Kirchenstufen zurück.«

Das klang zu einfach. »Es gibt also keinen Vertrag? Man schließt keinen Tauschhandel ab?«

»Es ist eine Beschwörung«, erklärte Mrs. Steadman. »Eine recht einfache.«

»Und was, wenn man seine Meinung ändert? Was, wenn man sein Versprechen zurücknehmen will?«

»Das ist genauso einfach«, antwortete sie. »Man muss dem Satan widersagen. Dreimal.«

»Und das ist alles?«

»Hatten Sie etwas Dramatischeres erwartet?«

Nightingale griff wieder nach seinen Zigaretten, doch ihm fiel noch rechtzeitig ein, dass hier nicht geraucht wurde. »Ich dachte, es gäbe Verträge, ich weiß nicht, mit Blut unterschrieben oder so.«

»Ach ...« Sie zuckte zusammen, als hätte sie Zahnschmerzen.

»Es gibt also noch mehr?«, fragte Nightingale.

»Sie haben mich gefragt, wie man einen Pakt mit dem Teufel schließt – mit Luzifer oder Satan oder wie auch immer man ihn nennen will. Das ist einfach. Aber Verträge mit Unterteufeln sind eine weit kompliziertere Angelegenheit. Dem Teufel unterstehen sechsundsechzig Fürsten, jeder mit 6666 Legionen.«

»Und jede Legion besteht aus 6666 Teufeln«, sagte Nightingale.

»Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht«, bemerkte sie.

»Ich habe ein bisschen nachgeforscht«, gab Nightingale zu. »Um ein Abkommen zu schließen, tritt man also an einen der Teufel heran?«

»Oder an einen der Fürsten. Aber den Teufel selbst können einfache Sterbliche nicht heraufbeschwören.«

»Ich weiß, ich habe es versucht.«

Mrs. Steadmans Augenbrauen schossen nach oben. »Ich hoffe, das soll ein Scherz sein, junger Mann«, sagte sie.

»Ich habe ein Buch mit einer Beschwörungsformel oder so gefunden. Man sagt die Worte auf, und der Teufel erscheint.«

»Das glaube ich nicht«, sagte sie.

»Na ja, es hat nicht funktioniert«, berichtete Nightingale. »Aber es ist möglich, einen bestimmten Teufel heraufzubeschwören? Einen der Fürsten?«

»Das weiß ich nicht, junger Mann«, antwortete sie. »Jetzt reden Sie von Satanismus und Teufelsanbetung, und das ist so weit von dem entfernt, was ich tue, wie man nur kommen kann. Wicca hat nichts mit dem Teufel oder Teufelsanbetung zu tun.«

»Glauben Sie denn daran, Mrs. Steadman?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht an die Hölle, und ich glaube nicht an ein Wesen namens Satan. Aber ich glaube an Gut und Böse. Und ich glaube, dass es in der Erde eine Macht gibt, die sich nutzbar machen lässt.«

»Aber es gibt Möglichkeiten, eine Seele zu verkaufen, oder? Was etwas anderes ist, als sich dem Teufel anheimzugeben.«

»Mr. Nightingale, ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich an Seelen glaube, zumindest nicht in dem Sinn, den Sie meinen. Meine Überzeugung ist eher, dass alles verbunden ist, dass alles fließt, dass wir eins mit der Erde sind.«

»Aber jemand, der daran glaubt, kann durch Handlungen seine Seele verkaufen? Oder eine Seele verkaufen?«

»Theoretisch, ja.«

Sie fühlte sich eindeutig unbehaglich bei der Wendung, die das Gespräch nahm.

»Bitte, erzählen Sie mir davon«, sagte Nightingale. »Ich muss es wissen.«

»Sie fragen die Falsche«, entgegnete sie. »Es ist, als würden Sie einen Arzt fragen, wie man einen Mord begeht.«

»Nach meiner Erfahrung sind Ärzte die besten Mörder«, sagte er.

»Nach Ihrer Erfahrung?«

»Ich war einmal Polizist. In einem anderen Leben.«

»Sie glauben also an Reinkarnation? Das ist ja wenigstens was.«

Nightingale lachte. »Ich hatte das nicht so wörtlich gemeint«, sagte er.
 »Mrs. Steadman, bitte, wie stellt man es an, eine Seele zu verkaufen?«

»Ach, Mr. Nightingale ...«

»Nur rein hypothetisch. Wie würde man vorgehen?«

Mrs. Steadman stellte ihren Becher hin. »Dann also hypothetisch«, sagte sie. »Man muss sich von Gott und der Kirche lossagen. Man huldigt dem Teufel, trinkt das Blut geopferter Kinder und schließt ein Abkommen mit dem bestimmten Teufel ab, den man heraufbeschworen hat. Ein Vertrag wird aufgestellt und mit Blut aus dem linken Arm unterschrieben. Dann wird der Name des Vertragsschließenden ins Rote Buch des Todes eingeschrieben.«

»Und wenn man die Seele eines Kindes verkaufen wollte, könnte man das tun?«

Mrs. Steadman legte ihre gespeizten Hände mit den Handflächen nach unten auf den Tisch. »Warum stellen Sie diese Fragen? Sie kommen mir wie ein netter Mann vor, ein guter Mensch. Aber was Sie da fragen, ist nicht ...« Sie erschauerte. »Es ist nicht richtig.«

»Haben Sie je von einem Mann namens Sebastian Mitchell gehört?«, fragte Nightingale leise.

Mrs. Steadman erstarrte. »Sie kennen ihn?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich habe ein Buch, das er geschrieben hat. Ein Tagebuch.«

»Verbrennen Sie es.« Ihre kleinen Hände ballten sich zu Fäusten.

»Es ist handschriftlich verfasst. Auf Lateinisch.«

»Verbrennen Sie es«, wiederholte sie. »Gehen Sie jetzt sofort nach Hause, und verbrennen Sie es.«

»Sie könnten es nicht für mich verkaufen?«

Sie schüttelte energisch den Kopf. »Mit der Sorte Leute, die ein solches Buch kaufen würden, möchte ich keine Geschäfte machen«, sagte sie.

Nightingale ging summend ins Büro. Jenny blickte vom Computer auf.
 »Du klingst gut gelaunt«, sagte sie.

»Ich bin an Geld gekommen.« Er legte einen Scheck auf ihren Schreibtisch. »Achthundertzwanzig Pfund«, sagte er.

»Wen hast du umgebracht, Jack?«

»O ihr Kleingläubigen«, sagte Nightingale und ging zur Kaffeemaschine.
 »Ich habe ein paar von den Büchern im Keller von Gosling Manor an eine reizende kleine Hexe in Camden verkauft.«

»Aber nein«, sagte Jenny, griff nach dem Scheck und hielt ihn ins Licht, als erwartete sie, eine Fälschung zu entdecken.«

»Aber ja, und sie hat mir versprochen, noch mehr davon zu kaufen. Sie hat einen Laden und verkauft auch im Internet.«

»Achthundertzwanzig Pfund! Das ist genial«, rief Jenny.

»Das sollte erst mal das Überleben sichern. Und bald kommt mehr«, sagte Nightingale und schenkte sich einen Kaffee ein. »Sie will ein paar von den selteneren Büchern verkaufen und glaubt, dass sie hohe Preise erzielen kann. Ich sagte, dass ich mit einer Liste der anderen Bücher zurückkommen werde, und sie wird mir Bescheid geben, was die wert sind.« Er setzte sich auf Jennys Schreibtischkante. »Sie wollte selbst einen Blick auf die Bibliothek werfen, aber ich glaube, ich sollte in Gosling Manor keine Besucher herumführen.«

»Aber mich nimmst du dorthin mit, oder?«, fragte Jenny.

Nightingale prostete ihr mit seinem Becher zu. »Bei dir ist es etwas anderes«, sagte er. »Du gehörst zur Familie.«

»Reizend von dir.«

»Ich weiß, ich weiß.«

Er nahm ein Päckchen aus seiner Tasche und öffnete es. Es war ein Vergrößerungsglas, das er bei Wicca Woman gekauft hatte. »Suchst du Spuren?«, fragte sie. »Machst du auf Sherlock Holmes?«

»Ja, und bei E-Bay habe ich noch den Deerstalker-Hut und die Pfeife ersteigert.« Er trug den Kaffee und das Vergrößerungsglas in sein Büro und

setzte sich an seinen Schreibtisch. Dann zog er die oberste Schublade auf und nahm sein Fotoalbum heraus.

»Was hast du da?«, fragte Jenny.

»Fotos von mir als Baby«, antwortete Nightingale.

»Ach was«, sagte Jenny. »Warum kenne ich die denn noch nicht?«

»Weil ich nie wollte, dass du mich nackt siehst«, antwortete Nightingale.

»Zeig sie mir!«

»Du bist schamlos«, sagte Nightingale. Er schob ihr das Album zu. »Sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Jenny quietschte auf. »Mein Gott, warst du süß«, kommentierte sie das erste Bild. Sie blätterte um. »Oh – wie niedlich! Schau nur, wie du lächelst, und diese kleinen Pausbäckchen.« Sie blätterte zur nächsten Seite und lächelte, als sie die Bilder seiner Eltern sah. »Sie waren so stolz auf dich«, sagte sie. »Das sieht man in ihren Augen.«

»Ja, sie waren liebe Menschen«, sagte Nightingale.

Jenny nickte zum Vergrößerungsglas hinüber. »Aber jetzt mal ernsthaft, wozu brauchst du das?«, fragte sie.

»Du wirst mich auslachen.«

»Gott bewahre«, sagte sie.

Nightingale zog das Album über den Schreibtisch zu sich und blätterte zum ersten Foto, das ihn im Alter von einem Tag zeigte. »Ich bin mir verdammt nochmal ziemlich sicher, dass ich kein Pentagramm eintätowiert habe«, sagte er. »Das wäre mir beim Sport in der Umkleide aufgefallen, oder jemand hätte es in all den Jahren erwähnt. Ich meine, ich hatte in meiner Dienstzeit bei der Metropolitan Police vier komplette Gesundheitschecks, und die Ärzte dort sind verdammt gründlich. Die übersehen nicht viel.«

»Und?«

»Und da hatte ich gedacht, es ist vielleicht irgendwo, wo man es nicht sehen kann. Vielleicht auf dem Kopf, unter den Haaren.«

»Du hast recht«, sagte Jenny.

»Ach ja?«

»Ja, ich habe wirklich Lust, dich auszulachen.«

Nightingale lächelte verkniffen. »Danke.«

»Na ja, wenigstens ist es besser, du kontrollierst deine Babybilder mit einem Vergrößerungsglas, als dass du dir den Schädel rasierst«, sagte Jenny.

Nightingale hielt das Vergrößerungsglas über das Foto und beugte sich darüber. »Da ist nichts«, sagte er.

»Natürlich ist da nichts«, erwiderte Jenny. »Die ganze Vorstellung ist lächerlich.«

Nightingale blätterte weiter und nahm sich die restlichen Fotos vor.

»Jack, jetzt mach mal halblang«, sagte Jenny.

Nightingale öffnete den Mund zu einer Antwort, aber bevor er etwas sagen konnte, wurde die Bürotür von einer wütenden Frau aufgerissen. Er brauchte ein paar Sekunden, um sie einzuordnen und zu begreifen, dass er sie zuletzt mit seiner Videokamera dabei gefilmt hatte, wie sie das Hotel verließ, in dem sie ihren Liebhaber getroffen hatte. Mrs. McBride also. Bevor Nightingale reagieren konnte, stürzte sie sich auf ihn und verpasste ihm eine Ohrfeige. Sein Becher fiel ihm aus den Händen, und heißer Kaffee spritzte über den Boden. »He!«

Er verlor das Gleichgewicht, und bevor er vom Schreibtisch wegkam, schlug sie ihn erneut. »Sie Drecksack«, schrie sie.

Jenny griff nach dem Telefon. »Ich rufe die Polizei«, sagte sie.

Mrs. McBride beachtete sie nicht. »Er hat sich umgebracht, Sie Schwein. Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Wer?«, fragte Nightingale.

»Was meinen Sie wohl? Mein Mann. Er hat sich Ihretwegen umgebracht.«

Sie hob die Hand, um ihn wieder zu schlagen, doch dann brach sie in Tränen aus und sackte von Schluchzern geschüttelt auf dem Boden zusammen.

Jenny legte den Hörer weg und ging um den Schreibtisch herum, um sie zu trösten. Anfangs schüttelte Mrs. McBride sie ab, doch dann ließ sie zu, dass Jenny sie zur Couch führte. Jenny reichte ihr ein Papiertaschentuch und setzte sich neben sie. »Was ist passiert?«, fragte sie.

Nightingale hob den Becher auf und warf ein paar Seiten Kopierpapier über den verschütteten Kaffee. Es war nicht das erste Mal, dass er von

einem wütenden Ehepartner angegriffen worden war, und er bezweifelte, dass es das letzte Mal sein würde.

»Er hat sich ertränkt«, sagte Mrs. McBride. »Im Kanal. Er hat mir einen Abschiedsbrief hinterlassen.« Sie tupfte sich die Augen trocken. »Er hat geschrieben, dass er mich liebt und nicht ohne mich leben kann.« Sie blickte zu Nightingale auf. »Warum haben Sie das getan?«, fragte sie mit tränenerstickter Stimme.

»Er war mein Kunde«, antwortete Nightingale. »Ich habe für ihn gearbeitet.«

»Sie Schwein«, sagte sie, aber diesmal lag keine Wut in ihrer Stimme, nur Verzweiflung.

»Sie waren ihm untreu«, sagte Nightingale leise. »Ihr Mann hatte ein Recht, das zu wissen.«

»Mein Mann war unterhalb der Hüfte tot«, erklärte Mrs. McBride. »Fünf Jahre lang haben wir keinen Sex gehabt. Fünf verdammte Jahre. Was hätte ich denn tun sollen? Eine Nonne werden?«

»Mrs. McBride, es tut mir leid, aber das ist nicht mein Problem. Ihr Mann wollte wissen, wo er stand.«

»Ha, ha, wie witzig«, keifte Mrs. McBride.

Nightingale wurde rot, als er begriff, was er gesagt hatte. »Sie wissen, was ich meine«, sagte er. »Er hatte den Verdacht, dass Sie ihm untreu waren. Er wollte die Wahrheit wissen.«

»Ich war seine Frau – das ist die Wahrheit. Ich habe in der ganzen Zeit, in der er im Krankenhaus lag, zu ihm gehalten. Ich war in guten wie in schlechten Zeiten an seiner Seite. Das ist die Wahrheit.«

»Sie waren ihm untreu«, gab Nightingale zurück.

»Jack ...«, sagte Jenny.

»Ich hatte Sex, das ist alles!«, zischte Mrs. McBride. »Ich bin eine Frau, kein Holzklotz. Ich brauchte Sex und hatte einen Mann gefunden, der mir Sex verschafft hat, und Sie sind hingegangen und haben es Joel erzählt. Sie haben es ihm verdammt nochmal erzählt, und jetzt ist er tot!« Sie begann zu weinen, und Jenny legte den Arm um sie.

»Mrs. McBride, Ihr Verlust tut mir wirklich leid ...«, sagte Nightingale.

»Es ist Ihre Schuld, dass er tot ist«, sagte sie.

»Hat er das gesagt?«, fragte Nightingale.

»Das war nicht nötig. Er hat im Abschiedsbrief geschrieben, er könne nicht ohne mich leben und er wisse, dass ich ihn verlassen werde.« Sie blickte mit tränennassen Augen zu ihm auf. »Haben Sie ihm das gesagt? Haben Sie ihm gesagt, dass ich ihn verlassen werde?«

»Ich habe ihm selbstverständlich nichts dergleichen gesagt«, antwortete Nightingale. »Ich habe ihm einfach nur den Bericht gegeben.«

»In seinem Abschiedsbrief stand, dass er ohne mich nicht leben kann, aber ich hätte ihn doch gar nicht verlassen.« Sie ergriff Jennys Hände.

»Das müssen Sie mir glauben.«

»Das tue ich«, antwortete Jenny.

Mrs. McBride sah Nightingale an. »Als er mir gesagt hat, dass er Bescheid weiß, war ich in gewisser Weise froh. Ich hatte schon seit Wochen ein elend schlechtes Gewissen und wollte es ihm selbst erzählen. Aber als er mir das Video gezeigt hat, das Sie ihm gegeben hatten, konnte ich ihm nicht in die Augen sehen. Ich habe bei meiner Freundin Lynn übernachtet, um ihm Zeit zu geben, sich zu beruhigen, aber danach wollte ich ihm alles erklären und ihm sagen, dass ich ihn immer noch liebte, aber jetzt geht das nicht, weil er tot ist, und das ist Ihre Schuld.«

»Hat er Ihnen von meinen Nachforschungen erzählt?«

»Er hat mir das Video gezeigt, das Sie ihm gegeben hatten. Und die Handyverbindungsnachweise. Aber erst, als ich Ihren Namen in seinem Scheckbuch gefunden habe, wusste ich, wer es gewesen war.« Sie trocknete sich die Augen. »Wie kommt es, dass Sie sich nicht in Grund und Boden schämen, bei dem, was Sie tun?«

»Es ist mein Beruf, Mrs. McBride.«

»Sie hätten mit mir reden können, dann hätte ich es erklären können. Ich hätte mit Ronnie Schluss gemacht – er ist sowieso verheiratet. Das wussten Sie doch, oder? Seine Frau zwingt ihn, im Gästezimmer zu schlafen, und er wollte einfach nur eine Frau anfassen, das Bett mit ihr teilen. Ronnie hätte seine Frau nie verlassen, und ich hätte Joel niemals verlassen.«

»Es bleibt mir nichts mehr zu sagen, Mrs. McBride, außer, dass mir Ihr Verlust leidtut.«

»Fürs Leidtun ist es zu spät«, sagte Mrs. McBride. »Sie haben meinen Mann umgebracht, und der Teufel wird Sie holen.«

»Ihr Mann hat sich selbst getötet, Mrs. McBride. Sie wissen das, und ich ebenfalls.«

»Ich begreife nicht, wie Sie noch ruhig in den Spiegel schauen können. Sie sind Abschaum – Sie verdienen Geld mit dem Leid anderer. Sie sollten sich schämen.«

Sie brach erneut in Tränen aus, und Jenny reichte ihr eine Schachtel mit Papiertüchern. Mrs. McBride warf sie nach Nightingale. »Ich will Ihre verdammten Taschentücher nicht. Ich will meinen Mann!«, schrie sie.

Nightingale sah Jenny hilflos an. »Geh raus, ich kümmere mich um sie«, flüsterte sie. Nightingale tat wie geheißen. Er ging nach draußen und steckte sich eine Zigarette an. Vieles von dem, was die wütende Frau gesagt hatte, war schlicht und ergreifend falsch, das wusste er, aber in einer Hinsicht hatte sie definitiv recht: Er schämte sich *tatsächlich*.

Sechs uniformierte Kollegen trugen Robbie Hoyles Sarg zu Grabe, von Anna und Sarah gefolgt. Die beiden waren schwarz gekleidet und hielten jede eine rote Rose in der Hand. Die Zwillinge waren mit Annas Schwester zu Hause geblieben. Mehr als dreihundert Menschen drängten sich in der Kirche, die meisten von ihnen Polizisten. Superintendent Chalmers hielt eine der Grabreden. Er sprach über Hoyles Laufbahn, seine Familie und sein Privatleben, und er erzählte ein paar Anekdoten aus Hoyles frühen Jahren als Streifenpolizist, bei denen die Gemeinde lächelnd nickte. Die Worte kamen Chalmers offensichtlich aus dem Herzen, und seine Stimme brach ein paarmal. Der Zyniker in Nightingale wollte glauben, dass Chalmers das nur spielte, aber schon bald merkte er, dass Hoyles Tod den Mann schwer getroffen hatte.

Anna trug eine der Lesungen vor, mit erhobenem Haupt und lauter Stimme, und sie lächelte dabei zu ihrer Tochter hinüber. Mehrere hartgesottene Kriminalbeamte hatten Tränen in den Augen.

Nightingale trug einen dunkelblauen Anzug und eine schwarze Krawatte, und Jenny einen schwarzen Kaschmirmantel über einem schwarzen Kleid. Ihr Haar wurde von einem schwarzen Haarreifen zusammengehalten. Sie standen auf einem Kiesweg, etwa fünfzehn Meter vom Grab entfernt. Die sechs Beamten ließen den Sarg in die Erde hinunter, während der Pfarrer aus der Bibel vorlas.

»Wenn ich einmal sterbe, möchte ich nicht begraben werden«, flüsterte Nightingale.

»Das solltest du in deinem Testament festhalten«, meinte Jenny.

»Ich habe keins.«

»Na ja, dann setz eins auf«, sagte sie. »Du hast deine Wohnung in Bayswater und nun auch Gosling Manor. Irgendjemandem musst du das alles ja hinterlassen.«

»Mir ist es gleich, wer es bekommt«, sagte er. »Meine Eltern sind tot, und ich habe keine Kinder.« Er lächelte. »Ich hinterlasse alles dir.«

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte sie.

»Sonst gibt es niemanden, der mir nahesteht«, sagte er.

»Dann suche eine wohlthätige Organisation«, sagte sie. »Ich will nicht von deinem Tod profitieren, Jack. Schlimm genug, dass meine Eltern mir ständig sagen, ich wäre versorgt, wenn sie einmal nicht mehr da sind. Das will ich nicht auch noch von dir hören.«

»Dann brauche ich kein Testament.«

»O doch«, erwiderte sie. »Sonst wird dein Vermögen nach den gesetzlichen Vorgaben aufgeteilt. Wenn man verheiratet ist, geht es an den hinterbliebenen Partner. Falls einer Kinder hat, bekommen sie einen Anteil. Wenn es weder Frau noch Kinder gibt, geht das Vermögen an die Eltern, und wenn die nicht mehr leben, bekommt es irgendein anderer Verwandter. Glaub mir, du brauchst ein Testament.«

»Egal, um das Testament geht es mir sowieso nicht. Sondern darum, dass ich nicht begraben werden möchte, okay?«

»Botschaft verstanden«, antwortete sie. »Möchtest du deine Leiche stattdessen der Medizin spenden? Ich bin mir sicher, deine Leber wäre ein Hingucker.«

Nightingale lächelte bissig. »Ich will nicht, dass verdammte Medizinstudenten in meinen Organen herumstochern.«

»Dann also die Einäscherung«, seufzte Jenny. »Was soll ich mit der Asche machen?«

»Was immer du willst«, sagte Nightingale. »Apropos Asche, meinst du, ich kann auf dem Friedhof rauchen?«

»Ich denke, rein rechtlich gesehen wäre das okay, aber es ist ziemlich unhöflich. Wie wäre es mit einer Eieruhr?«

»Mit was?«

»Ich lasse deine Asche in eine Eieruhr einfüllen. Dann bist du einer der wenigen Männer des Landes, die sich tatsächlich in der Küche nützlich machen.«

Die Polizisten hatten den Sarg ins Grab gelassen. Die drei Männer zur Linken ließen ihre Seilenden fallen, und die drei zur Rechten zogen sie heraus. Anna warf ihre Rose auf den Sarg und redete Sarah zu, dasselbe zu tun.

»Verstreue sie über dem Fußballstadion von Manchester United«, sagte Nightingale.

»Ist das dein Ernst?«

»Ja. Ich möchte nicht in der Erde liegen – ich möchte nicht langsam verfaulen, und ich möchte keinen Grabstein haben, den die Leute sich anschauen.«

»Jack, du bist zweiunddreißig, du hast noch Jahre zu leben. Vorausgesetzt, du hörst mit Rauchen und Trinken auf.«

»Es sei denn, Gosling hätte die Wahrheit gesagt. In zwei Wochen werde ich dreiunddreißig. Von heute an gerechnet sind es tatsächlich genau zwei Wochen.«

»Heute ist Donnerstag«, sagte Jenny. »Dein Geburtstag ist am Freitag, dem siebenundzwanzigsten.«

»Ja, aber ich schätze, das bedeutet, dass meine Seele in der Nacht von Donnerstag auf Freitag unmittelbar nach Mitternacht vogelfrei ist, oder?«

»Ich weiß nicht, wie prompt so ein Teufel zugreift«, sagte Jenny. »Jedenfalls ist das Ganze sowieso Unsinn, und das weißt du auch. Los, komm, wir müssen zum Empfang gehen.«

»Den steh ich nicht durch«, klagte Nightingale.

»Na ja, dann wollen wir uns wenigstens von Anna verabschieden. Du kannst nicht einfach wortlos von hier verschwinden.«

Anna wurde gerade von Robbies Mutter getröstet. »Die hat genug am Hals«, sagte Nightingale. »Ich schaue morgen bei ihr vorbei.«

Als Nightingale sich zum Gehen wandte, entdeckte er Derbyshire und Evans, die beiden Detectives, die kürzlich zu ihm ins Büro gekommen waren. Er ging zu ihnen. »Haben Sie beide Robbie gekannt?«, fragte er.

»Bin ihm einmal bei einem Seminar über Verhörtechniken in Hendon begegnet«, sagte Evans. »Aber mit ihm zusammengearbeitet habe ich nie.«

»Ein schrecklicher Albtraum«, meinte Nightingale. »Ich kann es noch immer nicht glauben. Läuft eigentlich irgendwas gegen den Taxifahrer?«

Der Inspector schüttelte den Kopf. »So wie die Dinge im Moment stehen, können wir ihm noch nicht einmal einen Fahrfehler vorwerfen. Er hat nicht mit dem Handy telefoniert, er hatte nichts getrunken, er ist nicht zu schnell gefahren. Es war wirklich ein Unfall, schlicht und ergreifend.«

»Wie heißt er eigentlich?«

Evans runzelte die Stirn. »Wieso?«

Nightingale setzte ein falsches Lächeln auf. »Der Gewerkschaftsvertreter hat mich gebeten, Anna beim Ausfüllen der Versicherungsformulare zu helfen, und da wird nach Einzelheiten des Unfalls gefragt.«

Evans nickte. »Barry O'Brien«, sagte er. »Wohnt draußen in Hammer-smith. Er war voll versichert, der Führerschein ist okay und alles, ich denke also nicht, dass es da Probleme geben wird.«

»Wie geht es ihm?«

»Körperlich gut – er war angeschnallt –, aber seelisch ist er sehr mitgenommen.«

»Dazu hat er auch allen Grund«, sagte Nightingale.

»Ich meine es ernst«, sagte Evans. »Er war fix und fertig, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Er hatte noch nie einen Unfall, und er fährt seit dreißig Jahren Taxi. Er nimmt es sich sehr zu Herzen.«

Nightingale bedankte sich und ging zum Ausgang. Jenny hängte sich bei ihm ein. »Du hast ihn gerade eben angelogen, oder?«, fragte sie. »Es gibt keine Versicherungsunterlagen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben. Du kannst doch die Polizei nicht einfach anlügen, Jack.«

»Doch, kannst du. Es ist praktisch ein nationales Hobby. Jeder lügt die Bullen an.«

»Aber warum musst du wissen, wer der Fahrer war?«

»Ich möchte mit ihm reden.«

»Warum?«

Nightingale seufzte. »Weil er meinen besten Freund getötet hat, und ich wissen möchte, was passiert ist.«

»Sie haben dir gesagt, was passiert ist. Es war ein Unfall. Robbie war zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Tja, na ja, Polizisten sagen einem nicht immer die Wahrheit«, meinte Nightingale. »Ich muss es aus erster Hand erfahren.« Sie verließen den Friedhof. »Ich kann nicht arbeiten, Jenny, heute nicht. Lass uns losziehen und uns betrinken.«

»Da habe ich eine bessere Idee«, meinte Jenny. »Warum zeigst du mir nicht Gosling Manor?«

»Ist das ernst gemeint?«

»Warum nicht?«, fragte Jenny. »Ich möchte sehen, ob es so groß ist, wie du behauptest.«

Nightingale grinste. »Jenny, Größe ist nicht alles, weißt du.«

»Eigentlich doch«, erwiderte sie lächelnd. »So ziemlich.«

Jenny stieg aus dem MGB. »Das war kein Scherz von dir – es ist tatsächlich ein richtiges Herrenhaus«, sagte sie. »Wie viele Zimmer?«

»Viele«, antwortete Nightingale.

»Ich hatte Wasserspeier und Türmchen und so erwartet, aber es ist ein wirklich schönes Haus«, sagte sie. »Und der Garten ist spektakulär.« Sie stand die Hände in die Hüften gestemmt da und bewunderte das Haus. »Es ist postkartenwürdig schön, nicht wahr? Nicht gerade die Art Haus, in der man einen Satanisten erwarten würde.«

»Es wurde anscheinend vom hiesigen Landadel erbaut.«

»Aus welcher Zeit stammt es – siebzehntes Jahrhundert?«

»Sechzehntes, haben die Polizisten gesagt. Aber im Laufe der Zeit ist einiges angebaut worden. Du solltest dich mal hinter dem Haus umsehen – es gibt einen See. Und Stallungen. Wie macht es sich im Vergleich zum Erbe der McLeans?«

Jenny lächelte. »Ah, da sagst du was«, meinte sie. »Das Haus meiner Eltern ist ein bisschen was Besonderes.«

»So besonders wie das hier?«

»Beim ›Wer hat das größte Haus‹-Spiel mache ich nicht mit, Jack, aber das hier ist schön, wirklich schön. Du hast ein Riesenglück, dass du es besitzt.«

»Ja, aber ich sehe nicht, wie ich es behalten könnte«, gab Nightingale zurück. Er ging zur Garage, die rechts vom Hauptgebäude stand. Es gab vier Metalltüren, die nach oben aufgingen, aber alle waren verschlossen. Überwachungskameras zu beiden Seiten hatten alle vier Türen und den Bereich vor ihnen im Blick.

»Er war ein Sicherheitsfanatiker«, bemerkte Jenny.

»Drinnen und draußen«, sagte Nightingale. Er ging zur hinteren Seitenwand der Garage. Dort gab es zwei Fenster, staubig und mit Spinnweben verhängt. Er spähte durch das erste, sah aber nur einen nackten Betonboden, der von Ölflecken verfärbt war. Neugierig ging er zum zweiten Fenster, beschirmte die Augen mit der Hand und spähte durch die Scheibe. Er sah eine lange, hölzerne Werkbank, aber kein Werkzeug. Von einem

Stahlträger, der die ganze Länge der Garage durchmaß, hingen ein Flaschenzug und Ketten herab, und auf der anderen Seite war ein dunkler Bereich, der wie eine Grube aussah.

»Wonach suchst du?«, fragte Jenny, die zu ihm ans Fenster trat.

»Nach einem Bentley«, antwortete Nightingale. »Den hat Gosling anscheinend gefahren. Oder besser gesagt, in dem wurde er herumgefahren.« Er trat vom Fenster weg. »Leer«, sagte er. »Genau wie das Haus.«

»Vielleicht hat er ihn verkauft«, meinte Jenny.

»Er scheint alles andere verkauft zu haben.«

»Außer den Büchern«, sagte Jenny.

»Außer den Büchern«, stimmte Nightingale zu. »Los, komm, ich führ dich rum.«

Sie gingen zur Haustür, und Nightingale schloss auf. Er verbeugte sich und winkte Jenny herein. »Wow, jetzt schau dir einmal diesen Kronleuchter an!«, sagte sie. »Und der Boden ist italienischer Marmor, oder?«

»Für Ainsley Gosling war nur das Beste gut genug«, meinte Nightingale und machte die Tür zu.

»Und Möbel gibt es nicht?«

»Nur ein Bett und einen Stuhl in Goslings Schlafzimmer.«

»Dort hat er sich ...?«

»Erschossen? Genau. Aber dem Zimmer sieht man das nicht an – es ist gereinigt worden. Ist kein Fleckchen Blut mehr zu sehen.« Er umfasste die Eingangshalle mit einer Handbewegung. »Und, kannst du die Geheimtür sehen?«

»Die was?«

»Die Geheimtür. Gosling war der Einzige, der wusste, wie man in den Keller kam.«

Jenny ging langsam die Wand entlang und strich mit der Hand über die Holztäfelung. »Wie hast du sie denn gefunden, wenn sie so geheim ist?«

Nightingale zwirbelte einen imaginären Schnurrbart und baute sich als Hercule Poirot auf. »Weil ich dār große Detektiv bin«, sagte er.

»Robbie hat sie gefunden, stimmt's?«

»Es war Gemeinschaftsarbeit«, sagte Nightingale. Er drückte gegen die Wandtäfelung, die die Geheimtür zum Keller verbarg, und sie öffnete sich

mit einem Klicken. »Pass auf, die Treppe ist ziemlich steil«, sagte er und schaltete das Licht ein. »Und halt dich am Geländer fest.«

Er folgte ihr die Treppe hinunter. »Das ist wirklich erstaunlich«, sagte Jenny. »Hier müssen Tausende von Büchern stehen. Handeln sie alle von Hexerei und Teufelszeug?«

»Scheint so.«

»Wirst du sie alle verkaufen?«, fragte sie und zog eines aus einem Regal heraus. »Ach«, sagte sie, bevor er antworten konnte. »Vielleicht eher nicht.«

»Was ist los?«, fragte er.

Sie hielt das Buch hoch, so dass er den Titel sehen konnte. *Menschen sezieren*.

»Also nein«, sagte er.

Jenny blätterte das Buch durch. »Mit Illustrationen und allem Drum und Dran«, sagte sie. »Ich denke, es ist ein medizinisches Buch. Zumind-est hoffe ich das.« Sie stellte es ins Regal zurück und ging zwischen den Schaukästen hindurch. »Es ist halb Bibliothek, halb Museum.«

Nightingale trat zu Goslings Schreibtisch. Er setzte sich, zog die oberste Schublade auf und holte einen ledernen Ordner heraus. Drinnen waren Kunststofftaschen mit Visitenkarten – Rechtsanwälte, Geschäftsleute, Politiker, Prominente und sogar hochrangige Polizeibeamte. Ainsley Gosling hatte einige sehr bedeutende Freunde gehabt.

»Hast du diese Kristallkugeln gesehen?«, fragte Jenny. »War er auch Wahrsager?«

»Geh weg da!«, schrie Nightingale und sprang vom Stuhl auf.

Jenny fuhr mit einem Ruck zurück. »Was ist los?«, fragte sie.

Nightingale eilte zu ihr. »Fass sie einfach nicht an«, sagte er.

»Warum denn? Sind sie wertvoll?«, fragte sie. »Keine Sorge, ich pass schon auf.«

»Das ist es nicht«, erklärte er. Eine Glasscherbe knirschte unter seinen Schuhen. »Es ist einfach nur ...« Er verstummte, unsicher, ob er erklären konnte, was ihm Sorgen machte, ohne als kompletter Idiot dazustehen.

»Erzähl es mir, Jack.«

»Als Robbie zum letzten Mal hier war, hat er sich selbst in einer der Kugeln gesehen.«

»Sein Spiegelbild, meinst du?«

Nightingale holte tief Luft. »Das klingt jetzt verrückt, aber er hat gesehen, wie er von einem Taxi überfahren wurde.«

Jennys Gesicht wurde hart. »Das ist nicht komisch, Jack«, sagte sie.

»Es ist kein Scherz, ehrlich«, sagte Nightingale. Er zeigte auf die Glasscherben auf dem Boden. »Robbie war so geschockt, dass er die Kugel hat fallen lassen.«

»Jack, das kann nicht dein Ernst sein. Du behauptest, Robbie hätte seine Zukunft vorausgesehen. Du weißt, dass das unmöglich ist.«

»Ich gebe nur weiter, was er mir gesagt hat, Jenny. Und wenn du seinen Gesichtsausdruck gesehen hättest, wüsstest du, wie ernst es ihm war.«

»Er hat gesehen, wie er selbst von einem Taxi überfahren wurde?«

»Das hat er gesagt.«

»Es ist verrückt.«

»Alles hier ist verrückt«, meinte Nightingale. »Dieser Keller ist verrückt, die DVD, die Gosling mir hinterlassen hat, ist verrückt – und sich in einem magischen Kreis umzubringen scheint mir nicht gerade ein Zeichen von geistiger Gesundheit zu sein.«

Jenny warf sich auf das Ledersofa. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

»In welchem Sinne?«

»Du hast gerade erst herausgefunden, dass deine Eltern nicht deine richtigen Eltern waren, dass dein richtiger Vater sich mit einer Schrotflinte umgebracht hat und dass deine leibliche Mutter den größten Teil ihres Lebens in der Psychiatrie verbracht hat. Dein Onkel und deine Tante sind tot, und du hast gerade deinen besten Freund begraben.«

Nightingale steckte sich eine Zigarette an und setzte sich neben sie.

»Ja, die letzten Tage waren ein bisschen stressig«, sagte er sarkastisch.

»Und wie willst du mit all dem umgehen?«

Nightingale hielt seine Zigarette hoch. »Nikotin und Alkohol, wie üblich«, sagte er.

»Willst du darüber reden?«

»Mit einem Therapeuten?«

Jenny lachte. »Mit mir, du Idiot.«

»Mit mir ist alles in Ordnung«, sagte Nightingale. »Wegen Robbie bin ich am Boden zerstört, aber ich bin erwachsen, ich kann damit umgehen.

Die Sache mit meinen leiblichen Eltern verwirrt mich ein bisschen, aber ich bin nicht der erste Mensch, der entdeckt, dass er adoptiert worden ist, und ich komme damit klar.«

»Und deine Mutter?«

»Sie ist nicht meine Mutter, Jenny. Sie ist ...«

»Sie ist was?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ja, sie hat mich zur Welt gebracht, da bin ich mir inzwischen sicher, aber sie bedeutet mir nichts, und so wird es auch bleiben. Irene Nightingale war meine Mutter, und sie ist seit beinahe fünfzehn Jahren tot. Und Bill war mein Vater. Nichts wird das jemals ändern.«

»Und die DVD? Goslings Botschaft an dich?«

»Das wirre Zeug eines Verrückten kurz vor seinem Selbstmord.«

Sie sah ihn ernst an. »Bist du dir sicher, dass du das so empfindest?«

»Warum fragst du?«

»Weil das, was du durchgemacht hast, traumatisch ist. Und du scheinst es sehr gelassen hinzunehmen.«

»Ich war beinahe zehn Jahre lang Polizist, Jenny. Ich bin nicht so leicht aus der Fassung zu bringen.« Er blies Rauch zur Decke hinauf. »Glaub mir, ich komme zurecht.«

Nachdem Nightingale am Freitagmorgen aufgewacht war, lag er fast eine halbe Stunde im Bett und starrte zur Decke hinauf. Er war einem Impuls gefolgt, als er den Detective Inspector um den Namen des Mannes gebeten hatte, der Robbie Hoyle getötet hatte, aber nachdem er ihn nun wusste, war ihm klar, dass nichts ihn daran hindern würde, mit ihm zu sprechen. Nightingale wollte wissen, ob Hoyle sofort gestorben war oder ob er in einer Blutlache gelegen und um Rettung gefleht hatte. Er wollte wissen, warum O'Brien nicht gebremst hatte oder ausgewichen war, warum er Hoyle einfach niedergemäht hatte. Er wollte wissen, was passiert war, auch wenn dieses Wissen nichts ändern würde. Hoyles Tod war vollkommen sinnlos, aber nach Nightingales Erfahrung war das mit dem Tod meistens so.

Er startete sein Notebook und loggte sich bei Tracesmart ein, einem Online-Service, der Zugang zu Wählerverzeichnissen im ganzen Land bot. Es gab nur einen einzigen Barry O'Brien in Hammersmith. Er notierte sich die Adresse und rief Jenny an, um ihr zu sagen, dass er später kommen würde. »Ich habe in Gosling Manor zu tun«, log er. »Ich komme dann am Nachmittag. Falls es etwas Wichtiges gibt, bin ich per Handy zu erreichen.« Er beendete den Anruf mit einem plötzlichen schlechten Gewissen. Er belog Jenny nicht gerne, aber wenn er ihr sagte, was er wirklich vorhatte, würde sie sich nur Sorgen machen. Nightingale hatte es immer vorgezogen, Fragen zu stellen, statt welche zu beantworten.

Er rasierte sich, duschte und zog ein sauberes Hemd und einen dunkelblauen Anzug an, der gerade von der Reinigung zurückgekommen war. Anschließend kochte er sich einen schwarzen Kaffee, rauchte eine Marlboro und fuhr dann nach Hammersmith.

O'Brien wohnte in einem Reihenhaus; davor parkte ein schwarzes Taxi. Nightingale fand etwa fünfzig Meter weiter einen Parkplatz für den MGB. Er stieg aus und ging zum Taxi. Vorne war kein Schaden zu sehen, kein Blut, nicht einmal ein Kratzer – nichts wies darauf hin, dass das Fahrzeug Robbie Hoyles Leben beendet hatte. Das überraschte Nightingale nicht. Ein Londoner Taxi wog mehr als 1,6 Tonnen, und ein menschlicher Körper hatte dieser Stahlmasse nichts entgegenzusetzen.

Eine Hausfrau mittleren Alters ging vorbei, einen weißen Pudel an der Leine. Sie hielt ein zerknülltes Plastiktütchen in der Hand und redete dem Tier gut zu, sein Geschäft zu machen. Nightingale warf ihr ein Lächeln zu, und sie starrte wütend zurück, als wäre er ein Kinderschänder.

Eine Treppe mit einem halben Dutzend Stufen führte zu O'Briens Haustür hinauf. Nightingale drückte die Klingel und hörte, wie sie im Flur summt. Er ging auf den Bürgersteig zurück und blickte zu den Schlafzimmersfenstern hinauf. Die Vorhänge waren vorgezogen. Nightingale fragte sich, ob O'Brien nachts gearbeitet hatte und jetzt schlief. Er klingelte noch einmal. Als niemand aufmachte, nahm er sein Handy heraus und wählte die Nummer, die er von der Auskunft bekommen hatte. Er hörte, wie das Telefon im Haus läutete, ließ es volle dreißig Sekunden klingeln, beendete dann den Anruf und steckte sein Handy wieder ein.

Er stand auf dem Bürgersteig und überlegte, was er tun sollte. Wenn O'Brien noch schlief, würde er irgendwann zur Tür kommen. Ganz offensichtlich arbeitete er nicht, da sein Taxi auf der Straße stand. Vielleicht machte er aber auch den Tag frei und war ohne Taxi irgendwo unterwegs. In diesem Fall verschwendete Nightingale hier seine Zeit.

Er ging wieder die Treppe hinauf. Mitten in der Tür war ein Briefkastenschlitz. Er stieß ihn auf und bückte sich, um hindurchzurufen. »Mr. O'Brien?« Die Tür bewegte sich. Nightingale runzelte die Stirn. Er richtete sich auf und öffnete die Tür.

Auf dem Teppich lagen ein halbes Dutzend Umschläge, überwiegend Rechnungen, und mehrere aufdringliche Reklamezettel. Nightingale trat ein. »Mr. O'Brien? Sind Sie da?« Eine Antwort blieb aus, aber Nightingale hörte ein leises Summen, wie ein Trafobrummen, das von oben kam. Nichts Gutes ahnend, schloss er die Tür. Er wusste, dass er nicht in dem Haus sein sollte, aber er wusste ebenfalls, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. In London ließ man seine Haustür nicht offen. Er ging durch den Flur und sah ins Wohnzimmer und in die Küche. In der Spüle stand schmutziges Geschirr und auf der Abtropffläche eine halb leere Tasse Kaffee. Er fasste den Wasserkessel an. Kalt.

Er ging in den Flur zurück. »Mr. O'Brien? Sind Sie oben?« Eine große Schmeißfliege umsummte seinen Kopf, und er wedelte sie weg. Er ging die

Treppe hoch und spähte dabei zum Treppenabsatz hinauf. »Mr. O'Brien, ist alles in Ordnung?«

Das Summen wurde lauter. Noch zwei große Fliegen umschwirrten Nightingales Kopf. Als er oben ankam, sah er, dass die Badezimmertür offen stand. An der Wand neben dem Lichtschalter hockten ein halbes Dutzend Fliegen, und als er näher kam, flogen noch mehr durch die geöffnete Tür nach draußen. Das Summen klang jetzt viel lauter, wie bei einem kaputten Sicherungskasten.

Es lag ein unangenehmer Geruch in der Luft, eine Ausdünstung, der Nightingale in seiner Zeit als Polizist oft begegnet war, ein Geruch, der schwer zu beschreiben war, den man aber nie wieder vergaß. Noch bevor er die Badezimmertür aufstieß, wusste Nightingale, was er finden würde.

Der Mann hatte mindestens einen Tag im Wasser gelegen, wahrscheinlich länger, und der Leib war bereits teilweise aufgedunsen. In beiden Armen waren tiefe Schnitte, und die schrecklichen Wunden wimmelten von Fliegen. Die waren überall, fraßen, legten ihre Eier und umschwirrten Nightingale, als verübelten sie ihm seine Anwesenheit bei ihrem Festmahl.

O'Brien hatte die Badewanne mit Wasser gefüllt und sich die Handgelenke mit einem Teppichmesser aufgeschnitten, das auf dem Boden lag, die Schneide voller Blut. Wo das Blut aus den Schlagadern gespritzt war, waren Wände und Boden rot verschmiert, aber der größte Teil war ins Badewasser geflossen. O'Briens Augen standen noch immer offen und starrten zur Decke hinauf. Nightingale wusste nicht, warum Barry O'Brien sich getötet hatte, aber eines war sicher: Ein Hilferuf war das nicht gewesen.

Auf den Kacheln über der Badewanne stand in blutigen Buchstaben der Satz, der Nightingale inzwischen nur zu vertraut war: »DER TEUFEL WIRD DICH HOLEN, JACK NITHGINGALE.« Dutzende von Fliegen taten sich daran gütlich.

Nightingale starrte die Worte entsetzt an. »Was ist hier los?«, flüsterte er. Er zog ein oder zwei Meter Toilettenpapier von der Rolle, wedelte die Fliegen mit den Händen weg, wischte die Kacheln ab und warf den Bausch anschließend in die Toilette. Er rollte noch mehr Papier ab, befeuchtete es unter dem Wasserhahn und wischte die Kacheln ein zweites Mal ab. Jetzt sahen sie zu sauber aus, daher bespritzte er sie mit blutigem Wasser aus

dem Bad und wusch sich die Hände in der Wanne. Eine Fliege kam so dicht an sein rechtes Ohr, dass er zusammenzuckte.

Er trocknete sich die Hände ab, ging in den Flur zurück, nahm sein Handy heraus und wählte den Notruf. Bei der zweiten Ziffer hielt er inne. Er legte auf und wählte stattdessen New Scotland Yard. Er bat in der Zentrale, ihn mit Inspector Dan Evans zu verbinden, und nach ein paar Minuten hatte er den Inspector am Apparat. »Dan, ich dachte, ich erzähle Ihnen das besser, bevor Sie es von jemand anderem erfahren«, sagte er.

»Das klingt ja unheilvoll«, meinte der Inspector leutselig.

»Ich bin bei Barry O'Brien zu Hause, und er hat sich umgebracht.«

Es folgte ein langes Schweigen. »Ich hoffe, das ist ein schlechter Scherz«, sagte Evans schließlich.

»Er hat sich die Pulsadern aufgeschnitten. Wie es aussieht, ist er schon eine Weile tot.«

»Was zum Teufel machen Sie bei ihm zu Hause?«

»Ich wollte mit ihm sprechen«, sagte Nightingale. »Die Haustür war angelehnt.«

»Und da sind Sie einfach hineingegangen?«

»Wie schon gesagt, die Haustür war nur angelehnt.«

»Sie können nicht einfach bei Leuten durchs Haus marschieren, Nightingale. Sie sind kein Polizist mehr.«

»Das weiß ich, aber was passiert ist, ist passiert. Ich wollte den Notruf alarmieren, aber dann dachte ich, ich gebe besser erst Ihnen Bescheid.«

»Brauchen Sie einen Krankenwagen?«

»Er ist zweifelsfrei tot. Kümmern Sie sich darum, oder soll ich die 999 anrufen?«

»Können Sie sich eigentlich vorstellen, was das für einen Ärger gibt? Sie haben O'Briens Namen von mir, oder?«

»Ich habe vergessen, wo ich ihn gehört habe«, sagte Nightingale, »und ich bezweifle, dass es mir wieder einfällt.«

»So wollen wir es halten«, sagte Evans. »Wo ist die Leiche?«

»Oben im Badezimmer«, antwortete Nightingale.

»Warten Sie unten auf mich, vor dem Haus«, sagte Evans. »Und fassen Sie nichts an.«

Sie ließen ihn fast eine Stunde lang mit nur einer Tasse Kantinenkaffee im Verhörraum sitzen. Nightingale hatte gefragt, ob er rauchen dürfe, und ein mürrischer uniformierter Beamter hatte verneint. Er war nicht verhaftet worden, konnte also jederzeit gehen, aber er würde Fragen beantworten müssen und beschloss, dass es das Beste war, es möglichst gleich hinter sich zu bringen. Er war nicht durchsucht worden und hatte sein Handy noch, und so rief er Jenny an und sagte, er käme später als erwartet. Sie wollte wissen, wo er war. »Das ist kompliziert«, sagte er. »Ich erkläre es dir, wenn ich zurück bin.« Jenny hakte nach, aber Nightingale hörte Schritte im Korridor. Die Tür ging auf, und Superintendent Chalmers kam in voller Uniform herein, ein Clipboard in der Hand. Nightingale legte auf.

»Rufen Sie Ihren Rechtsverdreher an?«, fragte Chalmers. Dan Evans und Neil Derbyshire standen mit Notizbuch und Kuli bewaffnet hinter ihm.

»Ich dachte nicht, dass ich einen Anwalt brauche«, sagte Nightingale. »Es hieß, man wolle nur mal mit mir reden.«

»Dann reden wir also«, sagte Chalmers. Er setzte sich Nightingale gegenüber. Evans setzte sich neben Chalmers, während Derbyshire Nightingales Nachbarstuhl neben die Tür stellte, so dass Nightingale nun allen drei Polizisten an einem Metalltisch gegenüber saß, der am Boden festgenietet war. Auf einem Regal an der Wand über dem Tisch stand ein digitales Aufnahmegerät, und hinten oben in der Ecke hing eine Videokamera.

Chalmers nickte Evans zu, der das Aufnahmegerät anschaltete. »Superintendent Ronald Chalmers verhört Jack Nightingale.« Er blickte auf die Wanduhr. »Es ist jetzt vierzehn Uhr fünfzehn am Freitag, dem zwanzigsten November, und bei mir sind ...«

Er nickte Evans zu.

»Detective Inspector Dan Evans.«

»Detective Constable Neil Derbyshire.«

»Wenn wir nur miteinander reden, warum wird das dann aufgezeichnet?«, fragte Nightingale.

»So lauten die Vorschriften«, antwortete Chalmers.

»Darf ich rauchen?«

»Nein, dürfen Sie nicht«, antwortete der Superintendent.

»Aber ich bin nicht verhaftet?«

»Nein, sind Sie nicht.«

»Ich kann jederzeit gehen?«

»Sie helfen uns bei unserer Untersuchung zum Tod von Barry O'Brien.«

»Nur um das einmal festzuhalten«, sagte Nightingale. »Ich bin hier, um zu helfen.«

»Geburtsdatum«, sagte Chalmers.

»Wie bitte?«

»Ihr Geburtsdatum, fürs Protokoll.«

»Ich bin zweiunddreißig und werde Freitag, den siebenundzwanzigsten, dreiunddreißig. Das ist in einer Woche.«

Evans und Derbyshire kritzelten in ihre Notizbücher.

»Sie brauchen mir kein Geschenk zu besorgen«, sagte Nightingale.

»Was haben Sie heute Vormittag in Barry O'Briens Haus gemacht?«

»Ich wollte mit ihm sprechen.«

»Also sind Sie eingebrochen?«

»Die Haustür war offen.«

»Sie sind unaufgefordert eingetreten? Trifft es das richtig?«

»Die Tür war angelehnt. Ich habe sie nur aufgestoßen. Dann bin ich nach oben gegangen und habe die Leiche gefunden.«

»Warum sind Sie nach oben gegangen?«

»Um zu sehen, ob er da war.«

»Aber Sie hatten doch schon bei ihm angerufen, Sie wussten also, dass er nicht im Haus war.«

»Ich dachte, dass er vielleicht schläft.«

Chalmers lehnte sich zurück. »Und warum sind Sie dann nicht einfach weggegangen und ein andermal wiedergekommen?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Nightingale. »Ich dachte einfach ...«

»Ja? Was dachten Sie?«

»Ich dachte, dass vielleicht irgendwas nicht stimmt.«

»Und warum haben Sie dann nicht die Polizei gerufen? Warum sind Sie in sein Haus eingebrochen?«

»Ich bin nicht eingebrochen«, erklärte Nightingale. »Ich hatte Ihnen schon gesagt, dass die Haustür nur angelehnt war. Dann habe ich die Fliegen gehört.«

»Die Fliegen?«

»Er war schon eine Weile tot. Er war von Fliegen bedeckt. Ich habe sie im Flur summen gehört.«

»Und worüber wollten Sie mit Mr. O'Brien sprechen?«

Nightingale seufzte. Diese Frage war schwer zu beantworten.

»Sie haben die Frage verstanden, Mr. Nightingale?«

»Ja. Ich wollte einfach nur mit ihm sprechen.«

»Worüber?«

»Über das, was Robbie zugestoßen ist.«

»Sie meinen damit Inspector Robert Hoyle?«

»Robbie Hoyle«, verbesserte Nightingale ihn. »Kein Mensch hat ihn Robert genannt.«

»Sie wollten mit Mr. O'Brien sprechen, weil er für den Tod Ihres Freundes, Inspector Hoyle, verantwortlich war?«

»Ich denke, ja.«

»Sie denken, ja?«

Nightingale warf die Hände hoch. »Das klingt bei Ihnen so, als hätte ich irgendwelche finsternen Absichten gehabt. Ich wollte einfach nur mit ihm sprechen.«

»Worüber denn genau?«

»Über das, was passiert ist. Wie Robbie gestorben ist.«

»Aber das, was passiert ist, ist kein Geheimnis. Es war ein Verkehrsunfall. Was sollte Mr. O'Brien denn Ihrer Meinung nach sagen? Wollten Sie, dass er sich entschuldigt? Wollten Sie, dass er Reue zeigt?«

»Nein«, antwortete Nightingale einfach.

»Und als er nicht reuig war, hat Sie das wütend gemacht?«

»Er war tot, als ich dort hinkam«, sagte Nightingale.

»Sie machen es sich allmählich zur Gewohnheit, über Tote zu stolpern, oder?«, fragte Chalmers.

Nightingale antwortete nicht.

»Kommen Sie schon, Jack, spielen Sie nicht den Schüchternen. Sie haben Ihre Tante und Ihren Onkel tot aufgefunden, nicht wahr? Erst vor ein paar Tagen. Im Bezirk Manchester.«

»Mein Onkel hat meine Tante erschlagen und sich dann selbst erhängt. Ich war Sonntag bei ihnen zum Essen eingeladen.«

»Nach den Unterlagen der Polizei von Manchester haben Sie ein Fenster eingeschlagen, um hineinzukommen. Mit einem Spaten.«

»Die Katze war mit Blut beschmiert«, sagte Nightingale.

Chalmers blickte verwirrt drein. »Was?«

»Die Katze war mit Blut beschmiert, und ebenso die Katzenklappe. Daher wusste ich, dass da irgendwas nicht stimmte. Dann habe ich durchs Fenster meine Tante auf dem Küchenboden liegen sehen.«

»Und wieder haben Sie nicht auf die Polizei gewartet.«

»Was erwarten Sie denn?«, blaffte Nightingale ihn an. »Ich wähle den Notruf, und wenn ich endlich durchkomme, geht so eine dämliche Telefonistin die Fragen auf ihrer Checkliste mit mir durch und sagt mir dann, dass irgendwann jemand kommt, und dann sitze ich auf dem Arsch und warte, bis die Polizei sich die Mühe macht, vorbeizuschauen? Sie wissen genau, wie beschissen lang die Reaktionszeit auf Notrufe heutzutage ist. Ich habe Blut an der Tür gesehen, und meine Tante lag auf dem Boden, und so habe ich getan, was ich tun musste, und dafür werde ich mich verdammt nochmal weder bei Ihnen noch bei sonst jemandem entschuldigen.«

»Und Sie finden es nicht einen ganz schön großen Zufall, dass Sie in weniger als einer Woche drei Leichen entdecken?«

»Ich weiß nicht.«

»O doch, das wissen Sie, Jack. Sie wissen, dass hier etwas Eigenartiges vor sich geht. Und ich glaube, dass Sie uns nicht die ganze Geschichte erzählen.«

»Es gibt keine Geschichte.«

»Die Sache ist doch die, Sie haben schon immer ein bisschen zur Selbstjustiz geneigt, oder? Deswegen mussten Sie die Polizei ja verlassen.«

Nightingale lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme. Er wusste, dass er den Köder nicht schlucken durfte – Chalmers versuchte nur, ihn zu provozieren.

»Sie haben Simon Underwood aus seinem Bürofenster geworfen, oder? Und sind davongekommen, ohne dass man Ihnen auch nur auf die Finger geklopft hat. Ist es das, was Sie denken, Nightingale, dass Sie so eine Art maskierter Rächer sind, der nach Herzenslust morden kann?«

»Barry O'Brien hat Selbstmord begangen.«

»Und ich nehme an, Underwood hat sich selbst aus seinem Bürofenster gestürzt.«

Nightingale erwiderte nichts.

»Hatten Sie etwas getrunken, bevor Sie zu Mr. O'Brien gefahren sind?«

»Natürlich nicht«, antwortete Nightingale. »Es war noch früh am Morgen.«

»Weil Sie ein Alkoholproblem haben, oder?«

»Unsinn.«

»Nächsten Monat sind Sie wegen Alkohol am Steuer vor Gericht geladen, oder?«

»Ich hatte ein paar Bier getrunken und war dumm genug zu fahren«, erklärte Nightingale. »Das ist doch kein Alkoholproblem.«

Chalmers beugte sich vor und senkte die Stimme zu einem Flüstern: »Schauen Sie, Jack, ich verstehe, wie Sie sich fühlen. Ich verstehe, was Sie wegen Underwood empfunden haben, und ich weiß, dass ihm nach dem, was er seiner Tochter angetan hat, keiner eine Träne nachgeweiht hat. Und ich verstehe, was Sie bei Robbies Tod empfunden haben. Er hatte es nicht verdient zu sterben. Er war ein Ehemann und Vater und ein guter Polizist, und da hat so ein Arschloch, das nicht aufgepasst hat, ihn überfahren. Ich verstehe, dass Sie das wütend macht – verdammt, ich bin selber wütend. Und ich könnte begreifen, dass Sie Rache wollten, weil wir beide wissen, dass die Gerichte nichts unternehmen. Ich kann verstehen, warum Sie es O'Brien heimzahlen wollten. Das könnte jeder verstehen.«

»Sie sagten doch, es sei ein Unfall gewesen.«

»Und das schlucken Sie einfach so?«

»Unfälle passieren nun mal«, sagte Nightingale.

»In Ihrer Nähe gewiss, das ist jedenfalls sicher«, erklärte Chalmers.

Der australische Pfleger schnitt die Hähnchenbrust sorgfältig in so kleine Stücke, dass man sich nicht daran verschlucken konnte. Dazu gab es Kartoffelbrei, und die Karotten waren weich zerkocht, das Hähnchen war also die einzige potenzielle Gefahr. Der Teller stand auf einem Tablett vor Rebecca Keeley. Sie saß mit herunterhängenden Armen da und beobachtete stirnrunzelnd, wie er das Fleisch schnitt.

»Es war bestimmt schön, Ihren Sohn nach so vielen Jahren wiederzusehen«, sagte der Pfleger.

Sie antwortete nicht. Sie hatte seit Nightingales Weggang kein Wort gesagt. Der Pfleger wusste nicht einmal, ob sie mit ihrem Sohn gesprochen hatte.

»Hoffentlich kommt er wieder – regelmäßiger Besuch wäre bestimmt gut für Sie. Er würde Sie vielleicht aus Ihrem Panzer herauslocken.«

Das Telefon im Eingangsbereich läutete, und der Pfleger fluchte. Er sah sie entschuldigend an. »Tut mir leid, ich sollte nicht so schimpfen, Miss Keeley«, sagte er. »Aber es klingelt einfach nie, wenn ich nichts zu tun habe. Murphys Gesetz.« Er legte Messer und Gabel aufs Tablett und ging los, um das Gespräch anzunehmen.

Als der Pfleger die Tür schloss, griff die Frau nach dem Messer. Zum ersten Mal lächelte sie und zeigte dabei ihr nacktes, entzündetes Zahnfleisch. Sie legte die Schneide ans linke Handgelenk und spreizte die Finger. Erschauernd begann sie, das Vaterunser zu sprechen, schnitt sich dabei ins Fleisch und durchtrennte Adern und Sehnen. Blut spritzte übers Bett, doch sie säbelte weiter.

Nightingale machte die Bürotür auf und ging rasch zu seinem Schreibtisch. Er zog die unterste Schublade auf und nahm die Brandyflasche heraus, die er dort aufbewahrte.

»Jack?«, fragte Jenny und stand von ihrem Computer auf.

»Ich hatte einen fürchterlichen Tag.«

»Und Brandy macht es besser?«

»Er macht, dass ich mich besser fühle«, sagte Nightingale. Er schraubte den Deckel auf und führte die Flasche an die Lippen, hielt dann aber inne. »Na gut, du hast recht«, sagte er. »Der Alkohol hat mir schon genug Probleme beschert.«

»Kaffee?«

»Großartig.« Er schraubte den Deckel wieder zu und legte die Flasche in die Schublade zurück.

»Wo warst du heute?«, fragte Jenny, als sie zum Kaffeekochen ging.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Nightingale, ließ sich auf seinen Stuhl fallen und legte die Beine auf den Schreibtisch. »Ich bin zunächst zu Barry O'Brien gefahren, dem Taxifahrer.«

»Und was hatte er zu sagen?«

»Nichts. Er war tot.«

»Was?«

»Er hatte sich umgebracht. Hat sich in die Badewanne gesetzt und sich die Pulsadern aufgeschnitten.«

»Mein Gott«, sagte Jenny.

»Er muss es vor ein oder zwei Tagen gemacht haben. Vielleicht gestern, als wir bei Robbies Beerdigung waren.«

Jenny kam mit zwei Bechern Kaffee und gab ihm einen. »Du denkst, er hatte ein schlechtes Gewissen wegen des Unfalls? Konnte nicht damit leben?«

»Chalmers glaubt, ich hätte es getan.«

»Was glaubt er?« Sie setzte sich auf die Schreibtischkante.

»Er hat mich verhört, er und die beiden Polizisten, die kürzlich hier waren und uns über Robbies Tod informiert haben. Evans und Derbyshire.

Die drei verdammten Musketiere. Sie haben mich stundenlang mit Fragen bombardiert.«

»Sie können nicht ernsthaft glauben, dass du das getan hast, Jack. Und ohnehin warst du entweder bei der Beerdigung oder mit mir zusammen.«

»In einem Punkt haben sie allerdings recht«, sagte Nightingale. »Du weißt, was mir letztthin alles passiert ist. Mein Vater, mein richtiger Vater, schießt sich den Kopf mit einer Schrotflinte weg. Mein Onkel erschlägt meine Tante und hängt sich auf. Barry O'Brien schneidet sich die Pulsadern auf, bevor ich mit ihm reden kann. Das sieht nicht gut aus, oder? Aus ihrer Sicht. Und da hatten sie Simon Underwood noch gar nicht erwähnt.«

»Sie sind Idioten, wenn sie glauben, dass du auch nur das Geringste mit einem dieser Todesfälle zu tun hattest. Manchmal sind die Leute einfach so unglaublich dumm.«

»Chalmers konnte mich noch nie leiden«, sagte Nightingale. »Ich glaube nicht, dass er ernsthaft überzeugt ist, ich könnte O'Brien umgebracht haben – er will mir einfach nur das Leben schwermachen. Und die Underwood-Sache hat er mir nie verziehen.«

»Sie haben dich wegen dem, was Underwood zugestoßen ist, nie angeklagt, oder?«

»Das konnten sie nicht. Es gab keine gerichtsmedizinischen Beweise, keine Zeugen und kein Video einer Überwachungskamera. Und ich habe nichts ausgesagt.« Er zuckte die Schultern. »Was hätte ich ihnen auch sagen sollen? Dass ich praktischerweise einen schlimmen Anfall von Amnesie hatte?« Er warf ihr sein Einsamer-kleiner-Junge-Lächeln zu. »Ich brauche deine Hilfe bei etwas, Jenny.«

»Ich bin hier, um zu dienen, o Herr.«

»Das meine ich ernst«, sagte Nightingale.

»Ich auch«, erwiderte Jenny.

»Du musst jemanden für mich suchen. Einen Mann namens George Harrison.«

»Der Beatle? Der ist tot.«

»George *Arthur* Harrison«, erklärte Nightingale. »Er muss jetzt Anfang sechzig sein. Er war in den Neunzigerjahren Lastwagenfahrer. Damals hat er in Südlondon gelebt, aber inzwischen kann er Gott weiß wo sein.«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Jenny. »Was hat er getan?«

»Er hat meine Eltern getötet«, antwortete Nightingale.

»Jack«, sagte Jenny, »bist du dir sicher, dass du zu ihm willst? Es ist lange her.«

»Das weiß ich«, antwortete Nightingale. »Aber die Sache ist nicht erledigt.«

»Inwieweit nicht erledigt?«

»Ich muss wissen, was passiert ist, Jenny. Ich muss wissen, warum meine Eltern gestorben sind.«

»Es war ein Unfall. Du solltest keine schlafenden Hunde wecken.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich hätte damals schon mit ihm reden sollen, aber damals war ich noch zu jung, nur ein Jugendlicher.«

»Was um Himmels willen hast du zu gewinnen, wenn du dich jetzt mit ihm auseinandersetzt?«

Nightingale fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Ich muss es eben tun, Jenny. Kannst du es nicht dabei belassen?«

»Es ist wegen Robbie, nicht wahr? Und wegen dem, was O'Brien zugestoßen ist.«

»Das stimmt zum Teil«, räumte Nightingale ein. »Um mich herum geschehen schlimme Dinge, Jenny, und das alles hat damit zu tun, dass Ainsley Gosling mein Vater war. Wenn ich herausfinden kann, was meinen Eltern zugestoßen ist, erklärt das vielleicht, was jetzt geschieht.«

»Es war ein Unfall.«

»Das haben damals auch alle gesagt. Aber Robbies Tod war ebenfalls ein Unfall. Kommt dir das nicht wie ein etwas merkwürdiger Zufall vor?«

»Zufälle gibt es nun mal.«

»Sicher. Und Menschen morden oder bringen sich um. Nur scheint das in letzter Zeit verdammt oft Leuten zuzustoßen, die ich kenne. Vielleicht bin ich der Schlüssel dazu. Vielleicht hat Gosling meine Eltern umbringen lassen – hast du darüber schon einmal nachgedacht? Vielleicht hat er diesen Harrison dafür bezahlt, dass er sie tötet.«

»Und O'Brien hat er aus dem Grab heraus dafür bezahlt, dass er Robbie überfährt, denkst du das etwa?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Nightingale. »Aber wenn ich mit Harrison rede, finde ich es vielleicht heraus.«

»Allmählich mache ich mir Sorgen um dich, Jack.« Das Telefon läutete, und sie griff danach. »Privatdetektei Nightingale«, sagte sie. Sie hörte zu und hielt dann das Mikrofon mit der Hand zu. »Es ist Mrs. Fraser vom Hillingdon Home. Es geht um Rebecca Keeley.«

»Was ist denn mit ihr?«, fragte Nightingale.

»Sie ist tot, Jack.«

Mrs. Fraser saß hinter ihrem Schreibtisch, als eine Mitarbeiterin Nightingale ins Büro führte. Der australische Pfleger war ebenfalls dort, die Arme vor der Brust verschränkt, das Gesicht eine ausdruckslose Maske. Mrs. Fraser stand nicht auf und forderte Nightingale mit einer Handbewegung auf, sich zu setzen.

»Was ist passiert?«, fragte Nightingale.

»Passiert ist, Mr. Nightingale, dass Ihre Mutter nach Ihrem zweiten Besuch ein Messer genommen und sich die Pulsadern aufgeschnitten hat«, sagte die Heimleiterin.

»Wieso hatte sie denn ein Messer?«

»Sie hat gegessen. Ihre Mutter wurde nicht als Gefahr für sich selbst oder andere betrachtet, daher war der Gebrauch von Besteck kein Problem.«

»Hat sie einen Abschiedsbrief hinterlassen?«, fragte Nightingale.

»Haben Sie irgendeine Ahnung, warum sie es getan hat?«

»Sie hat es getan, weil Sie sie verstört haben«, sagte der Pfleger. »Bevor Sie kamen, war alles in Ordnung mit ihr.«

»Sie war praktisch psychotisch«, entgegnete Nightingale. »Ihnen zufolge hat sie niemals gesprochen, aber mit mir hat sie geredet.«

»Und anschließend hat sie sich umgebracht«, sagte der Pfleger. »Was haben Sie ihr gesagt?«

Die Heimleiterin schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. »Darren, bitte, lassen Sie mich das regeln.«

»Was ist denn zu regeln?«, fragte Nightingale.

»Die Sache ist die, Mr. Nightingale, so wie die Dinge stehen, gibt es keinen Beweis, dass Sie tatsächlich Miss Keeleys Sohn sind.«

Nightingale griff in seine Jackentasche und holte einen Umschlag heraus. »Hier ist das Ergebnis des DNA-Tests, von dem ich Ihnen erzählt habe. Er zeigt eindeutig, dass sie meine Mutter war.«

Mrs. Fraser nahm den Bericht aus dem Umschlag und las ihn durch. »Ich verstehe das nicht«, sagte sie. »Wie haben Sie denn eine DNA-Probe von ihr bekommen?«

»Ich habe mir eine Haarbürste ausgeliehen«, antwortete Nightingale.
 »Mehr als die Zellen der Haarwurzeln braucht man heutzutage nicht.«

»Sie haben eine Haarbürste gestohlen?«

»Ich habe sie ausgeliehen«, sagte Nightingale. »Und wie Sie sehen, bin ich eindeutig ihr Sohn, mein Besuch bei ihr stellt also überhaupt kein Problem dar.«

»Ihre Mutter hat sich selbst getötet, Mr. Nightingale«, sagte Mrs. Fraser.
 »Das führt zu Fragen, wie das geschehen konnte, und möglicherweise wird die Qualität unserer Pflege in Zweifel gezogen.«

Sie reichte ihm den Bericht zurück.

»Meine Mutter war verstört. Mir scheint nicht, dass jemand Ihnen daraus einen Vorwurf machen kann«, sagte Nightingale.

»Sie ist in unserer Obhut gestorben, was bedeutet, dass wir die Verantwortung haben«, erklärte Mrs. Fraser.

»Ist die Polizei informiert worden?«, fragte Nightingale.

Mrs. Fraser nickte. »Ja, aber das war reine Formsache«, sagte sie.

»Sie ist in meinen Armen gestorben«, erzählte der Pfleger. »Ich habe sie gehalten, während sie verblutet ist.« In seinen Augen standen Tränen.

»Hat sie irgendetwas gesagt?«, fragte Nightingale.

Der Pfleger schüttelte den Kopf.

»Die Sache ist die, Mr. Nightingale, dass es eindeutig Ihre Besuche waren, die Miss Keeley aus der Fassung gebracht haben«, sagte Mrs. Fraser.
 »Ich glaube, wir stimmen alle darin überein, dass sie vor Ihren Besuchen ruhig war, wenn auch unkommunikativ. Und danach ...«

»Ich verstehe«, sagte Nightingale. »Da will ich Ihnen gewiss nicht widersprechen.«

»Das freut mich zu hören, Mr. Nightingale«, sagte sie.

Nightingale beugte sich vor. »Ich hab nicht vor, irgendjemandem Vorwürfe zu machen, Mrs. Fraser, und ich hoffe, dass Sie die gleiche Haltung einnehmen. Meine Mutter war offensichtlich sehr gestört, und ich weiß, dass Sie sie so gut versorgt haben wie möglich.« Er sah den Pfleger an.
 »Darren hat meine Mutter gemocht, und ich konnte sehen, dass sie seine Pflege wirklich zu schätzen wusste. Ich gebe Ihnen recht, dass mein plötzliches Auftauchen sie aus der Fassung gebracht hat, aber mir scheint nicht,

dass irgendjemand hätte vorhersehen können, dass sie sich etwas antun würde.«

Sie sorgten sich mehr wegen eines eventuellen Gerichtsverfahrens oder des Schadens für ihren Ruf und interessierten sich gar nicht sonderlich für die Frage, warum Rebecca Keeley sich umgebracht hatte, wie Nightingale nun begriff. Bei diesem Treffen ging es ihnen darum, Vorwürfen vorzubeugen, mehr nicht. »Geredet habe ich mit meiner Mutter nur über Familienangelegenheiten. Ich habe ihr Fotos von mir als Kind gezeigt, und wir haben uns darüber unterhalten. Ich weiß nicht, warum sie sich im Garten plötzlich so aufgeregt hat, aber sobald Darren mir gesagt hat, dass ich gehen sollte, habe ich das getan.«

Mrs. Fraser nickte wieder und brachte sogar ein Lächeln zustande. »Danke für Ihr Verständnis, Mr. Nightingale. Sie können sich vorstellen, wie sehr uns das mitgenommen hat. Man verliert nie gerne einen Heimbewohner, und schon gar nicht unter solchen Umständen.« Sie griff nach einem Stift und spielte damit herum. »Wir müssen Anordnungen treffen«, sagte sie. »Für die Bestattung.«

»Wie läuft das denn normalerweise?«, fragte Nightingale.

»Es hängt davon ab, ob der Verstorbene Angehörige hatte oder nicht. Wenn niemand da ist, sorgen wir für einen Gottesdienst im hiesigen Krematorium.«

»Könnten Sie das auch für meine Mutter machen?«, fragte Nightingale. »Soviel ich weiß, bin ich ihr einziger lebender Verwandter, und es wäre eine große Hilfe.«

»Ja, natürlich«, antwortete Mrs. Fraser.

»Ich bezahle dafür. Geben Sie mir einfach Bescheid, welche Kosten entstehen.«

»Mrs. Keeleys Heimkosten wurden von der Gemeinde getragen, und die wird auch für die Bestattungskosten aufkommen«, erklärte Mrs. Fraser. »Nun, was sollen wir mit ihren Sachen machen? Ihren Kleidern und so weiter?«

»Was geschieht denn normalerweise damit?«

»Wenn es Verwandte gibt, übergeben wir diesen alles. Andernfalls lassen wir die Kleidung reinigen und geben sie zusammen mit Elektrogeräten oder anderen Artikeln, für die vielleicht Bedarf besteht, einem

wohltätigen Secondhandladen. Den Rest werfen wir weg.« Sie verzog das Gesicht. »Es ist traurig, aber die meisten unserer Heimbewohner besitzen nicht mehr viel, wenn sie hierherkommen.«

»Ihre Kleidung zu spenden scheint mir eine gute Idee zu sein«, sagte Nightingale.

»Das Kruzifix«, sagte der Pfleger. »Vergessen Sie das Kruzifix nicht.«

»Oh, ja, Ihre Mutter hat es immer getragen«, sagte Mrs. Fraser. »Es war ihr ein großer Trost.«

Nightingale wandte sich an den Pfleger. »Hätten Sie es gerne, Darren?«

»Oh, das ist nicht möglich«, warf Mrs. Fraser rasch ein. »Es verstößt leider gegen die Prinzipien unserer Gesellschaft. Wir dürfen keinerlei Erbstücke unserer Heimbewohner annehmen. Unter keinen Umständen. Wir haben vor einigen Jahren schlechte Erfahrungen gemacht.«

»Verstehe«, sagte Nightingale. Er nahm eine seiner Visitenkarten und reichte sie ihr. »Sie können es an meine Adresse hier schicken.«

Mrs. Fraser betrachtete die Karte. »Ich wusste nicht, dass Sie Privatdetektiv sind«, sagte sie.

»Zur Strafe für meine Sünden«, erwiderte Nightingale.

»Das kann kein angenehmer Beruf sein.«

»Mal so, mal so«, sagte Nightingale.

Nightingale fuhr rein mechanisch und war innerlich mehr auf Rebecca Keeleys Tod konzentriert als auf die Straße vor ihm, und aus diesem Grund sah er den Fuchs erst Sekundenbruchteile, bevor er ihn überfuhr. Der Wagen rammte das Tier, und Nightingale stieg auf die Bremse. Die Hinterreifen rutschten weg, und Nightingale pumpte die Bremse, um den Wagen wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Straße führte in eine Rechtskurve, und da er durch einen Wald fuhr, war der Himmel von herabhängenden Ästen verdunkelt. Er bekam den MGB zwar in den Griff, merkte aber, dass er auf einen Birkenstamm zuraste. Instinktiv riss er das Steuer nach rechts. Der Wagen kam schitternd und mit abgewürgtem Motor zum Stehen.

Nightingale blieb mit hämmerndem Herzen sitzen und hielt das Steuer so fest umklammert, dass seine Fingerknöchel sich weiß abzeichneten. Er hatte beschlossen, über Landstraßen nach London zurückzufahren, statt den Motorway zu nehmen, weil er Zeit zum Nachdenken brauchte, aber diese Entscheidung hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Er ließ den Motor an, fuhr den Wagen behutsam von der Straße herunter, stieg aus und steckte sich mit zitternder Hand eine Zigarette an.

Der MGB war nur ein oder zwei Meter vor dem Baum zum Stehen gekommen. Wäre Nightingale auch nur ein bisschen schneller gefahren oder hätte er auch nur minimal später gebremst, wäre er gegen den Stamm gekracht, und der Aufprall hätte ihn mit großer Wahrscheinlichkeit getötet. Er inhalierte tief und blies eine Rauchfahne zum Himmel. Die Grenze zwischen Leben und Tod war selbst im besten Fall schmal.

Er schaute auf die Straße zurück. Vom Fuchs war weit und breit keine Spur. Er ging zu der Stelle, wo er das Tier gerammt hatte. Auf dem Asphalt war kein Blut zu sehen, und nichts wies darauf hin, dass es je einen Fuchs gegeben hatte. Er schaute ins Gebüsch am Straßenrand, fand aber auch hier nichts. Hatte er sich das Ganze nur eingebildet? Er schüttelte den Kopf und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Es war wirklich ein Fuchs mitten auf der Straße gewesen, und er hatte den Aufprall nicht nur fantasiert. Wo war der Fuchs also dann? Hatte er sich zum Sterben

weggeschleppt? Nightingale ging ins Gehölz, schritt vorsichtig zwischen Ranken und Brennnesseln hindurch und lauschte auf das Fiepen eines Tiers, das Schmerzen litt, hörte aber nichts als das Anschlagen der Vögel hoch oben in den Bäumen.

Zwischen den Bäumen hindurch erblickte er einen Kirchturm und ging darauf zu. Die Kirche war von einer Trockensteinmauer umschlossen, die hier und da von Moos überzogen war; ein Schild über dem Eingang lautete auf St Mary. Sie war klein, aus Stein erbaut, hatte Buntglasfenster und ein kleines Kreuz auf dem Kirchturm. Nightingale trat zur Eichentür. Die ging trotz ihres Gewichts leise auf – die Angeln waren gut geölt –, und das Holz war glänzend poliert. Im Vorraum standen frische Blumen, und der durchdringende Geruch von Lilien hing in der Luft.

Zwischen einem Dutzend harten Holzbänken führte ein Mittelgang zu einer Kanzel und dahinter einem steinernen Taufbecken. Nightingale fühlte sich von dem Taufbecken angezogen und ging den Mittelgang hinunter, die Hände in den Hosentaschen. In der Kirche war es viel kühler als eben noch draußen, und er fröstelte.

Die Steinfliesen waren glattgeschliffen von den Tausenden von Füßen, die im Laufe der Jahre von den Kirchenbänken zum Priester und wieder zurück gegangen waren. Die Decke wurde von schweren Eichenbalken getragen, und in die Wand eingelassene Statuen stellten die Qualen der Kreuzigung Christi dar. In Nischen flackerten Kerzen und vertropften Wachs auf den Steinboden. Nightingale blickte sich um, aber anscheinend war er allein. Links von der Kanzel stand ein Beichtstuhl, dessen Vorhänge zu beiden Seiten zugezogen waren. Nightingale blieb stehen und lauschte, hörte aber keine Stimmen.

Er trat langsam zum Taufbecken und schaute ins Wasser hinunter. Weihwasser. Nightingale lächelte in sich hinein. Weihwasser half angeblich gegen Vampire, und er fragte sich, was es mit einem Mann anstellen würde, dessen Seele einem Teufel versprochen worden war. Würde es sein Fleisch verbrennen, so wie im Kino? Wenn er die Hand hineinsteckte, würde dann alles bis auf die Knochen weggeätzt, und würde er vor Schmerz schreiend aus der Kirche rennen? Er rollte den Ärmel hoch und hielt die Hand dicht über die Wasseroberfläche. »Vater unser im Himmel«, flüsterte er. Er tauchte die Hand ins Wasser. Es war kalt, kälter, als er erwartet hatte, und

er keuchte auf. Er bog die Finger. Wenigstens konnte er Weihwasser anfassen, das war doch immerhin etwas.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte eine Stimme hinter ihm.

Nightingale zuckte zusammen, als wäre er gestochen worden. Er fuhr herum und stand einem jungen Priester gegenüber, der ihn mit offener Belustigung musterte. »Ich hatte ...«, begann Nightingale, aber er wusste nicht, wie er den Satz zu Ende führen sollte. Was genau tat er da eigentlich? Überprüfte er die Macht von Weihwasser?

»Hinter der Kirche ist eine Toilette mit Waschbecken«, sagte der Priester. Er war Ende zwanzig, hatte dichtes, rotes Haar und Sommersprossen auf Nase und Wangen. »Wenn Sie sich die Hände waschen wollen, können Sie das gerne benutzen.«

»Ich habe mir nicht die Hände gewaschen«, sagte Nightingale. »Ich wollte einfach nur ... Ehrlich gesagt, ich weiß, dass das verrückt klingt, aber ich wollte einfach nur Weihwasser berühren, das ist alles.« Er schüttelte sich die Tropfen von der Hand und krepelte seinen Ärmel wieder herunter.

»Sie sehen mitgenommen aus«, sagte der Pfarrer.

»Ich hatte einen merkwürdigen Tag«, antwortete Nightingale. »Ich habe gerade erfahren, dass meine Mutter Selbstmord begangen hat, und eben hätte ich mich beinahe um einen Baum gewickelt.«

»Mein Beileid für Ihren Verlust«, sagte der Pfarrer. »War Ihre Mutter Katholikin?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Nightingale. »Sie hat ein Kruzifix getragen, falls das irgendetwas bedeutet.« Er holte sein Päckchen Marlboro hervor und klopfte eine Zigarette heraus, doch der Pfarrer hob warnend den Zeigefinger.

»Leider ist Rauchen in der Kirche nicht erlaubt«, sagte er.

Nightingale lächelte. »Aber das ist doch eigentlich ganz schön paradox, bei all den Kerzen und dem Weihrauch, der hier abgebrannt wird.«

»Es ist einfach nur eine der vielen Vorschriften, die unser Leben komplizierter machen, als es früher war«, bemerkte der Pfarrer. »Ich will lieber gar nicht erst mit den Müllabfuhrbestimmungen anfangen. Würden Sie übrig gebliebene Hostien als Nahrungsmittel einordnen? Unsere

Gemeindeverwaltung tut das nämlich. Und Gott bewahre, dass sie versehentlich ihren Weg in die Recyclingtonne finden.«

»Eigentlich hätte ich gedacht, Hostien seien das ultimative Recyclingobjekt, vom Brot zum Leib Christi.«

Der Pfarrer kicherte. »Ich wünschte, das wäre mir eingefallen«, sagte er. »Sie waren natürlich nicht geweiht. Wenn sie einmal geweiht sind, müssen sie verwendet werden. Aber die hier waren schimmelig geworden, und darum musste ich sie wegwerfen. Aber weil sie essbar sind, wurden sie als Nahrungsmittel eingestuft, weshalb sie in der falschen Tonne lagen, und da hat so ein Paragraphenreiter entschieden, ich müsste entweder ein Bußgeld bezahlen oder mich vor Gericht rechtfertigen.« Er wies zur Tür. »Sie können draußen rauchen, und dann können wir unsere Unterhaltung gern dort fortsetzen.«

Sie gingen zusammen aus der Kirche und zu einer Holzbank neben dem Friedhof. An der Rücklehne war eine kleine Messingplakette angebracht: »Im Gedächtnis an Mary, 1921–98, meine Seelengefährtin.« Sie setzten sich auf die Bank, und Nightingale steckte sich eine Zigarette an.

»Noch einmal herzliches Beileid für Ihren Verlust«, sagte der Pfarrer. »Es ist immer schwierig, einen geliebten Menschen zu verlieren, aber das Band zwischen Mutter und Sohn scheint mir stärker zu sein als alle anderen.«

»Danke«, sagte Nightingale. In Wirklichkeit war es so, dass der Tod Rebecca Keeleys keinerlei Verlustgefühl in ihm hervorrief, auch wenn sie seine biologische Mutter gewesen war. Sie hatte ihn zur Welt gebracht, doch das war schon alles, und er empfand nicht mehr für sie als für eine völlig Fremde. Aber er wusste, dass der Pfarrer es gut meinte, und so versuchte er, so auszusehen, als ginge der Tod seiner Mutter ihm nahe.

»Sie sind kein Kirchgänger?«, fragte der Pfarrer.

»Nein«, antwortete Nightingale. »Darf ich Sie fragen, wie alt Sie sind, Father?«

»Aber gerne«, antwortete der Pfarrer. »Ich bin siebenundzwanzig, Sie können das ›Father‹ also ruhig weglassen, wenn Ihnen das nicht gefällt. Ich heiße Peter.«

»Und ich Jack. Sie sind aber ziemlich jung für einen Priester, oder?«

»Für heutige Verhältnisse, eindeutig ja.«

Nightingale bot ihm eine Zigarette an, doch er schüttelte den Kopf. »Ich bin seit jeher Nichtraucher«, sagte er.

»Trinken Sie Alkohol?«

»O ja«, antwortete der Pfarrer, »definitiv.«

»Aber Sex haben Sie nicht?«

Der Priester runzelte die Stirn, als hätte er den Verdacht, Nightingale wolle ihn provozieren. »Diese Tür ist fest verschlossen.«

»Ich wollte nicht neugierig sein, es ist einfach nur so, dass ich mir nicht vorstellen kann, warum jemand katholischer Priester wird«, sagte Nightingale. »Man muss so viel aufgeben.« Er stieß Rauch aus, bemühte sich aber, den anderen Mann nicht damit zu belästigen.

»Aber wir bekommen so viel mehr zurück«, sagte der.

»Na ja. War es denn keine schwierige Entscheidung, allem den Rücken zuzukehren, um in die Kirche einzutreten?«

Der Pfarrer lächelte. »Sie betrachten es falsch herum. Ich habe mich Gott zugewandt, und das gibt mir alles, was ich mir nur jemals wünschen könnte. Es gibt keine bessere Weise, sein eigenes Leben zu lieben, als im Dienste des HERRN.«

»Und Sie haben keinerlei Zweifel?«

»Ich habe Zweifel an der geistigen Gesundheit der Idioten, die bei uns im Stadtrat sitzen, aber überhaupt keine Zweifel an Gott.«

»Und Sie reden mit Gott?«

»Natürlich, andauernd. Genau darum geht es ja beim Gebet.«

»Aber antwortet er Ihnen auch?« Nightingale zog lange an seiner Zigarette.

Der Priester kicherte. Es war das Lachen eines alten Mannes, und er legte die Hand vor den Mund, als wäre ihm bewusst geworden, dass das Lachen nicht zu seinem Äußeren passte. »Ich höre keine Stimmen, falls Sie das meinen«, sagte er. »Es ist nicht wie bei Jeanne d'Arc.«

Nightingale atmete langsam Rauch aus. »Aber Sie stehen in einem Austausch mit Gott, und deswegen glauben Sie an ihn?«

»Es ist kompliziert.«

»Aber er reagiert auf Ihre Gebete?«

»Natürlich.«

»Wenn Sie also darum beteten, in der Lotterie zu gewinnen, würde er Ihnen die Gewinnzahlen geben?«

»Darum würde ich nicht beten«, antwortete der Pfarrer.

»Wie wäre es mit Weltfrieden? Ich bin mir sicher, dass die Christen überall Gott darum bitten, aber trotzdem ist und bleibt die Welt ein sehr gefährlicher Ort.«

»Sie fragen, warum Gott nicht alle Kriege beendet, warum er nicht den Himmel auf Erden schafft?«

»Ich frage Sie, was Sie zu Ihrem Glauben an Gott bewegt, wo doch die Tatsachen das Gegenteil zu beweisen scheinen.«

»Jeden Tag sehe ich den Beweis für Gottes Hand in der Schönheit der Welt und in den Menschen, die mir begegnen.«

»Tja, na ja, ich bin früher Polizist gewesen, und da habe ich weniger von der Schönheit und mehr von der dunklen Seite gesehen. Und die Lektüre jeder Zeitung beweist, dass guten Menschen andauernd schlimme Dinge zustoßen.«

»Auch das ist wieder eine Frage der Wahrnehmung. Vielleicht sollten Sie versuchen, mit Gott zu sprechen. Wann haben Sie denn das letzte Mal gebetet?«

Nightingale warf seine Kippe auf den Boden und trat sie aus. »Ist eine Weile her.«

»Sie sollten es noch mal versuchen«, sagte der Pfarrer. »Sie müssen dazu nicht einmal zur Kirche gehen. Suchen Sie sich einen ruhigen Ort, und beten Sie.«

»Vater unser, der du bist im Himmel?«

»Nicht notwendigerweise das Vaterunser. Erzählen Sie ihm einfach von Ihren Sorgen.«

»Und dann wird er mir antworten? Das glaube ich nicht.«

»Das wissen Sie erst, wenn Sie es versucht haben«, sagte der Pfarrer.

Nightingale verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich zurück. »Hier ist das, was ich nicht begreife«, sagte er. »Gott möchte, dass wir ihm gehorchen, ihn anbeten und so weiter. Aber die Zahl der Kirchgänger sinkt, weil immer weniger Menschen an seine Existenz glauben. Warum liefert er uns dann nicht einen eindeutigen Beweis? Warum lässt er uns

nicht ein für alle Mal wissen, dass es ihn gibt? Wenn er das täte, würde die ganze Welt an ihn glauben, oder?«

»Aber das hat er doch getan, oder nicht?«, fragte der Pfarrer. »Er hat uns seinen Sohn gesandt, wir haben ihn am Kreuz getötet, und Gott hat ihn wieder zum Leben erweckt. Das war damals ein eindeutiger Beweis, und er ist es immer noch.«

»Ist ganz schön lange her«, meinte Nightingale.

»Etwas mehr als zweitausend Jahre«, antwortete der Pfarrer, »was in Gottes Zeitrechnung kaum mehr als ein Blinzeln ist. Wir können nicht alle Viertelstunde einen neuen Beweis verlangen. Er hat uns einen Beweis gegeben, und wir haben die Bibel, um uns daran zu erinnern.«

»Aber das reicht nicht«, sagte Nightingale.

»Ihnen vielleicht nicht. Aber haben Sie die Bibel gelesen?«

»Nein«, gab Nightingale zu.

»Und Sie sind kein Kirchgänger, wie können Sie da erwarten, Gottes Botschaft zu hören?«

Nightingale seufzte und streckte die Beine aus. »Sie sind sich vollkommen sicher, oder? Sie sind sich sicher, dass Gott existiert und dass Sie die richtige Entscheidung getroffen haben, als Sie Priester wurden.«

»Das bin ich«, antwortete der Pfarrer. »Sagen Sie mir, Jack, können Sie dasselbe von den Entscheidungen behaupten, die Sie in Ihrem Leben getroffen haben?«

Nightingale lächelte kläglich. »Eins zu null für Sie«, sagte er. »Und was ist mit dem Teufel? Glauben Sie an den Teufel?«

»Ohne jeden Zweifel«, antwortete der Pfarrer. »Und wenn Sie Beweise wollen, will mir scheinen, dass Sie sich vor Belegen für die Existenz des Teufels gar nicht mehr retten können.«

»Sie glauben, dass das Böse, was geschieht, das Werk des Teufels ist?«

»Sie nicht?«

»Nach meiner Erfahrung tun böse Menschen böse Dinge«, sagte Nightingale.

»Aber wer sorgt dafür, dass Menschen böse werden? Sie glauben nicht, dass es da Einflüsse geben könnte?«

»Und diese Einflüsse kommen vom Teufel? Ist es das, was Sie sagen?«

»Vom Teufel. Von Satan. Vom Antichrist. Ja, das glaube ich wirklich. Ich glaube, Satan will, dass die Menschen sich in seinem Sinne verhalten und dass Gott das Gegenteil von ihnen verlangt. Wir haben einen freien Willen, und so ist es unsere eigene Entscheidung, wem wir dienen.«

»Wie gut sind Sie in Geographie, Peter?«, fragte Nightingale.

»Geographie?«

»Ich habe vor ein paar Tagen mit einem anderen Geistlichen gesprochen und ihn nach der Hölle gefragt.«

»Mit einem Anglikaner?«

»Ich denke schon«, antwortete Nightingale.

»Dann haben Sie den Falschen gefragt«, behauptete der Pfarrer. »Die Anglikaner haben es nicht so mit Himmel und Hölle – sie interessieren sich mehr für Rassenbeziehungen, Schwulenehen und weibliche Bischöfe. Wenn Sie etwas über die Hölle wissen wollen, müssen Sie mit den Katholiken reden.«

»Sie glauben also an die Hölle?«

»Absolut«, antwortete der Pfarrer. »Und ich glaube, dass bestraft wird, wer die Gesetze Gottes bricht.«

»In der Hölle?«

»In der Hölle«, wiederholte der Pfarrer.

»Einschließlich Feuer, Schwefel und Teufeln mit Gabeln?«

»Nicht notwendigerweise, aber ich glaube an einen Ort ewiger Qual für Seelen. Das vollständige Gegenteil des Himmels.«

»Und Satan herrscht über die Hölle und alles, was dort geschieht?«

»So steht es in der Bibel.«

»Und wo ist die Hölle, Peter?«

Der Pfarrer kicherte. »Die Frage nach der Geographie«, sagte er. »Hand aufs Herz, ich weiß nicht, wo die Hölle ist. Aber das ist auch nicht wichtig. Wichtig ist nur, dass Sie nicht dorthin kommen.«

Nightingale machte sich gerade einen Kaffee, als es an der Tür klingelte. Er sah auf die Videosprechanlage im Flur und entdeckte, dass Jenny draußen auf der Straße stand, neben sich eine Brünette im Trenchcoat. Er drückte auf die Gegensprechtaste. »Heute nicht, danke«, sagte er. »Ich habe schon im Büro gespendet.«

»Mach die Tür auf, Jack Nightingale, sonst huste ich und pruste ich und puste dir dein Haus zusammen.«

»Willst du vielleicht durch meinen Kamin reinklettern?«

»Jack, es ist verdammt kalt hier draußen. Lass uns bitte rein.«

Nightingale drückte kichernd auf den Türöffner und flitzte dann in die Küche, um noch zwei Becher Kaffee zu machen. Als es an der Wohnungstür klingelte, machte er auf. Die Frau, die Jenny begleitete, war Ende zwanzig und hübsch. Sie hatte dunkelgrüne Augen und lange Wimpern.

»Das hier ist Barbara, eine Freundin von der Uni«, erklärte Jenny. »Wir besuchen übers Wochenende meine Familie, aber ich wollte erst noch sehen, ob mit dir alles in Ordnung ist.«

»Mir geht es gut.« Er schüttelte Barbara die Hand und nahm den beiden die Mäntel ab. »In der Küche läuft schon der Kaffee durch.« Er führte Barbara ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher aus. »Und, war Jenny an der Uni eine Streberin?«

Barbara setzte sich auf Nightingales Couch und schüttelte den Kopf. »Sie hat zu dieser empörenden Sorte Studenten gehört, die sich nie nur mit Lernen abgeben. Sie hat Wissen aufgesaugt wie ein Schwamm.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Jenny, die ein Tablett mit Bechern hereintrug. Sie stellte es auf den Couchtisch und setzte sich neben Barbara. »Ich habe schon gelernt, nur eben allein. Wie ist es im Heim gelaufen? Hat man dir gesagt, wie sie gestorben ist?«

Barbara und Jenny blickten ihn erwartungsvoll an, und Nightingale begriff, dass Jenny ihrer Freundin vom Tod seiner Mutter erzählt haben musste. Er fragte sich, was sie ihr sonst noch erzählt hatte.

»Alle sind zutiefst schockiert. Sie hat zu Mittag gegessen und sich dann einfach so die Pulsadern aufgeschnitten.«

Jenny blieb der Mund offen stehen. »Es war Selbstmord? Das hast du mir nicht erzählt.«

»Ich habe es auch erst dort erfahren.«

»Jack, du hättest mich anrufen sollen.«

»Es gab nichts, was du hättest tun können«, sagte Nightingale.

Sie starrte ihn aufgebracht an. »Darum geht es nicht«, sagte sie. »Du hättest es mir erzählen sollen. Um Himmels willen, Jack, deine Mutter hat sich umgebracht. So etwas sollte man nicht für sich behalten.«

»Es tut mir leid. Ich habe sie nicht als meine Mutter empfunden, sie war einfach nur ...«

»Die Frau, die dich zur Welt gebracht hat«, brachte Jenny den Satz für ihn zu Ende. »Und genau das ist eine Mutter.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Meine Mutter war Irene Nightingale«, sagte er. »Die Frau, die sich getötet hat, war ... Ich weiß nicht, was sie war. Ja, sie hat mich zur Welt gebracht, aber Mutter sein bedeutet mehr als das. Sie hat mich weggegeben, Jenny, am Tag meiner Geburt.«

»Aber trotzdem ...«

»Jenny, es hat mich ziemlich kalt gelassen. Ich meine, es tut mir leid, dass sie tot ist, aber getrauert habe ich, als meine Mutter gestorben ist. Meine richtige Mutter.«

»Hat man dir gesagt, warum sie sich umgebracht hat?«

»Sie hat viele Jahre lang Medikamente genommen.«

»Wenigstens hatten Sie Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, bevor sie verstorben ist«, meinte Barbara.

»Ja, sicher«, sagte Nightingale.

»Barbara ist Psychiaterin«, erklärte Jenny. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, aber ich habe ihr erzählt, was du in letzter Zeit alles durchgemacht hast.«

»Was ich durchgemacht habe?«

»All das: herauszufinden, dass du adoptiert worden bist, die Frau kennenzulernen, die dich zur Welt gebracht hat, und nun ihr Tod. Dein Onkel und deine Tante. Robbies Tod.«

»Ich streite nicht ab, dass es ein paar ereignisreiche Tage waren«, sagte Nightingale, »aber ich verarbeite die Sache, so gut ich kann. Das hier ist einfach nur ein normaler Besuch, oder, denn ich hoffe, Sie erwarten jetzt

nicht von mir, dass ich mich auf die Couch lege und mir meine Last von der Seele rede.«

»Wäre das denn so schlimm, Jack?«, fragte Barbara.

Nightingale grinste sie an. »Bei aller Hochachtung, ich kenne Sie nicht. Natürlich ist eine Freundin Jennys immer auch meine Freundin, aber ich werde mich gewiss nicht vor einer Fremden nackt ausziehen.«

»Guter Gott«, rief Jenny.

»Also weißt du, das würdest du nicht sagen, wenn du mich jemals nackt gesehen hättest«, meinte Nightingale. »In dieser Hinsicht brauche ich mich nicht zu schämen.«

Jenny warf Barbara einen wissenden Blick zu. »Ich habe es dir ja gesagt«, meinte sie.

»Was hat sie Ihnen gesagt?«, fragte Nightingale.

»Jenny hat erwähnt, dass Sie vielleicht ein bisschen abwehrend sein könnten«, sagte Barbara. »Das ist verständlich.«

»Wir wollten einfach nur mal vorbeischaun und sehen, ob mit dir alles in Ordnung ist, nach allem, was passiert ist und so«, sagte Jenny.

»Es geht mir gut«, erklärte Nightingale. »Es wird natürlich ein gerichtliches Verfahren zur Untersuchung der Todesursache geben, und ihr seid beide zur Bestattung eingeladen.«

»Jack!«, sagte Jenny.

»Es kommt mir so vor, als hätte dich ihr Tod mehr mitgenommen als mich.«

»Sie haben keine Nähe empfunden, als Sie sie kennen gelernt haben?«, fragte Barbara.

»Wie denn auch?«, fragte Nightingale. »Ich werde in ein paar Tagen dreiunddreißig, und diese Woche bin ich ihr zum ersten Mal begegnet.«

»Manchmal, wenn Eltern mit ihren leiblichen Kindern zusammenkommen, entsteht sofort eine Verbindung, als erwachten die Gene zu ihrem Recht und als erkenne man sich unbewusst.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Das ist nicht passiert«, sagte er.

»Haben Sie ihr erzählt, wie Sie sich fühlen?«, fragte Barbara.

»Ich war nicht wegen eines Gefühlsaustauschs gekommen«, erklärte Nightingale. »Ich war da, weil ich wissen wollte, warum sie mich weggegeben hatte.«

»Sie wollten einen Strich unter die Sache ziehen?«

»Barbara, bitte, hören Sie auf mich zu analysieren. Ich wollte keinen Strich unter irgendwas ziehen, ich wollte Tatsachen. Nackte, harte Tatsachen.«

»Und haben Sie die bekommen?«

»Nicht so ganz.«

»Und wie fühlen Sie sich jetzt, da sie tot ist?«

»Das ist wieder so eine typische Psychiaterfrage.«

Barbara lachte und trank ihren Kaffee.

»Und das hier ist ein Verhörtrick«, sagte Nightingale. »Eine Stille entstehen lassen und hoffen, dass der Verhörte sie ausfüllen wird.«

»Sie werden hier nicht verhört, Jack, und Sie sind auch kein Patient. Sie sind einfach nur der Freund einer Freundin. Wir können auch übers Wetter reden, wenn Ihnen das lieber ist. Oder über Sport. Sie sind ein Fan von Manchester United, richtig?«

Nightingale lächelte. Sie war gut, das musste er ihr lassen. Sie hatte kaum einen Blick auf die Fotos auf seinem Sideboard geworfen, aber offensichtlich hatte sie das Bild von ihm, seinem Vater und seinem Onkel mit Fan-Schals vor dem Old-Trafford-Stadion entdeckt. »Ja, das stimmt.«

»Ich habe immer Liverpool die Treue gehalten. Dort bin ich geboren.«

»Sie haben den Akzent verloren«, sagte Nightingale. »Ich hatte den Eindruck, Sie kämen aus dem Umland von London.«

»Tja, das sind die Folgen einer teuren Privatschulerziehung«, erklärte Barbara. »Darf ich Sie nach Ihrem Gedächtnisverlust fragen?«

»Nach meinem was?«

»Jenny sagte, Sie hätten Probleme, sich an Dinge aus Ihrer Vergangenheit zu erinnern.«

Nightingale schoss Jenny einen warnenden Blick zu. »Und was hat sie Ihnen sonst noch erzählt?«

»Sonst nichts«, sagte Jenny und leckte sich nervös die Lippen. »Mehr habe ich nicht gesagt, Jack. Ich dachte, Barbara würde dazu vielleicht etwas einfallen.«

»Mit der Erinnerung ist das so eine Sache«, sagte Barbara. »Sie sind Polizist gewesen, das kann Ihnen also nicht fremd sein. Man kann ein Dutzend Augenzeugen desselben Vorfalls haben, und alle haben ein

anderes Bild der Ereignisse und geben sogar vollkommen unterschiedliche Beschreibungen von Menschen und Dingen.«

Nightingale nickte. »Zeugen sind die am wenigsten zuverlässigen Beweismittel«, sagte er.

»Richtig«, stimmte Barbara ihm zu. »Und im Laufe der Jahre verblassen die Erinnerungen.«

»Ich werde nicht senil«, sagte Nightingale. »Vielleicht verrückt, aber nicht senil.«

»Sie kommen mir ganz und gar nicht verrückt vor«, sagte Barbara. »Mitgenommen, das schon, aber das ist wohl kaum überraschend.«

»In Anbetracht dessen, was ich durchgemacht habe?«

»Jenny hat mir nicht alles erzählt, das ist mir klar, aber das, was sie erzählt hat, lässt keinen Zweifel, dass Sie unter einer PTBS leiden könnten.«

»Unter einer posttraumatischen Belastungsstörung? Das glaube ich kaum.«

»Das würde den Gedächtnisverlust erklären, Jack. Manchmal blockieren Menschen unter Stress die Erinnerungen, die ihre Angst vergrößern würden. Das Unterbewusstsein beschützt das Bewusstsein.«

»Es geht mir gut«, sagte Nightingale. »Ehrlich gesagt ist es für mich wahrscheinlich das Beste, mich nicht zu erinnern.«

Barbara beugte sich vor. »Das ist eine sehr bedeutsame Bemerkung, Jack.«

»Es war ein Scherz.«

»Scherze sind oft ein Fenster zur Seele. Mit ihnen spielen wir häufig unsere wahren Ängste herunter.«

Nightingale warf die Hände hoch und lachte. »Gegen Sie kann ich nicht gewinnen, oder? Sie sind fest entschlossen, mich zu analysieren, was auch immer ich sage.«

»Jenny macht sich Sorgen um Sie, und manchmal kann eine dritte Partei eine Sicht der Dinge anbieten, die den Menschen, die mitten in einer Situation stecken, entgeht. Ich glaube, dass Sie Erinnerungen ausblenden, Jack. Unbewusst oder bewusst.«

»Und?«

»Und wenn Sie wollten, könnte ich Ihnen vielleicht helfen, sich wieder zu erinnern. Uns stehen mehrere Entspannungstechniken zur Verfügung, die Ihr Unterbewusstsein öffnen und es Ihnen gestatten würden, an die verdrängten Erinnerungen heranzukommen.«

»Sie wollen mich hypnotisieren?«

»Nicht unbedingt. Ich würde Ihnen helfen, in eine entspannte Gemütsverfassung zu gelangen, in der die Erinnerung Ihnen weniger Angst macht.«

»Ehrlich, Barbara, wenn ich jemanden brauche, mit dem ich reden kann, finde ich jemanden.«

»Wen denn zum Beispiel, Jack?«, fragte Jenny.

»Keine Sorge, das kriege ich schon auf die Reihe. Wirklich.«

Jenny sah auf die Uhr. »Wir müssen los.« Sie und Barbara standen auf.

»Wenn du übers Wochenende etwas von mir brauchst, ruf mich an.«

»Das mache ich, versprochen«, sagte Nightingale.

»Und denk über das nach, was Barbara gesagt hat. Vielleicht kann sie dir helfen, dich zu erinnern. Und wenn du dich Erinnerst, werden die Dinge vielleicht ein bisschen klarer.«

»Ich denke darüber nach.«

»Ich meine es ernst, Jack. Ich mache mir Sorgen um dich.«

Nightingale umarmte sie. Er zwinkerte Barbara über Jennys Schulter hinweg zu. »Ich bringe ihren Mutterinstinkt zum Vorschein«, sagte er.

»Als Studentin hat sie immer streunende Hunde gerettet«, sagte Barbara. »Wie ich sehe, hat sich da nichts verändert.«

Nightingale ging langsam über den Friedhof – es herrschte Vollmond, und der Himmel war wolkenlos, so dass er genug sehen konnte. Ein sanfter Wind blies durch die Nadelbäume, die den Friedhof säumten. Er rauchte eine Marlboro und hielt die Einkaufsstüte eines Spirituosenladens in der Hand. Die Erde war in Robbie Hoyles Grab zurückgeschaufelt und festgeklopft worden, aber es war immer noch eine leichte Erhöhung zu sehen. Der Boden setzte sich im Laufe der Zeit, wie Nightingale wusste. Er hatte einmal einer Suchmannschaft angehört, die im New-Forest-Nationalpark nach der Leiche einer Frau gesucht hatte, die sieben Jahre zuvor von ihrem Mann erwürgt worden war. Der Mann war in einer örtlichen Polizeiwache aufgetaucht und hatte behauptet, seine Frau sei zurückgekommen, um ihn zu verfolgen, und werde erst Ruhe geben, wenn er gestanden und für ein angemessenes christliches Begräbnis gesorgt habe. Die Detectives, die ihn verhört hatten, glaubten nicht an Gespenster, und Nightingale ebenso wenig, aber sie glaubten an Trauer und Schuldgefühle, und weil der Mann nicht mehr genau wusste, wo er seine Frau verscharrt hatte, waren mehr als fünfzig Beamte in Overalls und Gummistiefeln in den Wald geschickt worden.

Nightingale war bei der Gruppe gewesen, die den Leichnam gefunden hatte, und zwei Hinweise hatten sie zu den sterblichen Überresten geführt. Wo der Boden sich gesetzt hatte, war eine deutliche Vertiefung entstanden, und das Gras über der Leiche war grüner und saftiger gewesen als der restliche Bewuchs. Zwei Stunden bevor sie die Ermordete gefunden hatten, war eine andere Gruppe auf den Leichnam eines Kindes gestoßen, der seit über einem Jahrzehnt in der Erde gelegen hatte. Es war kaum mehr als ein Skelett in einem blutdurchtränkten Lumpen übrig, und das Kind wurde niemals identifiziert. Auch hier hatten die Vertiefung im Boden und das saftige Gras die Leiche verraten.

Auf Hoyles Grab stand noch kein Grabstein, aber es war schon mit Randsteinen eingefasst, weißer Marmor mit dunkelbraunen Adern. Nightingale warf seine Kippe weg, breitete seinen Regenmantel auf dem Gras aus und setzte sich darauf. »Wie geht es, Robbie?«, fragte er. Es war

eine dumme Frage. Es ging Robbie gar nicht irgendwie. Er lag zwei Meter tief unter der Erde in einer Holzkiste, die Adern mit Formaldehyd vollgepumpt, den besten Anzug am Leib und die Krawatte so sorgfältig gebunden, wie sie es seit seines Lebens nie gewesen war.

Er machte die Einkaufstüte auf und holte eine Flasche Rotwein heraus. »Ich weiß, dass du ein Weintrinker bist, darum habe ich den hier gekauft«, sagte er. Lächelnd hielt er die Flasche hoch. »Mit einem Korkenzieher wollte ich mich nicht herumplagen, deshalb habe ich eine Flasche mit Schraubverschluss genommen. Das Mädel, das mir den Wein verkauft hat, sagte, es sei ein guter Roter aus Chile. Tja, sie war Rumänin, ich glaube also nicht, dass sie viel von Wein verstanden hat.« Er kippte etwas Wein aufs Grab. »Prost, Robbie«, sagte er, nahm einen tiefen Zug und wischte sich anschließend den Mund mit dem Ärmel ab. »Qualitätswein, markantes Bouquet, Schwarze Johannisbeere und Himbeere im Abgang.« Er kicherte. »Du hast mich ertappt – das steht auf dem Etikett. Genau richtig für rotes Fleisch und Pasta. Was zum Teufel weiß ich davon? Ich bin ein Biertrinker, stimmt's? Oder ein Whiskytrinker, wenn es ernsthaft zur Sache geht.«

Nightingale trank noch einen Schluck und goss noch mehr Wein auf den Erdhügel. »Ich weiß, das ist ein verdammt Klischee, dass einer am Grab seines Freundes einen Drink mit ihm teilt und mit ihm spricht, aber mir ist nichts Besseres eingefallen. Tatsächlich habe ich sogar an den Trick mit dem Glas und den Buchstaben gedacht, aber ich würde mich wie der letzte Trottel fühlen, wenn du mich dann noch einmal auffordern würdest, Jenny zu vögeln.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe es nicht mit ihr getrieben. Und ich bezweifle auch, dass ich das jemals tun werde. Ich möchte nicht verderben, was wir haben – oder auch nicht verderben, was wir nicht haben. Jedenfalls, so oder so, wir haben es nicht gemacht. Und werden es wahrscheinlich auch niemals tun.« Er hob die Augen zum Himmel. »Ja, ich habe das ›wahrscheinlich‹ gehört. Ein Freud'scher Versprecher?«

Nightingale roch am Flaschenhals. »Der ist gar nicht schlecht, oder? Aber er verschafft einem nicht dasselbe warme Gefühl wie ein guter Whisky. Oder auch ein schlechter.« Er trank noch einen Schluck. »Meine Mutter ist gestorben, Robbie. Meine richtige Mutter. Meine *genetische*

Mutter.« Er runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, warum ich das gesagt habe. Weil ich bei ihr gar nicht das Gefühl habe, dass sie meine richtige Mutter ist. Sie war einfach nur eine bedauernswerte Frau, die nicht einmal selbständig essen konnte und die sich von einem Betrüger, der alt genug war, ihr Vater zu sein, dazu hatte rumkriegen lassen, mich zur Welt zu bringen. Sie hat sich die Pulsadern mit einem Messer aufgeschnitten. Jetzt wird ihre Bestattung organisiert. Ich glaube nicht, dass sie so gut besucht sein wird wie deine, Kumpel. Hast du Chalmers gehört? Der hat ein paar wirklich nette Dinge gesagt. Einen Moment lang wollte ich schon glauben, er wäre ein neuer Mensch geworden, aber dann hat er mich einbestellt und geröstet, weil er mich dafür verantwortlich machen will, dass der Volltrottel, der dich überfahren hat, sich umgebracht hat.«

Nightingale fluchte heftig. »Hat dir eigentlich nie jemand gesagt, dass du nach beiden Seiten schauen musst, wenn du über die Straße gehst, du dummer Sack? Wie konntest du nur vor ein verdammtes Taxi laufen? Und dann auch noch an einem Freitag, dem dreizehnten. Noch so ein dummes Klischee.«

Nightingale trank mehr und ließ noch einen Schluck Wein auf das Grab schwappen. »Na gut, die Sache ist die, Robbie. Jetzt sag ich dir, warum ich an deinem verdammt Grab sitze und eine Flasche billiges Gesöff mit dir teile.« Er holte tief Luft. »Ich brauche ein Zeichen, Robbie. Du musst mir Bescheid geben, dass es nach dem Tod noch etwas gibt, dass du noch immer irgendwo bist, dass es nicht ...« Nightingale schloss die Augen und fluchte erneut. »Was zum Teufel mache ich eigentlich?«, murmelte er. »Das ist doch verrückt. Wahnsinnig.«

Er schlug die Augen auf. »Bin ich verrückt? Sitze ich hier und rede mit mir selbst? Oder kannst du mich hören? Das muss ich wissen, Robbie. Ich muss das wirklich wissen. Ich brauche etwas. Ein Zeichen. Etwas, woraus ich schließen kann, dass der Tod nicht das Ende ist. Du weißt, was so wichtig ist, Robbie. Du weißt, warum ich es wissen muss. Gib mir einfach ein Zeichen. Bitte.«

Eine Sternschnuppe leuchtete am Himmel auf und verschwand so schnell, wie sie aufgetaucht war.

Nightingale lachte rau. »Mehr kannst du nicht tun?«, fragte er. »Ein verdammter Meteorit? Ein beschissener Klumpen Eis und Stein? Ich brauche

etwas Reales, Robbie. Ich muss deine Stimme hören oder dich sehen oder deine Hand auf meiner Schulter spüren. Das ist doch nicht zu viel verlangt, nachdem wir so viele Jahre Freunde waren.«

Er trank noch mehr Wein. »Noch jemand, den ich gekannt habe, ist kürzlich gestorben. Hat sich umgebracht. Ein Klient von mir. Er wollte, dass ich seiner Frau nachspüre, und als er dahintergekommen ist, dass sie eine Affäre hatte, hat er sich umgebracht. Er hat sich verdammt nochmal umgebracht, und jetzt gibt seine Frau mir die Schuld, überhäuft mich mit Schimpfnamen und droht damit, mich vor Gericht zu bringen ... Das wird sie natürlich nicht tun. Aus ihr sprechen einfach nur Trauer und Wut. Wenn man jemanden verliert, möchte man um sich schlagen. Als ich von deinem Tod erfahren habe, hätte ich am liebsten den Fahrer des schwarzen Taxis umgebracht, der dich überfahren hat. Aber er war einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort. Genau wie du. Das ist einfach eines dieser Dinge, die passieren. Eines dieser verdammt blöden Dinge. Wenn du eine Sekunde später vom Bürgersteig heruntergetreten wärest oder wenn er einen anderen Weg gefahren wäre oder wenn er einfach nur geschaut hätte, wohin er fährt, wärest du immer noch da, und ...« Nightingale verstummte. Er stöhnte auf, legte sich auf seinen Regenmantel zurück und starrte zum Nachthimmel hinauf, die Flasche auf seinen Bauch gestellt. »Er ist tot, der Mann, der das Taxi gefahren hat. Er hat sich umgebracht. Hat sich die Pulsadern bis auf den Knochen hinunter aufgeschnitten. Gott weiß warum. Vielleicht aus Kummer. Vor lauter Schuldgefühlen.« Nightingale seufzte. »Die Sache mit den Selbstmördern ist doch, dass die nicht wirklich über den Tod nachdenken, über das, was er bedeutet. Du weißt das – du hast die Kurse besucht. Sie glauben, dass das, was sie tun, etwas beweist oder jemandem wehtut, und weil sie nicht logisch denken, stellen sie sich vor, dass sie da sein und sehen werden, welche Wirkung ihr Tod hat. Sie stellen sich vor, sie könnten bei ihrer eigenen Beerdigung zugegen sein und sehen, wie alle weinen und sagen, wie leid es ihnen tut. Wenn sie wirklich über das nachdächten, was ihnen bevorsteht, würden sie sich an jede Sekunde ihres Lebens klammern, weil das Leben alles ist, was es für uns gibt, richtig? Sag es mir, Robbie, habe ich recht?« Er grinste. »Das kannst du nicht, oder? Denn wenn der Tod wirklich das Ende ist, verschwende ich hier meine Zeit. Man kann nicht beweisen, dass

es etwas nicht gibt, stimmt's? Oder ist die Tatsache, dass von dir nichts kommt, die Antwort auf meine Frage, und ich bin nur zu dickköpfig, es einzusehen?«

Eine Eule heulte. »Das reicht mir auch nicht, Robbie. Gib mir etwas Größeres. Was ist mit diesen Nonnen, die Statuen bluten sehen oder Lahme gehen machen oder Stimmen hören? Wenn sie Stimmen hören können, warum zum Teufel kannst du dann nicht mit mir reden? Flüstere mir nur etwas zu, Robbie – keiner braucht davon zu erfahren. Und wenn es gegen die Regeln ist, dann scheiß drauf, weil wir beide aus demselben Holz geschnitzt sind. Wenn es um des größeren Guten willen nötig ist, verbiegen wir eben die Regeln. Flüstere einfach nur meinen Namen.«

Der Wind legte zu, und die Äste der Nadelbäume peitschten hin und her und raunten wie ein Wald voll Mörder.

»Die Bäume zählen auch nicht, Robbie. Hör auf, mich zu verarschen.«

Der Wind erstarb. Nightingale schloss die Augen und horchte auf das Geräusch seines eigenen Atems. Es wurde totenstill. Kein Wind, kein Verkehrslärm, keine heulenden Eulen und bellenden Füchse. Einfach nur Stille. Vielleicht war so der Tod, überlegte er. Einfach nichts. Perfekte Stille, perfekte Dunkelheit, die ganze Ewigkeit lang nichts mehr. Er holte tief Luft und hielt den Atem an. Kein Geräusch, kein Licht, keine Gefühle, keine Gedanken. Nichts. Er atmete langsam aus.

»Ich begreife nicht, was los ist, Robbie. Ich begreife nicht, warum du gestorben bist. Ich verstehe nicht, warum mein Onkel Tommy seiner Frau mit einer Axt den Schädel eingeschlagen und sich dann selbst erhängt hat. Ich verstehe nichts von alldem.« Er seufzte. »Also, so sehe ich die Dinge, Robbie. Wenn der Tod das Ende ist, wenn es nichts anderes als dieses Leben gibt, dann macht das Ganze eigentlich keinen Sinn, oder? Der Tod ist Scheiße, Robbie, das weißt du. Anna ist am Boden zerstört, und es wird lange, sehr lange dauern, bis sie sich auch nur einigermaßen fängt. Und was ist mit deinen Kindern? Die Zwillinge glauben immer noch, dass du wiederkommst – sie haben keine Ahnung, was ›tot‹ bedeutet. Scheiße, Robbie, du hättest doch einfach nur beim Überqueren der Straße nach links und rechts schauen müssen. Das lernen doch schon die Erstklässler, Mensch noch mal.«

Nightingale öffnete die Augen und starrte zum Mond hinauf. »Wenn du könntest, würdest du mit Anna reden, nicht wahr? Du würdest ihr sagen, dass sie sich keine Sorgen machen und den Kindern einen Kuss von dir geben soll. Und ich bin mir sicher, meine Mum und mein Dad hätten dasselbe für mich getan. Aber du hast nichts dergleichen unternommen, und sie auch nicht, was bedeutet, dass ihr das nicht könnt, und der Grund dafür ist, dass ihr tot und für immer verschwunden seid.«

Er schloss erneut die Augen. »Wenn also tot tot ist und es danach nichts mehr gibt, ist dieser ganze Unsinn, dass Gosling meine Seele verkauft hat, wirklich einfach nur Unsinn. Es gibt keine Seelen, die man verkaufen könnte. Es gibt keinen Gott und keinen Teufel, keinen Himmel und keine Hölle, und ich sollte einfach aufhören, mir Sorgen zu machen, was Gosling nun getan oder auch nicht getan hat. Denn das Einzige, worüber ich mir wirklich Sorgen machen muss, ist dann, dass ich eines Tages, früher oder später, genauso tot und begraben sein werde wie ihr.« Er lächelte. »Na ja, nicht begraben. Ich werde entweder über das Spielfeld von Manchester United ausgestreut sein oder in einer Eieruhr in Jennys Küche ruhen. Ehrlich gesagt, Robbie, ich weiß nicht, was schlimmer ist – zu wissen, dass der Teufel mich holen wird, oder zu wissen, dass es keine Hölle gibt und dass der Tod das Ende von allem ist.«

Nightingale hörte plötzlich Musik: die Rolling Stones, ›Paint it Black.« Es war sein Handy, das in seiner Manteltasche steckte. Nightingale lächelte in sich hinein. »Wenn du das jetzt bist, der mich anruft, wäre ich verdammt beeindruckt, Robbie.« Er kramte nach seinem Handy und drückte die grüne Taste, um den Anruf anzunehmen.

»Jack? Jack Nightingale?«

Nightingale erkannte die Stimme nicht, aber Hoyle war es jedenfalls nicht. »Ja?«

»Hier spricht Harry Wilde. Tut mir leid, dass ich Sie am Samstagabend störe, und es tut mir auch leid, dass ich Sie nicht schon früher zurückgerufen habe, aber ich hatte ein Riesentheater damit, mein Notizbuch wiederzufinden. Ich hatte es zu Hause gelassen, und meine Frau hatte es aufgeräumt, die Gute.«

Harry Wilde. Der Polizeisergeant, mit dem er in Gosling Manor gesprochen hatte. »Kein Problem, Harry«, sagte Nightingale. »Hatten Sie Glück mit den Telefonnummern?«

»Das alte Ehepaar hat in Gosling Manor gewohnt. An dem Tag, an dem Gosling sich umgebracht hat, hatte er ihnen frei gegeben, aber am nächsten Tag sind sie zur Arbeit erschienen und wurden im Haus befragt. Natürlich gab es nicht viel, was sie hätten sagen können. Ein paar Tage später haben sie ihren Restlohn erhalten und sind weggezogen. Leider wissen wir nicht, wohin.«

»Das war ja auch nicht von Interesse, weil das Verfahren gleich abgeschlossen wurde, oder?«

»Genau«, sagte Wilde. »Nachdem kein Zweifel mehr an einem Selbstmord bestand, haben wir es alle etwas ruhiger angehen lassen. Ich weiß allerdings ihre Namen. Millie und Charlie Woodhouse. Millicent und Charles. Mit dem Fahrer hatte ich mehr Glück. Er hat die Leiche entdeckt und war daher von größerem Interesse, aber da es ja offensichtlich Selbstmord war, war seine Befragung reine Formsache. Haben Sie etwas zu schreiben?«

Nightingale fischte seinen Parker-Kuli und eine Supermarktkquittung aus der Tasche. »Ja«, sagte er.

»Er heißt Alfie Tyler.« Wilde gab ihm eine Adresse und eine Handy-Nummer, und Nightingale schrieb beides auf.

»Ich sollte wohl nicht aus dem Nähkästchen plaudern, aber Alfie hatte früher einmal einen gewissen Ruf«, sagte Wilde. »Er hat als Schuldeneintreiber für eine der Londoner Gangs gearbeitet und wegen Körperverletzung vier Jahre gesessen.«

Nightingale bedankte sich und packte das Handy wieder weg. »Verdammt, Robbie, ich brauche einen richtigen Drink«, sagte er. Er stand auf und goss den Rest des Weins über dem Grab aus. »Von Rotwein kriege ich immer einen scheußlichen Kater«, sagte er und warf die leere Flasche zu den Bäumen hinüber.

Alfie Tylers Zuhause war nicht so, wie Nightingale es erwartet hatte. Es war ein Siebenzimmerhaus im Pseudo-Tudorstil mit einem hohen Schornstein am Stadtrand von Bromley. Es hatte eine Doppelgarage, und im Vorgarten lag ein mit Steinen eingefasstes Becken. Vor der Garage parkte ein glänzend schwarzer Bentley. Nightingale hatte das Wählerverzeichnis überprüft: Eine *Mrs. Tyler* gab es nicht. Nach einem flüchtigen Blick auf das Haus war Nightingale sich auch ziemlich sicher, dass hier keine kleinen Tylers wohnten. In der Annahme, dass das die beste Zeit war, Tyler zu Hause anzutreffen, war er am Sonntagvormittag dorthin gefahren.

Nightingale warf die Zigarette, die er geraucht hatte, auf den Bürgersteig und trat sie aus. Er hatte auf Tylers Festnetzanschluss angerufen und wusste, dass man zu Hause war. Anders als in Gosling Manor schien es keine Überwachungskameras zu geben. Das große, schwarze, schmiedeeiserne Tor war nicht verschlossen, und so stieß er es auf und ging über die Zufahrt zur Eingangstür. Die war schwarz gestrichen, und in der Mitte prangte ein großer, löwenkopfförmiger Türklopfer. Rechts an der Backsteinwand war außerdem eine Messingklingel angebracht.

Diese drückte Nightingale, und ein melodisches Läuten ertönte. Es klang wie eine klassische Melodie. Dann hörte Nightingale Schritte auf einem Holzboden, und die Tür ging auf. »Wer sind Sie?«, knurrte der Mann mit einem Südlondoner Akzent.

»Alfie Tyler?«, fragte Nightingale.

»Wer will das wissen?«, fragte Tyler und zog die Tür weit auf. Er war ein großer Mann, mindestens eine Handbreit größer als Nightingale, und Nightingale war etwas über eins achtzig. Und er hatte mächtige Oberarme, die die Ärmel seines Polohemds zu sprengen drohten, außerdem eine schlanke, aber muskulöse Taille. Am linken Handgelenk trug er eine goldene Rolex, am rechten ein breites Goldkettchen und am Zeigefinger der rechten Hand einen großen Münzring. Wie er da auf der Schwelle seines zwei Millionen Pfund teuren Hauses stand, die Arme vor der mächtigen Brust verschränkt, erhaschte Nightingale den Hauch eines sehr teuren Rasierwassers.

»Jack Nightingale«, antwortete er langsam und deutlich und achtete dabei genau auf eine Reaktion. Es kam keine, kein Zeichen, dass Tyler je von ihm gehört hatte.

Tyler starrte ihn mit seiner zweimal gebrochenen Nase wütend und verächtlich an. »Sind Sie ein Bulle?«, fragte er.

»Nein, nicht mehr«, antwortete Nightingale.

»Dann machen Sie, dass Sie von meinem Grundstück runterkommen, bevor ich Sie hier rausschmeiße«, sagte Tyler. Wegen seines grau melierten Haars und der Falten um Mund und Augen schätzte Nightingale ihn auf Mitte fünfzig, aber sein Körper entsprach eher dem eines dreißigjährigen Boxers, und Nightingale hatte keinen Zweifel, dass er mehr als fähig war, seine Drohung in die Tat umzusetzen.

Tyler wollte die Tür schließen, aber Nightingale setzte den Fuß über die Schwelle. »Ich will mich einfach nur mit Ihnen unterhalten, Alfie«, sagte er. Er zog seine Brieftasche heraus und gab ihm eine seiner Visitenkarten.

Tyler hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger und las sie mit finsterner Miene. »Ein Privatschnüffler?«, fragte er. »Ich zähle jetzt bis fünf, und wenn Sie dann nicht verdammt nochmal von meinem Grundstück verschwunden sind, reiße ich Ihnen den Arsch auf.« Er warf die Karte über Nightingales Schulter.

»Dann nehme ich meinen Wagen mit, ja?«

Tiefe Furchen gruben sich in Tylers Stirn. »Was?«

Nightingale zeigte auf den Bentley. »Das ist mein Auto«, sagte er.

Tyler legte ihm seine Bärentatze auf die Schulter und grub den Daumen in den Druckpunkt unter der Schulterpfanne. »Sie kotzen mich langsam an, Sie Privatschnüfflertrottel.«

»Ich bin der einzige Erbe von Ainsley Gosling«, erklärte Nightingale. »Ich habe das Testament gelesen, Alfie, und Sie oder der Bentley sind nicht darin erwähnt. Wenn ich also zu den Bullen gehe, steht der Wagen bald wieder in meiner Garage und Sie sitzen wieder hinter Gittern. Die Gefängnisse sind heute wesentlich überfüllter als damals, als Sie zum letzten Mal drin waren, und es heißt, das Essen sei schlechter geworden.«

Tyler sah Nightingale mit zusammengekniffenen Augen an. »Woher wissen Sie, dass ich im Knast war?«

»Ihr Strafregister ist mir egal, und es schert mich auch nicht, wem Sie die Knochen gebrochen oder nicht gebrochen haben, ich möchte einfach nur etwas über Ainsley Gosling erfahren.«

»Mr. Gosling hat gesagt, wenn er einmal nicht mehr da ist, gehört der Wagen mir.«

»Er ist aus dem Grab zurückgekommen, um Ihnen das zu sagen, nicht wahr?«, fragte Nightingale.

Tyler runzelte die Stirn. »Was?« Er ließ Nightingales Schulter los.

»Wann hat er Ihnen gesagt, dass der Wagen Ihnen gehört?«

»Andauernd. Er wusste, wie sehr ich das Auto mochte, und er sagte, ich könne es haben. Nach ... Sie wissen schon.«

»Dann hat er Ihnen also gesagt, dass er sich umbringen würde, oder wie?«

»Was? Nein, das hat er verdammt nochmal nicht. Worauf legen Sie es eigentlich an? Wollen Sie etwa behaupten, ich hätte etwas damit zu tun, dass er sich umgebracht hat? Das ist doch Scheiße.« Er stemmte die Fäuste in die Hüften und sah Nightingale finster an.

Nightingale steckte sich eine Zigarette an. Er sah, wie Tylers Nasenflügel sich blähten, und hielt ihm das Päckchen hin.

»Ich versuche, damit aufzuhören«, sagte Tyler.

»Eine schadet schon nicht«, sagte Nightingale gönnerhaft. Tyler zuckte die Schultern und griff zu. Nightingale gab ihm Feuer. »Okay, die Sache ist die, Alfie. In den nächsten ein, zwei Jahren brauche ich keinen Wagen und bin sowieso ein Cabrio-Fan. Ich spüre gerne den Wind im Haar.«

»Hä?«

»Was ich Ihnen sagen will, ist Folgendes: Ich bin vollkommen damit einverstanden, dass Sie den Bentley behalten, umsonst, gratis, wie auch immer, aber als Gegenleistung möchte ich, dass Sie mir erzählen, was Gosling in den Wochen vor seinem Tod so getrieben hat.«

Tylers Augen verengten sich. »Wo ist der Haken?«

»Es gibt keinen Haken, Alfie. Ich unterschreibe sogar hier an Ort und Stelle ein Dokument, in dem steht, dass er Ihnen gehört.«

Wieder runzelte Tyler die Stirn. »Krieg ich noch eine von den Karten da?«

»Nur wenn Sie mir versprechen, sie nicht wegzuwurfen«, sagte Nightingale.

»Was?«

»Sie sagen ganz schön oft ›was?‹ – wissen Sie das?« Nightingale reichte ihm eine neue Visitenkarte.

Tyler las die Karte mit gespitzten Lippen. »Warum hat Mr. Gosling Sie zu seinem Erben gemacht?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Erzählen Sie mir die Kurzversion.«

»Ich bin sein Sohn.«

»Mr. Gosling hat mir nie gesagt, dass er einen Sohn hat.«

»Tja, ich bin das Familiengeheimnis«, sagte Nightingale. »Aber Gosling Manor gehört jetzt mir. Und der Bentley genauso. Also, reden wir beide jetzt miteinander, oder nicht?«

Tyler zog lange an seiner Zigarette und nickte dann. »Okay«, sagte er. »Was wollen Sie wissen?«

»Ein bisschen Zeit werden wir brauchen«, sagte Nightingale. »Am besten, Sie bitten mich herein, dann können wir uns bei ein, zwei Drinks unterhalten.«

Tyler visierte an seinem Queue entlang, ließ die weiße Kugel gegen Nummer fünf krachen und grinste, als diese in eine Seitentasche schoss. »Und schon wieder schulden Sie mir einen Zehner«, sagte er und streckte die Hand aus.

Nightingale nahm seine Brieftasche heraus und reichte ihm einen Zehnpfundschein. »Daran erkennt man eine vergeudete Jugend«, sagte er.

Tyler hatte im Keller eine Bar eingerichtet, mit Flaschenhaltern, Zapfsäulen, einem Billardtisch, einer Jukebox, einem halben Dutzend Spielautomaten und allem Drum und Dran. An einer Wand hingen Dutzende gerahmter Fotos eines jüngeren Tyler mit bekannten Gangstern, Filmstars und sogar ein paar Angehörigen der Metropolitan Police. Nightingale erkannte zwei hochrangige Beamte des Flying Squad, die beide den Dienst aus gesundheitlichen Gründen quittiert hatten und nun in palastähnlichen Villen in Spanien lebten. Die meisten Gangster hatten sich entweder aus dem Geschäft zurückgezogen oder waren gestorben, aber soweit Nightingale sich erinnerte, hatte keiner hinter Gittern gesessen.

»Im Gefängnis gab es sonst nicht viel zu tun«, sagte Tyler.

»Wie lange haben Sie bekommen?«, fragte Nightingale.

»Ich war zweimal im Knast, achtzehn Monate und vier Jahre«, antwortete Tyler. »Als ich zum zweiten Mal rausgekommen bin, habe ich angefangen, für Mr. Gosling zu arbeiten. Er hat meinen Bewährungshelfer gekannt, und ich habe ihn besucht. Wir haben uns auf Anhieb verstanden.«

»Waren Sie je im Keller von Gosling Manor?«, fragte Nightingale.

»Keller? Wusste gar nicht, dass es einen gibt«, antwortete Tyler, während er die Kugeln wieder aufbaute. »Wie wär's mit zwanzig Pfund pro Spiel? Dann hätten Sie eine Chance, Ihr Geld zurückzugewinnen.«

»Hauen Sie mich übers Ohr, Alfie?«, fragte er.

»Das würde mir im Traum nicht einfallen«, antwortete Tyler. »Sie sind also wirklich Mr. Goslings Sohn?«

»Er hat mich bei der Geburt zur Adoption freigegeben«, sagte Nightingale. »Wie lange haben Sie für ihn gearbeitet?«

»Fast fünfzehn Jahre«, antwortete Tyler.

»Und er hat Sie gut bezahlt, oder? Denn Sie haben hier ja ein ganz schön feudales Heim.«

Tyler grinste. »Das Haus hier hatte ich schon lange, bevor ich für Mr. Gosling gearbeitet habe. Ich war in meinen besten Zeiten ziemlich produktiv.«

»Und warum waren Sie dann sein Chauffeur, wenn Sie das Geld gar nicht brauchten?«

»Er war ein ganz besonderer Mensch, Ihr Dad«, sagte Tyler und legte die weiße Kugel an die richtige Stelle. Er griff nach Nightingales Marlboros und nahm sich eine Zigarette heraus. »Er hatte genug Charme, um die Vögel von den Bäumen zu locken. Und was für Leute er kannte! Filmstars, Geschäftsleute, Profisportler. Jeder mochte Ainsley Gosling. Sie haben ihn umschwirrt wie Motten das Licht. Er hat sich mit einem halben Dutzend Premierministern beim Vornamen genannt. Ist zwar schon eine Weile her, aber die gute alte Mrs. Thatcher war dreimal in Gosling Manor zu Besuch. Sie war eine echte Lady. Für Ihren Dad hatte sie richtig was übrig.«

»Wenn er so beliebt war, warum habe ich dann nie etwas über ihn gelesen? Googeln ergibt ebenfalls Fehlanzeige. Es ist nie etwas über ihn in der Presse erschienen, auch gibt es keine Fotos. Es ist, als wäre er unsichtbar gewesen.«

»Er hatte ein ganzes Team von Beratern, die nichts anderes zu tun hatten, als seinen Namen aus den Zeitungen herauszuhalten. Und wenn jemand ihm wirklich einmal zu dicht auf den Pelz gerückt ist, na, sagen wir einfach, Mr. Gosling hatte so eine Art, den Leuten dabei zu helfen, so was wieder zu vergessen.«

»Jetzt ist es an mir, verwirrt dreinzuschauen und ›Was?‹ zu fragen.«

»Sie haben ihn nie kennen gelernt, oder?«

»Ich habe erst vor kurzem erfahren, dass er mein Vater war«, antwortete Nightingale.

»Er war nicht wie andere Männer, Ihr Dad«, sagte Tyler. »Er hatte eine ganz besondere Art. Eine innere Kraft.«

»Sie wissen, dass er ein Satanist war, oder?«

Tyler zuckte die Schultern. »Ich bin nicht der Typ, der andere Menschen abstempelt.«

»Er hat okkulte Schriften studiert – er hat Millionen für den Kauf von Büchern über Hexerei und Teufelsanbetung ausgegeben.«

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen.«

»Haben Sie ihn je dabei beobachtet, wie er Sachen gemacht hat?«

»Was für Sachen?«

»Wie er zum Beispiel einen Teufel heraufbeschworen hat.«

»Stehen Sie unter Drogen, Nightingale?«, fragte Tyler.

»Er war ein Satanist, und genau das tun Satanisten, oder? Sie dienen dem Teufel.«

»Ich habe ihn nie bei etwas dergleichen beobachtet«, sagte Tyler. »Ich war sein Fahrer, sein persönlicher Assistent und sein Leibwächter. Und ich würde gerne glauben, dass ich auch sein Freund war.« Er stieß die weiße Kugel an, und diese schoss mit einem Krachen, wie wenn ein Schädel von einem Baseballschläger zertrümmert wird, in das Dreieck der nummerierten Kugeln. Zwei von ihnen gingen ins Loch.

»Wie ist er an sein Vermögen gekommen, Alfie?«

»Das Geld ist ihm einfach zugeflogen. Ich habe nie jemanden gesehen, der so viel Glück hatte wie Mr. Gosling. Wenn er Gold kaufte, stieg dessen Preis. Wenn er Öl kaufte, schoss das nach oben. Alle Aktien, die er kaufte, explodierten im Wert.«

»Insiderhandel?«

»Glaube ich nicht. Ich denke, er hatte einfach Glück.«

»Glück?«

Tyler lochte schnell hintereinander drei Kugeln ein. Dann richtete er sich auf und legte das Queue über die Schulter. »Wir sind einmal in ein Casino gegangen. Er hatte zwei Mädels dabei, Model-Sängerinnen oder Sängerin-Schauspielerinnen – eine tolle Figur hatten die, Beine, die gar nicht mehr aufhören wollten. Keine von beiden konnte älter als neunzehn sein. Er hatte immer Glück bei den Damen.«

»Na ja, das ist wohl typisch für reiche Männer«, meinte Nightingale.

»Es war nicht wegen des Geldes«, entgegnete Tyler. »Ich meine, Mr. Gosling war ein großzügiger Mensch, verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich habe gesehen, wie Frauen auf ihn abfuhren, auch wenn sie gar nicht

wussten, wer er war oder wie viel er besaß. Es war, als hätte er Macht über sie, die Art Charisma, wie Filmstars es besitzen. Ich meine, er war ein alter Mann und so, aber er hatte nie ein Problem, junge Dinger aufzureißen.«

Er beugte sich über den Tisch, lochte eine weitere Kugel ein und griff dann nach seinem Bierglas. »Jedenfalls, die Mädels wollten ins Casino, und so habe ich alle zum Leicester Square gefahren. Mr. Gosling hat bei jedem Spiel gewonnen, bei dem er gesetzt hat. Er setzte sich an den Blackjack-Tisch mit dem höchsten Einsatz und gewann einfach eine Partie nach der anderen. Es war, als wüsste er im Voraus, welche Karten ausgeteilt werden würden.«

»Vielleicht hat er die Karten mitgezählt.«

Tyler schüttelte den Kopf. »Er hat sie kaum angeschaut. Er saß einfach nur da, alberte mit den Mädels herum, und vor ihm türmten sich immer mehr Jetons auf. Dann wollten die beiden Roulette spielen. Er hat ihnen Jetons im Wert von Tausenden von Pfund gegeben, und sie haben sie alle verspielt. Aber praktisch jedes Mal, wenn er eine Wette platziert hat, hat er gewonnen. Schließlich sind sogar ein paar Leute von der Casinoleitung gekommen, um zu sehen, was los war.«

»Hat man ihn rausgeworfen?«

Tyler kicherte. »Sie haben Mr. Gosling wirklich nicht gekannt, oder?«, sagte er. Er trank sein Bier. »Er hat sie angeschaut und auf seine typische Art gelächelt, und da haben sie zurückgelächelt und sind gegangen. Niemand hat Mr. Gosling je Ärger gemacht oder so. Wenn ein Restaurant voll war, bekam er trotzdem einen Tisch. Er wurde bedient wie ein Fürst. Meistens brauchte er nicht einmal zu fragen. Es lag nicht am Geld, es war ...«

»Macht«, beendete Nightingale den Satz für ihn.

»Ausstrahlung wollte ich sagen«, meinte Tyler. »Die Leute wollten ihm einfach helfen, wollten ihm das Leben leichter, ihn glücklicher machen, was auch immer. Vielleicht bin ich deshalb so lange bei ihm geblieben. Anders kann ich es nicht erklären.«

»Wahrscheinlich hat es zwischen Ihnen geprickelt«, sagte Nightingale. Tyler stellte sein Bierglas weg und packte sein Queue mit beiden Händen, das Gesicht angespannt. Nightingale hob beide Hände. »Ein Scherz«, sagte er.

»Ich bin nicht schwul«, knurrte Tyler.

»Es war ein Scherz«, wiederholte Nightingale. »Ich habe versucht, die Stimmung ein wenig aufzulockern. Denn sie sagen mir da gerade, dass Ainsley Gosling Macht über Menschen besaß. Und genau das habe ich schon einmal gehört.«

»Von wem?«

»Von ihm selbst. Er hat mir eine DVD hinterlassen, eine Art auf Video aufgezeichnetes Testament.« Er lächelte, um zu zeigen, dass Tylers drohender Blick ihn nicht einschüchterte. »Sie haben nicht zufällig den Umschlag auf den Kaminsims gestellt, oder?«

»Was?«, fragte Tyler und runzelte erneut die Stirn.

»Jemand hat in Gosling Manor einen Umschlag mit meinem Namen darauf hinterlassen. Darin habe ich den Schlüssel zu einem Wertschließfach gefunden, und in dem Schließfach lag die DVD.«

»Und was war darauf?«

Nightingale war da, um Tyler Fragen zu stellen, und nicht, um ihm sein Herz auszuschütten. »Nur das übliche Vater-Sohn-Gerede. Im Wesentlichen hat er sich dafür entschuldigt, dass er mich zur Adoption freigegeben hat. Er hat mich Ihnen gegenüber nie erwähnt? Kein einziges Mal?«

Tyler schüttelte den Kopf. »Niemals.«

»Oder meine Schwester, seine Tochter?«

»Er hat nie über Kinder gesprochen, hat nie erwähnt, dass er welche hatte oder welche wollte.«

»Ich habe das Gefühl, dass er in den letzten Jahren anders war.«

Tyler hielt sein Queue nun nicht mehr wie eine Keule, nahm es herunter und griff nach seinem Bier. »Er hat sich verändert, das stimmt«, sagte er. »Er ist öfter nach Übersee gereist und hat sich mit ein paar sehr merkwürdigen Leuten getroffen. Hat zentnerweise Bücher gekauft. Teure Bücher. Oft gegen Bares.«

»Okkulte Schriften?«

»Ich habe sie nicht alle gesehen, aber die, die ich gesehen habe, ja, da ging es um Hexerei und so. Und er hat angefangen, mehr Zeit für sich zu verbringen. Dann, seit letztem Jahr, hat er nach und nach sein Personal entlassen. Dann hat er seine Kunstsammlung und seine Möbel verkauft.

Ich habe ihn gefragt, was los ist, aber ich glaube, er hat mir eigentlich nie erklärt, was er im Sinn hatte.«

»Sie glauben das? Sie wissen es also nicht?«

Tyler seufzte. »Sie hätten ihn kennen müssen, um zu begreifen, wie es war. Er hatte so eine Art, einen, ich weiß nicht, anzuschauen, dass man vergessen hat, was man wollte, oder seine Meinung geändert hat. Wenn ich zum Beispiel einmal wirklich müde war und ihm das sagte, dann erwiderte er etwas, und plötzlich war es so, als hätte ich gerade eine Linie Koks gezogen. Oder ich sagte ihm zum Beispiel, ich könne an einem bestimmten Tag nicht arbeiten, weil ich etwas erledigen müsse, und im nächsten Moment hatte ich dann vergessen, was eigentlich so wichtig gewesen war, und war wie gewohnt bereit, ihn herumzufahren.«

»Er hat Sie hypnotisiert – ist es das, was Sie damit sagen wollen?«

»Nein, ich war nie in Trance, und er hat auch nie mit den Händen vor mir herumgefuchelt oder eine Uhr pendeln lassen.« Tyler setzte sich auf einen Barhocker. »Es war allerdings merkwürdig. Manchmal murmelte er etwas, und das kam mir nicht wie Englisch vor. Aber dann lächelte er, und ich vergaß es wieder.« Er führte die Hand an die Stirn. »Es klingt albern, wenn man darüber redet. Als hätte ich mir das alles nur eingebildet. Aber ich sage Ihnen, Jack, ich hätte mich für Ainsley Gosling erschießen oder erstechen lassen oder mich vor einen Zug geworfen.«

»Aber Sie haben sich nie gefragt, warum Sie das so empfunden haben? Wie er diese Loyalität bei Ihnen ausgelöst hat?«

»Es war eben seine Art«, sagte Tyler.

»Charisma«, meinte Nightingale.

»Ja, Charisma.« Tyler stellte sein Bier ab und lochte die restlichen Kugeln ein. Dann streckte er grinsend die Hand aus. Nightingale seufzte und gab ihm zwanzig Pfund. »Nochmal um den gleichen Einsatz?«, fragte Tyler.

»Ja, warum nicht?«, antwortete Nightingale und sah zu, wie Tyler die Kugeln wieder aufbaute. Er hatte um ein Corona gebeten, aber das Beste, was Tyler ihm anbieten konnte, war ein Budweiser gewesen. »Sie waren derjenige, der ihn gefunden hat, oder?«

»Ja. Eine Riesensauerei.«

»Er war allein im Haus?«

Tyler nickte. »Er hatte den Woodhouses den Abend frei gegeben.«

»Die Woodhouses? Das war das Paar, das sich um das Haus gekümmert hat, oder?«

»Millie und Charlie. Die hatten sogar noch länger für ihn gearbeitet als ich. Bis vor ein paar Jahren hatte er sehr viel Personal, aber dann hat er wie gesagt immer mehr Leute entlassen.«

»Wissen Sie warum?«

»Ihm ist das Geld ausgegangen. Er hat mich immer bezahlt, und Geld für Bücher schien bei ihm nie knapp zu sein, aber ich glaube, er hat beim Zusammenbruch des Aktienmarkts eine Menge verloren.«

»Wie sind Sie ins Haus gekommen?«

»Ich hatte einen Schlüssel. Ich bin wie immer in die Küche gegangen, um mit Millie einen Kaffee zu trinken, aber sie war nicht da. Ich habe bis etwa zehn gewartet und dann bin ich nach oben gegangen und habe ihn gefunden.«

»Gab es einen Abschiedsbrief?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Nennen Sie mich etwa einen Lügner?«

»Ich denke nur, dass er und Sie sich nahestanden, Alfie. Selbstmörder wollen ihre Handlung normalerweise erklären – sagen, warum sie es getan haben. Wenn er irgendjemandem etwas mitgeteilt hätte, dann Ihnen, oder?«

Tyler seufzte und richtete sich auf. »Es gab einen Brief, aber der hat nichts erklärt.«

»Und Sie haben wirklich keinen Umschlag für mich auf den Kaminsims im Salon gestellt?«

Tyler scharrte unbehaglich mit den Füßen.

»Tyler, Sie können mir ebenso gut alles erzählen. Es kann kein anderer als Sie gewesen sein. Sie haben die Leiche gefunden, und die Polizei hat keinen Umschlag gesehen, als sie da war.«

Tyler nickte langsam. »Na gut«, sagte er. »Es gab einen Brief für mich und einen Umschlag für Sie. Im Brief bat Mr. Gosling mich, abzuwarten, bis die Polizei und alle anderen wieder weg wären, dann den Umschlag auf den Kaminsims zu stellen und das Haus abzuschließen.«

»Und was haben Sie mit Ihrem Brief gemacht?«

»Ihn verbrannt. Darum hat er mich gebeten.«

»Und was stand sonst noch darin?«

»Einmal, dass ich den Bentley behalten kann. Dann hat er sich für die Sauerei entschuldigt. Mir aufgetragen, die Polizei zu rufen. Und es war noch etwas Geld für die Woodhouses beigelegt.«

»Wo sind die jetzt?«

»Keine Ahnung. Sie sind einfach gegangen. Ich glaube, sie haben ein Haus im Lake District.« Tyler bereitete den Tisch wieder vor und griff nach seinem Queue.

»Im Jahr vor seinem Tod oder so hat er eine Menge Bücher gekauft, richtig?«, fragte Nightingale.

»Wem sagen Sie das«, meinte Tyler. »Ich musste durchs ganze Land fahren und jede Woche oder so zum Flughafen und wieder zurück.«

»Was ist mit dem Tagebuch, das ein Mann namens Sebastian Mitchell geschrieben hat? Haben Sie das jemals gesehen? Ein großes, ledergebundenes Buch, in Spiegelschrift auf Lateinisch verfasst. Ich glaube, es war das Letzte, was Gosling gelesen hat.«

»Wie schon gesagt, er hat mir seine Bücher nicht gezeigt. Aber ich war ein paarmal bei Mitchell zu Hause.«

Nightingale blieb der Mund offen stehen. »Sie haben ihn kennen gelernt?«

»Kennen gelernt hab ich ihn nie, aber ich bin zu seinem Haus gefahren. Liegt bei Wivenhoe in Essex. Der reinste Palast, mein lieber Scholli! Und sehr scharf bewacht.«

Nightingale fuhr bis zu einem hohen, schmiedeeisernen Tor, das in eine drei Meter hohe Backsteinmauer eingelassen war. Er stieg aus dem MGB, ging zu einer kleinen Gegensprechanlage, die links in den Torpfosten eingebaut war, und drückte die Taste. Es summte, und er hörte ein statisches Rauschen, aber keiner sagte etwas. Nightingale beugte sich näher an das Sprechgitter heran. »Hallo«, sagte er. Es kam keine Antwort, wieder nur statisches Rauschen. An einem Stahlpfosten auf der anderen Seite der Mauer hing eine Überwachungskamera, die auf das Tor gerichtet war. Nightingale lächelte und reichte ihr den Führerschein entgegen. »Jack Nightingale«, sagte er. »Ich möchte Mr. Mitchell besuchen.« Er hatte keine Ahnung, ob ihn jemand beobachtete, und so steckte er den Führerschein wieder ein und ging zur Türsprechanlage zurück. »Jack Nightingale«, wiederholte er. »Ich möchte Mr. Mitchell besuchen.«

Das Rauschen hörte plötzlich auf, und eine Frau sprach in einem knappen, amtlichen Tonfall. »Mr. Mitchell empfängt keinen Besuch. Bitte entfernen Sie sich vom Tor. Danke.« Die Anlage verstummte.

Nightingale drückte die Taste erneut, und es rauschte wieder. »Ich heiße Jack Nightingale und möchte Mr. Mitchell aufsuchen. Mr. Sebastian Mitchell.«

»Mr. Mitchell empfängt keinen Besuch«, wiederholte die Frau.

»Können Sie ihm sagen, dass es um das Buch geht, das er geschrieben hat? Sein Tagebuch.«

»Mr. Mitchell empfängt niemals Besuch«, sagte die Frau. »Wenn Sie nicht sofort verschwinden, rufen wir die Polizei.«

Wieder statisches Rauschen. Nightingale beugte sich zur Anlage vor. »Sagen Sie ihm, dass mein Vater Ainsley Gosling war.« Das Rauschen hörte auf, und nun war nur noch das Vogelgezwitscher von den Bäumen auf der anderen Straßenseite zu hören. Der Türdrücker summte, und die Tür schwang auf. Er drehte sich um, schaute zur Überwachungskamera hinauf, grüßte scherzhaft, stieg dann wieder in den MGB und fuhr durchs Tor. Der Fahrweg wand sich nach rechts und endete vor einem dreigeschossigen Würfel aus Glas und Beton. Eine weiße Marmortreppe

führte zu einer weißen, doppelt mannshohen Tür, die sich schon öffnete, als er aus dem Wagen stieg. Zwei Männer in schwarzen Anzügen und mit undurchdringlichen Sonnenbrillen kamen die Treppe zu ihm herunter.

Nightingale wusste instinktiv, dass sie ihn durchsuchen würden, und so lächelte er freundlich und hob die Arme. Einer der Männer, stämmig und mit rasiertem Schädel, drückte langsam und methodisch seine Arme und Beine und arbeitete sich dann von seinem Hals bis zu den Leisten hinunter. Er fand Nightingales Handy und untersuchte es sorgfältig, bevor er es zurückgab. »Ein Ausweispapier mit Foto«, sagte er. Er war kein Engländer, wie Nightingale hörte. Vielleicht Serbe oder Bosnier.

Nightingale reichte dem Mann seinen Führerschein.

»Visitenkarte.« Der Mann streckte seine andere Hand aus. Nightingale nahm seine Brieftasche heraus und gab ihm eine.

Der zweite Mann ging langsam um den Wagen herum und überprüfte ihn von innen und von außen. Nightingale nickte lächelnd, doch keiner beachtete ihn.

Der Leibwächter mit dem Führerschein ging die Treppe hinauf zu einer Frau, die gerade aus dem Haus gekommen war. Sie trug ein schwarzes Kostüm, dessen Rock unmittelbar über dem Knie endete, eine weiße Bluse und schwarze, hochhackige Schuhe. Ihr blondes Haar war mit einem schwarzen Band zurückgebunden.

Als der Mann ihr den Führerschein und die Visitenkarte gab, hob ein Windstoß sein Jackett hinten an, und Nightingale erhaschte einen Blick auf eine schwarze Pistole in einem Halfter aus Leder und Nylon. Schien eine Glock zu sein. Die Frau betrachtete Führerschein und Karte und winkte Nightingale dann, die Treppe hinaufzukommen. Er wollte ihr die Hand schütteln, aber sie gab ihm einfach nur seinen Führerschein und seine Karte zurück. »Ich heiße Sylvia, Mr. Nightingale. Es gibt bestimmte Hausregeln, die Sie bis ins Detail befolgen müssen, wenn Sie sich mit Mr. Mitchell treffen wollen.«

»Ich verstehe.«

»Nein, durchaus nicht«, entgegnete sie. »Sie werden alles tun, worum ich Sie bitte, oder Sie dürfen nicht mit ihm sprechen.« Sie drehte sich um und ging ins Haus zurück. Noch zwei Männer in schwarzen Anzügen und mit dunklen Brillen standen in der großen Eingangshalle aus weißem

Marmor, die Hände über dem Schritt verschränkt. Der Eingangsbereich wurde von zwei Überwachungskameras aus Edelstahl erfasst.

Eine marmorne Wendeltreppe, auf die eine weitere Überwachungskamera gerichtet war, führte in die Obergeschosse, und ein gläserner Leuchter, der aussah wie ein erstarrter Wasserfall, hing von der Mitte der Decke herab. Ein halbes Dutzend jadeschwarze Türen mit glänzend weißen Klinken gingen von der Eingangshalle ab. Mit auf dem Marmor klackenden Schritten ging Sylvia in die Mitte der Halle und blieb unter dem Glaswasserfall stehen. Sie wandte sich Nightingale zu und zeigte auf eine Tür. »Dahinter liegt ein Badezimmer. Ziehen Sie sämtliche Kleidungsstücke aus, und duschen Sie sich mit dem bereitliegenden Gel. Waschen Sie sich mit demselben Gel zweimal die Haare. Mit der bereitliegenden Bürste säubern Sie Finger- und Zehennägel. Es gibt keine Handtücher, aber eine Trockenkabine, in die Sie sich hineinstellen können. Sobald Sie trocken sind, ziehen Sie den bereitliegenden Bademantel an, und kommen Sie wieder hierher. Berühren Sie Ihre Kleider nach dem Duschen nicht mehr. Haben Sie irgendwelche Fragen?«

»Nur eine einzige«, sagte Nightingale. »Ich sagte, ich sei der Sohn von Ainsley Gosling, aber ich heiße Nightingale. Trotzdem haben die unterschiedlichen Nachnamen Sie anscheinend nicht überrascht.«

»Offensichtlich hat Mr. Mitchell Sie erwartet«, antwortete Sylvia. Sie zeigte auf die Badezimmertür. »Wenn ich bitten darf.«

Im Badezimmer hingen zwei Überwachungskameras aus Edelstahl, was Nightingale angesichts der bewaffneten Männer in der Eingangshalle übertrieben vorkam. Er war sich sicher, dass die Kameras kontrolliert wurden, gab sich aber nicht damit ab, seine Scham zu bedecken. An einer Reihe von Edelstahlhaken hingen weiße Kunststoffkleiderbügel. Er zog seine Kleider aus und hängte sie auf die Kleiderbügel. An einem der Haken hing ein strahlend weißer Bademantel. Er rollte seine Socken zusammen und steckte sie in die Schuhe, nahm seine Uhr ab und stellte sich vor eine der Kameras, die Arme seitlich ausgestreckt. »Zufrieden?«, fragte er.

Die Kamera starrte zu ihm zurück. Er trat in die gläserne Duschkabine. Rundum waren Wasserdüsen, und als er den Mischhebel bediente, spritzte das Wasser aus allen Richtungen auf ihn. In der Dusche hing ein Seifenspender voll leuchtend grünem Gel. Nightingale massierte es sich ins Haar und verrieb es auf seinem Körper. Es roch nach Minze und kribbelte auf der Haut. Auf einer Drahtablage unter dem Seifenspender lag eine brandneue Nagelbürste aus Kunststoff, mit der er sich methodisch die Nägel säuberte. Dann spülte er das Gel ab und wiederholte den Vorgang.

Die Trockenkabine war aus Edelstahl und hatte dieselben Maße wie die Duschkabine und einen Boden aus Gummi. Sobald er hineintrat, blies warme Luft über seinen Körper und liebte ihn wie ein sanfter Sommerwind. In weniger als drei Minuten war er trocken. Er zog den Bademantel an, der ihm bis an die Knöchel reichte. Es gab weder Kamm noch Bürste, und so stellte er sich vor den raumhohen Spiegel und strich sein Haar so gut wie möglich mit den Fingern glatt.

Sylvia erwartete ihn in der Eingangshalle, flankiert von zweien der Männer in dunklen Anzügen. »Zeigen Sie mir Ihre Hände«, sagte sie. Er streckte sie aus, und sie überprüfte die Nägel und nickte dann. »Es gibt ein Prozedere, von dem nicht abgewichen werden darf«, sagte sie. »Wenn Sie auch nur eine der Regeln brechen, die ich Ihnen gleich gebe, ist das Treffen sofort zu Ende.«

»Ich werde brav sein.«

Sie übergang seinen kleinen Scherz. »Mr. Nightingale, Sie werden sehen, dass Mr. Mitchell sich innerhalb eines Pentagramms aufhält. Sie dürfen sich dessen Außenrand nicht weiter als bis auf zwei Meter nähern.«

»Warum?«

»Es gibt keine Gründe, Mr. Nightingale. Es gibt nur Regeln, die befolgt werden müssen. Wenn Sie irgendeinen Versuch machen, näher als zwei Meter heranzukommen, werden meine Kollegen hier Sie aufhalten.«

»Wie denn?«

»Mit allen Maßnahmen, die notwendig sind.«

»Sie werden mich erschießen, wenn ich versuche, in den Kreis zu kommen?«

»Sie werden alle notwendigen Maßnahmen ergreifen«, wiederholte Sylvia. »Sie dürfen nichts unternehmen, um Mr. Mitchell zu berühren oder ihm etwas zu geben.«

»Also dürfen wir uns nicht küssen?«

»Das ist nicht zum Lachen, Mr. Nightingale«, erklärte Sylvia verächtlich. »Wenn Sie sich weigern, das hier ernst zu nehmen, muss ich Sie bitten zu gehen.«

Nightingales Gesicht wurde hart. »Ich glaube nicht, dass Sie das können, Sylvia, mein Schatz«, sagte er. »Denn wie ich es sehe, sind Sie hier nur eine Angestellte. Sie tanzen nach Mr. Mitchells Pfeife, und Mr. Mitchell hat beschlossen, dass er mich sehen möchte. Als ich draußen stand, wollten Sie die Bullen rufen und mich wegschaffen lassen, aber sobald Mr. Mitchell erfahren hat, wer ich bin, haben Sie eine andere Tonart angeschlagen. Er hat Ihnen befohlen, mich hereinzulassen, was bedeutet, dass er mich sehen möchte, was wiederum bedeutet, dass Sie mich nicht auffordern werden, von hier zu verschwinden. Tun Sie also Ihre Arbeit, und lassen Sie mich zu ihm, und hören Sie auf, mir gegenüber das Arschloch zu spielen, denn ich habe im Laufe der Jahre schon mit einigen richtig harten Burschen zu tun gehabt, und glauben Sie mir, denen können Sie nicht das Wasser reichen.«

Sylvia spannte die Kinnlade an, und wenn Blicke hätten töten können, wäre es jetzt um Nightingale geschehen gewesen, aber er sah in ihren Augen, dass er recht hatte. Sie besaß nicht die Autorität, ihn von dem Mann

fernzuhalten, den er aufsuchen wollte. Sie ging an ihm vorbei, so nah, dass er den feinen Duft ihres Parfüms roch. »Folgen Sie mir«, sagte sie.

Sebastian Mitchell befand sich in einem Raum im Erdgeschoss, das auf den Garten hinter dem Haus hinausging. Der Boden war mit demselben weißen Marmor ausgelegt, der auch in der Eingangshalle verwendet worden war, und die Wände waren weiß gestrichen. Mitchell saß in einem grünledernen Ohrensessel, über Mund und Nase eine Sauerstoffmaske, von der ein dünner, durchsichtiger Schlauch zu einem hohen Zylinder führte, der links hinter ihm stand. Ein Herzüberwachungsgerät war mit einem Sensor auf seiner Brust verbunden.

Er war ein alter Mann, mindestens neunzig, mit fedrigem, weißem Haar und einer grauen, von Leberflecken gesprenkelten Haut. Er trug einen ähnlichen Bademantel wie Nightingale, vorne offen, und darunter weiße Baumwollboxershorts. An den Füßen hatte er blassblaue Pantoffeln.

Der Raum war groß, beinahe so groß wie der Hauptraum in Gosling Manor. Glastüren gingen auf eine steingeflieste Terrasse hinaus, die ihrerseits zu weiten Rasenflächen führte; diese waren so glatt wie ein Billardtisch. In jeder Ecke des Raums stand ein Leibwächter. Im Gegensatz zu den Männern draußen hatten sie ihre Jacketts ausgezogen, die Sonnenbrillen hatten sie dagegen aufbehalten. Zwei trugen Schulterhalfter aus Nylon mit Glock-Pistolen, einer eine Ingram-MP an einem Riemen und der vierte hielt eine Schrotflinte vor der Brust. Sie starrten regungslos geradeaus.

Nightingale ging auf Mitchell zu, und seine nackten Füße klatschten auf den Marmorboden. Sylvia folgte ihm, das Klacken der hohen Absätze wie ein zu stark aufgedrehtes Metronom. »Nicht zu dicht, vergessen Sie das nicht, Mr. Nightingale«, ermahnte sie ihn.

Ein schwarzer Kreis lief über den Boden und umschloss die Spitzen eines fünfzackigen Sterns. Zunächst dachte Nightingale, das Bild sei auf den Marmor aufgemalt worden, aber als er näher herankam, sah er, dass es tatsächlich in den weißen Marmor eingelassen war. Es gab noch andere Zeichen in dem Kreis, sonderbare Markierungen und Buchstaben eines Alphabets, das er nicht kannte. An jeder Spitze des Sterns brannte eine große, weiße Kerze, aber es gab keinen Rauch, nur reine, gelbe Flammen.

Das einzige andere Möbelstück im Zimmer war ein Krankenhausbett, das in der Mitte des Kreises neben dem Sessel stand.

»Danke, dass Sie mich empfangen«, sagte Nightingale.

Mitchell hustete und setzte dann die Sauerstoffmaske ab. »Sie haben die Augen Ihres Vaters«, sagte er. »Und die Kinnpartie.«

»Ich glaube nicht, dass sonst irgendjemand eine Familienähnlichkeit erkennt«, meinte Nightingale.

»Hat er Sie geschickt?«, fragte Mitchell.

»Er ist tot«, antwortete Nightingale.

Mitchell runzelte die Stirn und rückte die Sauerstoffmaske wieder vors Gesicht. »Wie ist er gestorben?«

»Selbstmord.«

»Wie?«

»Mit der Schrotflinte in den Kopf.«

»Wann?«

»Letzte Woche.«

Mitchell begann zu lachen, aber das Lachen ging bald in ein Husten über. Als er sich wieder unter Kontrolle hatte, zog er ein Papiertaschentuch aus einer Schachtel und betupfte sich die Lippen. Es hatte rote Flecken, als er es wegnahm. Er knüllte es zusammen und warf es in einen stählernen Abfalleimer. »Wie alt sind Sie?«, fragte er.

»Nächsten Freitag werde ich dreiunddreißig.«

Mitchell nickte langsam, und ein grausames Lächeln trat in sein Gesicht. »Heute ist der Tag des Herrn, es sind also nur noch fünf Tage«, sagte er.

»Er hat versucht, aus dem Vertrag herauszukommen, wissen Sie das?«

»Er hat mir ein Video hinterlassen, in dem er mir alles berichtet hat.«

Mitchell lachte scharf auf. »Ich glaube kaum, dass er Ihnen *alles* berichtet hat«, sagte er. »Aber er hat seine Zeit verschwendet. Es gab nichts, was er tun konnte. Und deswegen sind Sie jetzt natürlich zu mir gekommen. Aber Sie verschwenden ebenfalls Ihre Zeit, genau wie Ihr Vater.«

»Er hat Sie um Hilfe gebeten?«

»Ich glaube nicht, dass Ihr Vater in seinem Leben je um etwas gebeten hat. Er hat gefordert. Er hat gedroht. Er hat verhandelt. Aber selbst wenn er sich vor mir niedergekniet und mich angefleht hätte, selbst wenn ich

ihm hätte helfen wollen, hätte sich doch nichts machen lassen. Vertrag ist Vertrag.« Er beugte sich vor, regelte die Sauerstoffzufuhr, nahm mehrere tiefe Atemzüge aus der Maske und lehnte sich in seinen Sessel zurück. »Haben Sie mein Buch gelesen?«

»Zum Teil.«

»Sie können Latein lesen?«

»Eine Freundin hat mir geholfen.«

»Dann wissen Sie also, was Ihnen bevorsteht?«

»Ich sagte, dass ich es gelesen habe. Aber nicht, dass ich es glaube.«

Mitchell hustete und setzte die Maske wieder ab, um sich die Lippen zu betupfen. Das blutbefleckte Papiertaschentuch folgte dem ersten in den Abfalleimer. »Es spielt keine Rolle, ob Sie es glauben oder nicht. Vertrag ist Vertrag.«

»Warum an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag? Warum hat der Teufel, mit dem Gosling den Vertrag abgeschlossen hat, meine Seele nicht gleich nach der Geburt geholt?«

»Eine Seele, die nicht gelebt hat, hat keinen Wert«, antwortete Mitchell.

»Es gibt sieben Zyklen zu je elf Jahren. Der Beginn des vierten Zyklus, wenn der Körper seine Blütezeit erreicht hat, ist der kostbarste.«

»Und der Vertrag sah vor, meine Seele gegen Reichtum und Macht einzutauschen?«

»Ich weiß nicht, was Ihr Vater verlangt hat. Aber was immer es war, er hat es bereut. Am Ende.«

»Und da ist er dann zu Ihnen gekommen?«

»Er ist immer wieder gekommen. Jede Woche stand er vor meiner Tür. Er wusste, dass ich einen Vertrag mit Proserpina geschlossen hatte. Und da dachte er, ich könnte ihm aus dem Vertrag heraushelfen, den er selbst abgeschlossen hatte.«

»Proserpina?«

Mitchell grinste. »Sie wissen wirklich gar nichts, oder?«

»Ich befinde mich auf einer ziemlich steilen Lernkurve, ja.«

»Proserpina ist die Teufelin, mit der Ihr Vater den Vertrag geschlossen hat. Ein Biest der ersten Ordnung.«

»Und Sie wollten ihm nicht helfen?«

»Ich wollte nicht, ich konnte nicht, das läuft aufs Gleiche hinaus. Vertrag ist Vertrag und Schluss.« Er kicherte. »Schluss mit Ihnen.«

»Warum haben Sie ihm Ihr Tagebuch gegeben, wenn Sie ihm nicht helfen wollten?«

Mitchell kicherte trocken. »Das glauben Sie also? Dass ich es ihm gegeben habe? Ihr Vater hat es mir gestohlen. Er hat seine Leute nachts hierhergeschickt. Sie haben zwei von meinen Männern getötet und es mitgenommen.«

»Warum eigentlich? Was ist denn so wichtig an Ihrem Tagebuch?«

»Er dachte, es würde ihm eine Möglichkeit zeigen, aus dem Vertrag herauszukommen. Aber da irrte er sich. Im Buch stehen viele Dinge, aber aus einem Vertrag mit Proserpina herauszukommen, ist keine Option.«

»Wie wäre es, wenn ich Ihnen das Tagebuch zurückgäbe?«

Mitchell starrte Nightingale an. »Das wäre ehrenwert von Ihnen«, sagte er.

»Wenn ich es täte«, meinte Nightingale, »was könnten Sie dann für mich tun?«

»Was hätten Sie denn gerne?«

»Ich will einfach nur das alles hier vergessen und mit meinem Leben weitermachen, Mr. Mitchell.«

»Das ist leider keine Option«, erklärte Mitchell. Er hustete wieder los und beugte sich vor, um die Sauerstoffzufuhr zu regeln. Er tat mehrere tiefe Atemzüge, um sich unter Kontrolle zu bekommen. »Mit einem Teufel, irgendeinem Teufel, einen Vertrag zu schließen, das ist durchaus einfach. Die Informationen sind zu haben. Die Teufel wollen kontaktiert werden, sie wollen Verträge schließen. Dafür sind sie ja da – um Seelen zu ernten. Selbst jemand, der im Bereich des Okkultismus nur dilettiert, findet bald heraus, wie man einen Teufel beschwört. Früher haben die Leute in Büchern nachgelesen, aber heute ist es das Internet. Google wirft Zehntausende von Seiten aus, die einem sagen, was man tun muss. Wenn der Vertrag aber einmal geschlossen ist, gibt es kein Zurück mehr. Das habe ich auch Gosling gesagt, er hat trotzdem immer wieder nachgefragt und mich bedrängt. Er dachte, die Antwort wäre in meinem Tagebuch zu finden, aber so ist es nicht. Im Tagebuch steht, wie man Proserpina und

ihresgleichen beschwört, aber nicht, wie man von einem Vertrag zurücktritt.«

»Und was haben Sie bekommen? Was wollten Sie von ihr?«

Mitchell grinste höhnisch. »Das bleibt zwischen mir und Proserpina«, sagte er.

»Aber Sie haben nicht versucht, aus dem Vertrag herauszukommen?«

»Ich wusste, worauf ich mich eingelassen hatte«, sagte er. »Ich war nicht wie Ihr Vater. Der war zu begierig. Er hat das, was er getan hat, nicht durchdacht. Ich dagegen wusste genau, was ich tue, und ich habe einen Handel abgeschlossen, mit dem ich zufrieden bin.«

»Sie haben Ihre Seele verkauft?«

»Das ist kompliziert«, antwortete Mitchell. »Meine Seele ist einer höheren Gottheit als Proserpina versprochen, aber sie würde sie natürlich gerne in die Hände bekommen.«

Nightingale zeigte auf den Kreis auf dem Boden. »Und wozu soll dieser Kreis gut sein?«

»Der dient natürlich als Schutz.«

»Ich hätte gedacht, die Überwachungskameras und die Männer in den schwarzen Anzügen wären Schutz genug.«

»Dann haben Sie keine Ahnung von Okkultismus«, erklärte Mitchell.

»Der Kreis ist das Einzige, was Proserpina von mir fernhält.«

»Sie haben also genauso viel Angst wie früher mein Vater«, sagte Nightingale.

»Ihr Vater hatte keine Angst vor ihr – sie hatte kein Interesse an ihm. Sie hatte bereits, was sie von ihm wollte – die Seele seines erstgeborenen Sohns, die ihr im Moment seiner Geburt versprochen worden war. Die köstlichste aller Seelen. Und die Seele seiner einzigen Tochter. Nachdem sie die einmal hatte, hatte er ihr nichts mehr zu bieten.«

»Aber sie will Sie, nicht wahr?«

»Sie will meine Seele, ja.«

»Und was haben Sie dann für einen Plan? Wollen Sie sich für immer in diesem Kreis verstecken?«

Mitchell kicherte. »Ich verstecke mich nicht, Nightingale. Vor einem Teufel kann man sich nicht verstecken. Sie weiß genau, wo ich bin, da gibt es für mich keinen Zweifel. Und ›für immer‹ ist keine Option.« Er hustete

wieder, rückte dann die Maske zur Seite und spie Blut und Schleim in das Papiertaschentuch. »Krebs. Mir bleiben höchstens noch ein paar Monate. Danach gehe ich aus freien Stücken in die Hölle.«

»Aber so oder so sind Sie tot«, sagte Nightingale.

»Schreiend und um mich schlagend in die Hölle gezerzt zu werden, ist die eine Möglichkeit«, erklärte Mitchell. »Etwas ganz anderes ist es, wenn ich auf eigene Faust hineingehe, denn dann nehme ich meinen Platz unter den Fürsten der Hölle ein.«

Nightingale verschränkte die Arme. »Und welche Optionen habe ich?«, fragte er.

»Sie haben keine«, sagte Mitchell. »Genießen Sie das wenige an Zeit, was Ihnen noch bleibt, und verabschieden Sie sich.«

»Es gibt immer Alternativen«, meinte Nightingale. »Optionen. Wahlmöglichkeiten.«

»Nicht in diesem Fall«, entgegnete Mitchell. »Ihre Seele gehört Proserpina. Ihr Vater muss den Handel abgeschlossen haben, bevor Sie überhaupt geboren waren. Und im Augenblick Ihrer Geburt hat er die Zeremonie durchgeführt. Von diesem Moment an gehörte Proserpina Ihre Seele.«

»Was, wenn ich dasselbe täte wie Sie? Wenn ich einen Schutzkreis um mich zeichnete und in dessen Inneren bliebe?«

»Sie besitzt Ihre Seele«, sagte Mitchell. »Sie müsste nicht in den Kreis eindringen, um sie zu holen.«

»Und wenn ich dasselbe täte wie mein Vater? Was, wenn ich in einem Kreis bliebe und mich selbst tötete?«

»Sie denken also an Selbstmord?« Mitchell räusperte sich, schob die Sauerstoffmaske zur Seite und spie in ein Papiertaschentuch. »Das wäre eine Ironie des Schicksals, nicht wahr? Dass Vater und Sohn auf dieselbe Weise sterben. Aber Sie würden Ihre Zeit verschwenden. Ihre Seele gehört Ihnen gar nicht mehr. Sie hat Ihnen noch nie gehört. Sie hat Proserpina gehört, bevor Sie überhaupt geboren waren, und nichts kann sie daran hindern, sie zu holen.«

Nightingale rieb sich am Kinn. »In Ihrem Buch steht, dass man ein Zeichen tragen muss. Ein Zeichen, das zeigt, dass die Seele verkauft worden ist.«

Mitchell nickte. »Ein Pentagramm. Ja.«

»Ich habe kein Zeichen. Nichts in der Art.«

»Wenn Ihr Vater Ihre Seele verkauft hat, dann haben Sie eines. Sie haben es nur noch nicht gefunden.«

»Und wenn es kein Zeichen gibt?«

Mitchell kicherte. »Dann haben Sie nichts zu befürchten, oder?«

Nightingale folgte Sylvia durch den Flur, von zwei der Männer in schwarzen Anzügen in die Mitte genommen. »Wie lange hält er sich schon im Kreis auf?«, fragte Nightingale.

»Es ist ein Pentagramm«, erklärte Sylvia spöttisch.

»Schön«, sagte Nightingale. »Wie lange hält er sich schon in diesem Pentagramm auf?«

»Seit zwei Monaten.«

»Und er verlässt es nie?«

»Das ist ja der Sinn eines Pentagramms«, antwortete sie. »Wenn man es verlässt, ist man ohne Schutz.«

»Aber ich begreife nicht, warum er dort bleiben muss. Wovor hat er Angst?«

»Ich bin mir sicher, dass es eine Menge gibt, was Sie nicht begreifen, Mr. Nightingale«, sagte sie. Sie zeigte auf das Badezimmer. »Bitte, ziehen Sie sich um, dann geleiten wir Sie hinaus.«

Nightingale ging ins Bad. Er zog seinen Bademantel aus und hängte ihn auf einen der Haken neben der Tür. Als er sein Spiegelbild in dem raumhohen Spiegel sah, zog er instinktiv den Bauch ein. Er stand seinem Spiegelbild gegenüber, den Kopf schief gelegt, und lächelte sich an. »Nicht schlecht für einen Zweiunddreißigjährigen«, sagte er. Er war nicht mehr so fit wie zu der Zeit, als er in der CO19, der bewaffneten Einheit der Metropolitan Police, Dienst getan hatte. Das Training war streng gewesen, ein niemals endender Prozess. Fitness war ein Muss gewesen, und so hatte er dreimal pro Woche Polizeisport getrieben und war regelmäßig joggen gegangen. Seit seinem Weggang von der Polizei trainierte er nicht mehr, aber wenn man bedachte, wie viel er trank und rauchte, war sein Körper noch immer gut in Form. Er klopfte sich auf die Bauchmuskeln. Ein Waschbrettbauch war das nicht mehr, aber ein Bierbauch war es auch nicht. Und er hatte noch immer sein eigenes Haar und seine eigenen Zähne. Aber eines hatte er ganz bestimmt nicht, nämlich ein eintätowiertes Pentagramm.

Er drehte sich um und sah über seine linke Schulter und dann über die rechte. Keine Tätowierung auf dem Rücken. Aber das wusste er schon. Er kannte jeden Zentimeter seines Körpers, und er hatte dort nie ein Pentagramm oder etwas dergleichen gesehen. Und auch keine seiner Freundinnen hatte je so etwas entdeckt – ein Pentagramm-Tattoo wäre nicht unerwähnt geblieben. Als er sich so von hinten betrachtete, kam ihm ein Gedanke, bei dem er erst lächeln musste, dann aber die Stirn runzelte. Es gab gewisse Teile des eigenen Körpers, die man niemals anschaute und wo auch sonst keiner hinsah. Er legte eine Hand auf jede Pobacke und zog sie langsam auseinander. Er konnte nicht viel sehen, und so versuchte er es mit gespreizten Beinen und dem Kopf zwischen den Knien. Der Druck auf seine Brust war so groß, dass er kaum atmen konnte. Es war keine Tätowierung da, aber das hatte er auch nicht erwartet. Als er sich aufrichtete, sah er das Lämpchen der auf ihn gerichteten Überwachungskamera blinken. Er zwinkerte der Kamera zu. »Ich schau nur mal nach«, sagte er.

Nightingale zog Kleider und Schuhe an und verließ das Badezimmer. Sylvia und die beiden Leibwächter erwarteten ihn. Sie brachten ihn nach draußen und die Treppe hinunter zu seinem MGB. Er versuchte, Sylvia in ein Gespräch zu verwickeln, aber sie versuchte nicht einmal mehr, höflich zu sein. In ihrem Gesicht lag ein Ausdruck vollkommener Verachtung, der keinen Zweifel ließ, dass sie seinen Auftritt als Schlangemensch auf ihrem Bildschirm beobachtet hatte.

Nightingale stieg in seinen Wagen und ließ den Motor an. Er winkte Sylvia im Losfahren freundlich zu, aber sie starrte ihn nur gleichgültig an, die Augen so kalt und undurchdringlich wie die Sonnenbrillen ihrer Kollegen.

Er fuhr zur Straße. Die Torflügel öffneten sich bereits. Er fuhr hindurch und bog rechts ab. Im Rückspiegel beobachtete er, wie das Tor sich hinter ihm schloss. Seine Hände zitterten, und er umklammerte das Lenkrad, aber das Beben wurde dadurch nicht besser. Zwei Meilen weiter hielt er auf dem Parkplatz eines Pubs, stieg aus und steckte sich eine Zigarette an. Ein Stück weiter lag ein Fluss, und Nightingale stieg zu ihm hinunter. Rauchend sah er zu, wie das Wasser vorbeiplätscherte. Der Wind strich durch die Bäume am anderen Flussufer, und sie schwankten wie langsam tanzende Liebende. In diesem Moment begriff Nightingale zum ersten

Mal, dass er eines Tages sterben würde, dass die Sonne noch immer scheinen, der Fluss noch immer fließen und der Wind noch immer durch die Bäume wehen würde, aber dass er dann nicht mehr da wäre, um es zu sehen oder zu fühlen.

Er versuchte, Rauchringe zu blasen, aber der Wind verwehte sie, bevor sie seine Lippen verließen. Der Rauchring war eine gute Analogie für das Leben, dachte er, oder eine Metapher. Der Unterschied zwischen beiden Begriffen war ihm nicht ganz klar. Jenny würde es wissen – er würde sie bei ihrer nächsten Begegnung danach fragen. Ob nun aber als Analogie oder als Metapher, der Rauchring war wie das menschliche Leben. Er kam aus dem Nichts, verweilte kurze Zeit und war dann wieder verschwunden. Für immer verschwunden.

Bevor er Sebastian Mitchell getroffen hatte, hatte Nightingale nicht viel über seinen eigenen Tod nachgedacht. Der Tod war etwas, das jedem Lebewesen zustieß. So viel wusste er. Er gehörte dazu. Man wurde geboren, lebte und starb dann. Aber selbst als seine eigenen Eltern bei einem sinnlosen Autounfall ums Leben gekommen waren, war der Tod für ihn etwas geblieben, das nur anderen Menschen passierte. Er hatte gesehen, wie Sophie Underwood vom Balkon der Wohnung in Chelsea Harbour in den Tod gestürzt war, und er hatte um sie getrauert, aber das hatte ihn nicht dazu bewegt, über seine eigene Sterblichkeit nachzudenken. Robbie Hoyles Tod war ein Schock gewesen, aber Nightingale hatte sich nicht vorgestellt, er hätte an der Stelle seines Freundes stehen können. In seiner Zeit als bewaffneter Polizeibeamter hatte er sich in Situationen befunden, wo der Tod nur eine Pistolenkugel entfernt war, aber er hatte sich nie verwundbar gefühlt. Nun hatte Mitchell ihm gezeigt, was ihm bevorstand, selbst wenn er Kugeln aus dem Weg ging, beim Überqueren der Straße in beide Richtungen schaute, sich von hochgelegenen Orten fernhielt und im Auto immer den Sicherheitsgurt anlegte. Wenn man lange genug lebte, starb man sowieso. Das war die eine, schlichte Tatsache des Lebens. An irgendeinem Punkt endete es. Mitchell sah so aus, als blieben ihm nur noch ein paar Wochen zu leben. Dann würde er sterben, und damit wäre alles vorbei. Als Nightingale den alten Mann betrachtet hatte, wie er keuchend um Luft rang und Blut hustete, hatte er begriffen, dass eines Tages auch er selbst sterben würde. Es war ein schreckliches Gefühl, als griffe eine kalte

Hand nach seinem Herzen und drücke zu. Er würde Jenny niemals wiedersehen. Würde nie wieder eine Flasche Corona oder einen guten Single-Malt-Whisky trinken. Würde sich nie wieder den Wind durchs Haar streichen lassen, wenn er den MGB mit aufgeklapptem Verdeck fuhr.

Er zog lange an seiner Zigarette und hielt den Rauch tief in der Lunge. Er würde nie wieder eine Zigarette rauchen, nie wieder ein hübsches Mädchen anlächeln, nie wieder einen Schokoriegel essen. Die Welt würde weitergehen, nichts würde sich verändern, aber er würde nicht mehr dazugehören. Und er würde nicht nur eine Woche, einen Monat oder ein Jahr tot sein. Es war nicht wie eine Krankheit, mit der man ins Bett ging, um wieder gesund zu werden. Der Tod galt für immer. Für immer und ewig. Bis ans Ende aller Zeiten, nur dass es kein Ende gab. Man war für immer tot, und Nightingale wollte nicht sterben und wollte nicht tot sein.

Nightingale blickte zum klaren Nachmittagshimmel hoch, der blau und wolkenlos war. Er wollte nicht sterben, aber das spielte keine Rolle: Es würde geschehen, ob ihm das nun passte oder nicht, früher oder später.

Er warf die Zigarettenkippe in den Fluss. Wieder erschauerte er und klappte den Kragen seines Regenmantels hoch. Es gab keine Lösung für das, was Nightingale beunruhigte. Er konnte nur das Unvermeidliche akzeptieren – dass er eines Tages sterben würde. Wiederholt blickte er zum Himmel hinauf. Dieses ganze Gerede darüber, dass seine Seele an den Teufel verkauft worden sei, beunruhigte ihn eigentlich nicht übermäßig. Er glaubte nicht an den Teufel, und er glaubte nicht an Seelen. Aber er glaubte an den Tod, und genau der machte ihm wirklich Angst.

Er ging zum Pub zurück. Es war kurz nach drei, und die Mittagsgäste waren gegangen. Zwei Rentner mit Schiebermützen saßen in einer Ecke, zu Füßen des einen schlief ein Terrier. Nightingale nickte ihnen auf dem Weg zur Theke zu. Der Wirt war ein leutseliger, dicker Mann mit zurückgekämmtem Haar. Er trug ein Hemd mit Stehkragen und rote Hosen-träger. »Guten Tag, Sir, was darf's sein?«, fragte er.

Nightingale wollte erst um ein Bier bitten, entschied sich dann aber anders. Er wollte etwas mit mehr Kick. »Einen Bell's«, sagte er. »Mit Eis.«

»On the rocks, wie unsere amerikanischen Vettern gerne sagen.« Der Wirt hielt ein Glas unter den Ausgießer. »Sie kommen nicht von hier.«

»Ich besuche hier nur einen Freund«, sagte Nightingale, während der Mann das Glas ein zweites Mal unter den Ausgießer hielt. »Nur ein einfacher Whisky, ich muss noch fahren.«

»Es ist unsere Happy Hour«, sagte der Wirt. »Nimm zwei, zahle einen.« Er stellte das Glas vor Nightingale hin. »Be happy.«

»Sehe ich etwa glücklich aus?«

»Sie sehen verdrossen aus«, antwortete der Wirt. »Aber das ist heutzutage nichts Besonderes. Bei drei Millionen Arbeitslosen, halbierten Immobilienpreisen und dem schlechten Stand des Pfund gibt es nicht viel zu lachen. Deswegen haben wir ja die Happy Hour. Wir tun unseren Teil.«

Nightingale prostete ihm zu. »Cheers«, sagte er. Er trank seinen Whisky, suchte in der Tasche nach seinen Zigaretten und legte sie auf die Theke. »Jedes Mal, wenn ich einen Drink nehme, möchte ich rauchen. Ein Reflex«, sagte er.

»Ich auch«, gab der Wirt zurück. »Ich habe mich immer noch nicht daran gewöhnt, dass ich in meinem eigenen verdammt Pub nicht mehr rauchen darf. Als das Rauchverbot kam, ist mir mein Geschäft zur Hälfte weggebrochen. Was muss der Staat auch das Kindermädchen spielen.«

»Und wozu das Ganze?«, fragte Nightingale. »Leben rettet es nicht, weil sowieso jeder stirbt. Selbst wenn man in seinem ganzen Leben keine einzige Zigarette raucht, stirbt man.«

»Es geht nicht darum, Leben zu retten, es geht darum, unsere Lebensweise zu kontrollieren«, gab der Wirt zurück. Er hatte sich einen Brandy eingeschenkt und stieß mit Nightingale an. »Wissen Sie, wenn wir nicht aufpassen, werden die Drecksäcke demnächst auch noch den Alkohol verbieten. Und was machen wir dann?«

»Denken Sie manchmal über den Sinn des Lebens nach?«, fragte Nightingale, während er sein Eis im Glas schwenkte.

»Der ist doch zweiundvierzig, oder?«, meinte der Wirt. »Glaubt man diesem Film, *Per Anhalter durch die Sowieso*.«

»Durch die Galaxis«, sagte Nightingale. »Nein, zweiundvierzig war die Antwort auf die letzte aller Fragen. Nicht auf die Frage nach dem Sinn des Lebens.«

»Also, das ist jetzt aber knifflig«, murmelte der Wirt. »Der Sinn des Lebens? Das müssen die Kinder sein, oder? Das ist alles, was man

zurücklässt, außer seinen Schulden. Seine Kinder. Seine Gene.« Er beugte sich vor. »Ich gebe Ihnen den Rat, haben Sie viel Sex, und zeugen Sie eine Menge Kinder. Dieser bin Laden, wissen Sie, wie viele Kinder der hat? Sechszwanzig. Sechszwanzig, verdammt nochmal. Es ist egal, wer Sie sind und was Sie tun, gut oder böse, es sind Ihre Kinder, die weiterleben. Ihre Kinder und deren Kinder und Kindeskind.« Er reckte das Kinn vor. »Ich habe vier und drei Enkel. Zwei von meinen Jungs sind nach Australien gezogen, und ich sehe sie nicht oft, aber darum geht es nicht. Sie sind der Sinn meines Lebens.« Er zog die Augen zusammen. »Haben Sie Kinder?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Da haben Sie die Antwort. Deswegen sind Sie so verdrossen. Kinder geben Ihrem Leben Sinn.« Er grinste. »Allerdings saugen sie einem den Sinn auch aus, aber das ist eine andere Geschichte.«

Nightingale leerte sein Glas und lächelte. Vielleicht hatte der Wirt ja recht. Vielleicht waren Kinder die Antwort. Aber es war drei Jahre her, seit er eine feste Freundin gehabt hatte, und Kinder gehörten derzeit nicht zu seinen Plänen.

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, sagte der Wirt, die Stimme kalt und leblos.

Nightingale glitt das Glas aus den Fingern und zerschellte auf dem Boden. »Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte er.

Der Wirt runzelte die Stirn. »Was?«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Sir, ich habe Sie gefragt, ob Sie noch einen Drink wollen. Es ist nicht nötig, meine Gläser zu zerdeppern.«

»Sie haben gesagt, der Teufel wird mich holen.«

»Sie hören Stimmen. Ich habe Sie gefragt, ob ich noch einmal nachschenken soll, aber es sieht so aus, als hätten Sie genug getrunken.«

Nightingale bückte sich, um die Scherben aufzuheben.

»Lassen Sie sie liegen«, sagte der Wirt. »Gesetzliche Sicherheitsbestimmungen. Gäste dürfen keine Scherben berühren. Die Brauerei würde mich feuern, wenn man Sie dabei sehen würde.«

»Tut mir leid«, sagte Nightingale. Er griff nach seiner Brieftasche. »Ich ersetze Ihnen den Schaden.«

»Vergessen Sie es.«

Nightingale hob die Hände. »Tut mir leid«, wiederholte er. »Ich habe ein paar harte Tage hinter mir.« Er legte das Geld für den Whisky auf die Theke, trat einen Schritt zurück, drehte sich um und verließ das Pub. Der Terrier hob den Kopf, knurrte ihn an und machte es sich dann wieder auf dem Boden bequem.

Jenny quälte ihre Tastatur, als Nightingale hereinkam. »Da draußen gibt es ein paar ganz schön kranke Typen«, sagte sie.

»Wem sagst du das«, meinte Nightingale. Er warf sich auf seinen Stuhl und zog erwartungsvoll die Augenbrauen hoch. »Kaffee?«

»Wäre toll«, sagte sie.

»Dein Sinn für Humor wird mir fehlen, wenn ich erst einmal in der Hölle schmore.«

»Das ist nicht besonders komisch, Jack«, erwiderte sie.

»Mehr ist so früh am Morgen nicht drin«, gab er zurück. »Was meinstest du mit kranken Typen?«

Jenny nickte zu ihrem Computerbildschirm hinüber. »Weißt du, dass man eine Ausgabe der Satanischen Bibel bei Amazon kaufen kann? Lieferung am nächsten Tag. Und wenn du ›Seele an den Teufel verkaufen‹ bei Google eingibst, bekommst du mehr als hundertvierzigtausend Treffer. Welche verdammten Schweine wollen denn wissen, wie man eine Seele an den Teufel verkauft?«

»Mein Vater zum Beispiel«, meinte Nightingale.

»Dann gibt es die ChurchOfSatan.com. Diese Leute glauben definitiv an den Teufel.«

»Es gibt eine Menge Schwachsinn im Internet«, meinte Nightingale.

»Fünfzig Prozent sind schlichtweg falsch, und zehn Prozent sind bösartig.«

»Das ist eine offizielle Statistik, oder?«

»Ich habe sie in Wikipedia gelesen«, meinte Nightingale. »Was macht mein Kaffee?«

Jenny ging munter zur Maschine.

»Wie war dein Wochenende?«, fragte er.

»Wir haben uns toll amüsiert«, meinte sie. »Ein bisschen Reiten, ein bisschen Fischen, ein bisschen Schießen. So richtig was für Mädels eben.«

»Ich hoffe, ich war nicht unhöflich zu deiner Freundin. Mir war einfach nur nicht danach, mich einer vollkommen Fremden anzuvertrauen.«

»Jack, du vertraust dich überhaupt niemandem an«, erwiderte Jenny.

»Du bist die Verschlossenheit in Person. Aber die Antwort auf deine Frage

lautet nein. Sie hat verstanden, warum du so abwehrend warst, und hat sich nicht gekränkt gefühlt. Sie hat in Broadmoor gearbeitet, in der Psychiatrie im Hochsicherheitstrakt. Sie weiß also, wie man auf sich aufpasst.«

»Sie schien mir ein kluger Kopf zu sein, das ist mal sicher.«

»Vielleicht könnte sie dir helfen, Jack. Du kannst dich nicht erinnern, was mit Simon Underwood passiert ist. Und dann sind da noch die anderen Gelegenheiten, bei denen du Menschen hast sagen hören, dass der Teufel dich holen wird. Sie könnte dich diese Momente noch einmal durchleben lassen, um eindeutig herauszufinden, was die Leute nun wirklich gesagt haben.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich mich überhaupt daran erinnern will«, sagte Nightingale.

»Unsinn.«

»Wirklich? Und was, wenn mir die Erinnerung kommt, dass ich Simon Underwood tatsächlich aus dem Fenster geworfen habe? Soll ich mich dann selbst anzeigen? Vielleicht ist es besser für mich, mich nicht zu erinnern.«

Jenny erwiderte nichts.

»Und was, wenn ich mir nur eingebildet habe, dass alle diese Leute mir gesagt haben, der Teufel werde mich holen? Dann bin ich verrückt, stimmt's? Verrückt und vielleicht ein Serienmörder. Hand aufs Herz, mir scheint, es ist besser für mich, wenn ich es nicht weiß.«

»Aber sie würde dir vielleicht beweisen, dass du Underwood nicht getötet hast, hast du das auch bedacht?«

Nightingale zuckte die Schultern.

»Bitte, Jack, gib Barbara eine Chance. Sie ist sehr gut in ihrem Beruf, wirklich.«

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte Nightingale.

»Das bedeutet also nein«, meinte Jenny.

»Es bedeutet, dass ich darüber nachdenken werde. Können wir jetzt bitte das Thema wechseln.«

»Okay, na schön«, sagte Jenny. »Was hast du übers Wochenende getrieben?«

Nightingale erzählte ihr von Harry Wildes Anruf, seinem Besuch bei Alfie Tyler und der Fahrt nach Wivenhoe, um Sebastian Mitchell zu treffen.

Jenny starrte ihn aufgebracht an. »Ich finde es unglaublich, dass du mir nichts davon erzählt hast.«

»Ich erzähle es dir ja jetzt.«

»Jack ...« Ihr fehlten die Worte. »Du hättest mich anrufen sollen.«

»Jenny, Baby, eins hat zum anderen geführt. Wilde hat mir Tylers Adresse gegeben, und Tyler hat mir gesagt, wo Mitchell zu finden war. Ich hatte einfach keine Zeit, dich anzurufen.«

Jenny brachte ihm seinen Kaffee an den Schreibtisch und setzte sich. »Und dieser Mitchell hat mit dir gesprochen?«

»Mitchell zufolge dreht sich alles um Proserpina, eine Teufelin. Er hat einen Vertrag mit ihr geschlossen, es aber irgendwie geschafft, ihr eine lange Nase zu drehen. Anscheinend könnte mein Vater ihr durchaus meine Seele verkauft haben.«

»Das ist Unsinn.«

»Mitchell behauptet, es sei möglich. Aber er sagt, wenn mein Vater wirklich meine Seele verkauft hätte, hätte ich das Zeichen, das Pentagramm. Kein Pentagramm, kein Vertrag.«

»Und du hast keines, oder?«

»Ich habe es mehrfach überprüft.«

»Du könntest dir den Kopf rasieren.«

»Ja, und du auch. Ich habe mir meinen Kopf auf den Babyfotos angeschaut, schon vergessen? Jede Tätowierung wäre gleich am Tag meiner Geburt gestochen worden.«

»Dann ist doch alles in Ordnung. Selbst wenn es wirklich eine Teufelin namens Proserpina gibt, und selbst wenn man ihr tatsächlich Seelen verkaufen kann, spielt das nicht die geringste Rolle, weil du kein Zeichen trägst.«

»Genau das sagt Mitchell auch.« Er trank seinen Kaffee. »Mein Vater mag geglaubt haben, dass er meine Seele verkauft hat, aber die Tatsache, dass ich kein Zeichen trage, belegt das Gegenteil. Es ist also Quatsch. Das Ganze ist Quatsch.«

»Ich selbst war auch ziemlich fleißig«, meinte Jenny. »Zwischen dem Reiten und dem Schießen habe ich ein paar Anrufe getätigt.« Sie zog einen Zettel aus der Tasche ihrer Jeans. »Ich habe George Harrison für dich ausfindig gemacht.« Nightingale reckte sich, um ihr den Zettel abzunehmen, aber sie hielt ihn außer Reichweite. »Ich möchte, dass du mir etwas versprichst«, sagte sie.

»Du kannst eine Gehaltserhöhung bekommen, wenn das Geschäft wieder besser läuft.«

»Ich möchte das Versprechen, dass du ihn nicht besuchst.«

»Das kann ich nicht versprechen, Jenny.«

»Es ist nicht gesund, alte Wunden zu öffnen«, sagte sie.

»Sind das deine Worte oder die von Barbara?«

»Das sagt mir der gesunde Menschenverstand, und um den scheint es bei dir zurzeit nicht sonderlich gut bestellt zu sein.«

»Ich muss mit ihm reden, Jenny«, sagte Nightingale. Er versuchte, sich den Zettel zu schnappen, aber sie zog ihn weg.

»Jack, ich meine es ernst.«

»Ich auch«, erwiderte Nightingale. »Gib mir die Adresse.«

»Falls du hingehst – und ich bin der Meinung, dass du das nicht tun solltest –, möchte ich dich begleiten.«

»Abgemacht«, sagte Nightingale.

»Ehrenwort? Oder willst du tot umfallen?«

»Ja zum ersten Teil, nein zum zweiten. Zum Sterben habe ich noch überhaupt keine Lust. Aber ich nehme dich mit.«

Jenny gab ihm den Zettel. Nightingale betrachtete die Adresse und Telefonnummer. »Battersea? Er wohnt in London?« Er gab ihr den Zettel zurück. »Bitte ruf ihn an.«

»Und was soll ich sagen?«

»Frag ihn, welchen Mobilfunkanbieter er hat, und sag ihm, ein Vertreter wird bei ihm vorbeischaun und ihm ein neues iPhone zum kostenlosen Testen vorbeibringen.«

»Ich soll ihn also anlügen?«

»Tu mir einfach den Gefallen«, nörgelte Nightingale.

Nightingale stieg aus dem MGB und schaute zu dem Wohnblock hinauf. »In welchem Stock hattest du gesagt?« Es war ein trister Sozialwohnungsbau, der Beton von Jahren der Verunreinigung und von Vogelkacke versifft, die Fenster schmutzelig und viele mit gesprungenen Scheiben. Auf den meisten Wänden prangten bunte Graffiti. Ein Rudel Straßenkötter beobachtete sie misstrauisch.

Jenny stemmte sich stöhnend aus dem Sitz hoch. »Es gibt keine elegante Methode, aus einem dieser Dinger auszusteigen, oder?«

»Es ist ein Oldtimer«, sagte Nightingale.

»Ich bin nur froh, dass ich mich heute für Jeans entschieden habe.«

»Welcher Stock?«

»Der neunte. Willst du deinen Wagen hier auf der Straße stehen lassen? Bis wir zurück sind, hat jemand die Räder abmontiert.«

»Wie schon gesagt, es ist ein Oldtimer. Die Leute haben Achtung vor Oldtimern.« Er sah Unglauben in ihrem Gesicht und lachte. »Das meine ich ernst. Wann hast du zum letzten Mal Vandalismus an einem Oldtimer beobachtet? Den gibt es nicht. Die Jungs sind hinter den schicken Wagen her, die Leuten gehören, die mehr Geld als Verstand besitzen. Außerdem kann man sehen, dass ich keinen CD-Spieler habe oder sonst was, was das Stehlen lohnt.« Er nickte zum Eingang hinüber. Die Edelstahl-Klingelleiste hatte Dutzende von Klingelknöpfen, und eine Überwachungskamera war auf die Tür gerichtet. »Du solltest ihn anrufen und ihm sagen, dass du von der Mobilfunkgesellschaft kommst.«

»Warum ich?«

»Weil du eine Frau bist, und noch dazu eine hübsche.«

Jenny lächelte. »Noch dazu?«

»Du weißt schon, was ich meine. Eine Frau wirkt weniger bedrohlich als ein Mann.«

»Bist du eine Bedrohung, Jack? Geht es hier um so was?«

»Ich möchte einfach nur mit ihm reden, mehr nicht«, sagte er. »Ehrenwort.«

Nightingale lehnte sich gegen die Wand, die Hand auf das gelbe Metallgeländer gelegt. »In welchem Stock sind wir jetzt?«, keuchte er. Die Treppe war voller Müllhaufen und Kakerlaken. Es stank kräftig nach Erbrochenem und Urin, und zwar umso schlimmer, je höher sie stiegen.

»Im siebten«, antwortete Jenny. »Und du wärest nicht so fertig, wenn du nicht so viel rauchen würdest.«

»Rauchen tut einem gut«, behauptete Nightingale. »Es steckt voller Vitamine und Mineralien und hat weder Kalorien noch Fett.« Er zeigte auf die Treppe. »Körperliche Anstrengung, das ist das Schlimme. Schau nur, was sie mit mir anstellt.«

»Du solltest mehr Sport treiben«, sagte Jenny. »Vielleicht mit Joggen anfangen.«

»Ich muss nicht abnehmen«, sagte Nightingale. Er tätschelte seinen Bauch. »Ich bin nicht dick. Zeige mir einen dicken Raucher, und ich zeige dir einen Raucher, der nicht inhaliert.«

»Was zum Teufel soll denn das bedeuten?«, fragte Jenny.

»Ich habe absolut keine Ahnung«, antwortete er und ging wieder los. »Ich wollte mich einfach nur verteidigen.«

»Wann überwindest du eigentlich diese Lift-Phobie?«

»Nie.«

»Jack, Lifts sind so ungefähr das sicherste Transportmittel, was es gibt. Weißt du, wie viele Menschen in den letzten zwanzig Jahren in Großbritannien bei Liftunfällen umgekommen sind? Keiner. Da hast du's.«

»Woher weißt du das?«

Jenny grinste. »Ich weiß es gar nicht. Ich habe es gerade eben erfunden. Aber man hört nie von Liftunfällen, oder?«

»Das liegt an einer Verschwörung zwischen den Medien und den großen Liftgesellschaften.«

»Unsinn.«

»Können wir es einfach dabei belassen, dass ich Lifts nicht mag? Ist doch keine große Sache, Jenny. Außerdem, wenn du hier in einem Lift steckenbleibst, bist du verhungert, bevor jemand kommt und dir hilft.«

Sie erreichten den neunten Stock, und Nightingale hielt die Tür auf, damit Jenny als Erste hindurchgehen konnte. Der Geruch nach Erbrochenem und Urin war im Korridor sogar noch schlimmer. Der Boden war nackter Beton, und die blassgrünen Wände waren streifig von Schmutz. Ein Schild der Hausverwaltung ermahnte die Mieter, ihren Müll nicht im Treppenhaus zu lassen. »Das ist die Wohnung«, sagte Jenny und zeigte auf eine Tür zur Rechten.

»Du klopfst und vergewisserst dich, dass er es ist, und dann trete ich ein.«

»Jack, bist du dir sicher, dass das eine gute Idee ist? Wir sind nur durch Lügen ins Haus gekommen, und er wird sich nicht freuen, uns zu sehen.«

»Bitte, Jenny. Tu es einfach.«

Jenny ging zur Tür und drückte auf die Klingel. Nightingale stellte sich flach an die Wand. Die Tür ging auf, und Nightingale hielt den Atem an.

»Mr. Harrison?«, fragte Jenny.

»Richtig«, antwortete eine Männerstimme. »Sie kommen von der Mobilfunkgesellschaft?«

»George Arthur Harrison?«

»Ich sagte doch schon, dass ich es bin.«

Nightingale stieß sich von der Wand ab und stemmte die Hand gegen die Tür, so dass Harrison sie nicht schließen konnte. »Mr. Harrison, ich brauche ein paar Minuten Ihrer Zeit«, sagte er.

Harrison war klein und mager. Er trug ein fleckiges T-Shirt, das mehrere Nummern zu groß für ihn wirkte, und braune Cargohosen, die unten umgeschlagen waren. Es sah aus, als wäre er in seinen Kleidern geschrumpft. »Wer sind Sie?« Er hatte sich fettige Sardellen über seine Halbglatze gelegt, die kaum seine von Leberflecken übersäte Kopfhaut verdeckten. Von drinnen kamen die Geräusche irgendeiner Trash-Talkshow. Das Studiopublikum heulte und höhnte.

»Ich heiße Nightingale, Jack Nightingale.«

Harrison versuchte, die Tür zuzumachen, aber Nightingale war zu stark für ihn. »Ich rufe die Polizei«, sagte Harrison.

»Jack«, sagte Jenny. »Vielleicht sollten wir gehen.«

»Nur ein paar Minuten, Mr. Harrison. Dann gehen wir. Versprochen.«

Harrison drückte noch immer gegen die Tür, merkte aber schließlich, dass er diesen Kampf niemals gewinnen würde. Er trat zurück und hob abwehrend die Hände. Nightingale sah, dass seine Fingernägel bis aufs Fleisch abgekauert waren. »Bitte, lassen Sie mich einfach in Ruhe.«

»Dann wissen Sie also, wer ich bin?«, fragte Nightingale.

»Sie sind der Junge, der Nightingale-Junge. Natürlich weiß ich das. Denken Sie, ich könnte das jemals vergessen?«

»Ich möchte über das reden, was meinen Eltern zugestoßen ist«, sagte Nightingale. »Über den Unfall.«

Harrison ließ die Schultern hängen, drehte sich um und schlurfte durch den Flur.

Nightingale sah Jenny an. »Möchtest du draußen warten?«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Ich komme mit«, sagte sie.

»Das brauchst du nicht.«

»Ich möchte aber.«

Nightingale nickte und folgte Harrison. Der Flur war im selben trübseligen Grün gehalten wie der Korridor draußen. Eine nackte Glühbirne hing an einem ausgefranstem Kabel, und auf einem Seitentisch neben einem gesprungenen Spiegel lag ein Stapel ungeöffneter Rechnungen. Als er am Spiegel vorbeikam, strich Harrison sich über die Sardellen. Jenny und Nightingale lächelten sich an.

Das Wohnzimmer war ein einziges Chaos. Dort standen zwei rote Kunststoffsofas; das eine war mit Zeitschriften überhäuft, die überwiegend pornographisch zu sein schienen, und auf dem anderen stapelten sich alte Pizzakartons. Der einzige Gegenstand von Wert in der Wohnung war ein großer LCD-Fernseher. Durch eine offene Tür erblickte Nightingale eine dreckige Küche mit einem fettverschmierten Gasherd und einer Spüle, in der sich das Geschirr stapelte.

»Wie lange leben Sie schon hier, George?«, fragte Nightingale. »Was hat Sie nach London geführt?«

Harrison zuckte die Schultern, antwortete aber nicht. Er ging zu einer Tür, die auf einen kleinen Betonbalkon hinausführte, und zog sie auf. Ein Fahrrad ohne Vorderrad lehnte dort an einer Kiste leerer Wodkaflaschen.

Jenny stand da und schaute auf den Fernseher. Eine junge Frau, die mindestens zweieinhalb Zentner wiegen musste, schrie einen Mann mit

pickligem Gesicht an und beschuldigte ihn, mit ihrer Schwester ein Kind gezeugt zu haben, während das Publikum brüllte und die Fäuste schüttelte.

Harrison trat auf den Balkon hinaus, und Nightingale folgte ihm. Von der heruntergekommenen Sozialwohnung hatte man einen atemberaubenden Blick auf die Themse mit dem Palace of Westminster direkt gegenüber und rechts davon dem London Eye. Es war ein wolkenloser Tag, und man konnte meilenweit sehen. Hoch oben flogen Passagierflugzeuge den Flughafen Heathrow im Westen an.

Der Wind zerzauste Harrisons Sardellen, aber er schien es nicht zu bemerken. Er fuhr sich mit der rechten Hand übers Gesicht. »Warum nach all diesen Jahren?«, fragte er. »Warum jetzt?« Seine Sardellen flatterten wie eine Fahne.

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagte Nightingale. Er nahm seine Marlboros heraus und bot Harrison eine an. »Über das, was meinen Eltern zugestoßen ist.«

»Ich rauche nicht«, sagte Harrison.

Nightingale steckte sich eine Zigarette an. »Wir sind eine aussterbende Art, wir Raucher«, sagte er.

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, sagte Harrison, das Gesicht eine ausdruckslose Maske und die Stimme dumpf und monoton.

Er schwang sich über die Balkonbrüstung. Nightingale erstarrte, die Zigarette mitten in der Luft. Er zuckte zusammen, als er den Körper neun Stockwerke weiter unten auf dem Beton aufschlagen hörte.

Jenny tauchte hinter ihm auf. »Mein Gott, Jack, was hast du getan?«

Nightingale wich zurück, die Zigarette in seiner Hand war vergessen. »Er ist einfach gesprungen«, sagte er. »Wir haben uns noch unterhalten, und dann ist er gesprungen.«

»Er ist gesprungen?«, fragte Jenny. »Warum sollte er denn springen?«

»Er hat mir gesagt, dass der Teufel mich holen wird, und dann ist er gesprungen.« Er wandte sich ihr zu. »Du hast ihn gehört, oder? Du hast gehört, was er gesagt hat?«

»Ich habe gar nichts gehört. Ich habe ihn einfach nur über die Brüstung fallen sehen.«

»Jenny, er hat mir gesagt, dass der Teufel mich holen wird. Du musst das doch gehört haben! Du hast direkt dort gestanden.«

»Jack, es tut mir leid ...« Zitternd verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Ich muss gleich kotzen«, sagte sie.

»Wir müssen hier verschwinden – sofort«, sagte Nightingale.

»Du rufst nicht die Polizei?«

»Was soll ich den Bullen sagen? Dass er einen einzigen Blick auf mich geworfen hat und in den Tod gesprungen ist? Das wird mir keiner glauben.«

»Aber es ist die Wahrheit.«

»Sie werden annehmen, dass ich ihn gestoßen habe, Jenny.«

»Aber das hast du nicht.«

»Wir müssen gehen. Wir müssen alles abwischen, was wir berührt haben, und dann müssen wir gehen.«

»Was?«

»Die Kriminaltechniker«, sagte er. »Wir müssen alles abwischen, was wir berührt haben, um DNA und Fingerabdrücke zu entfernen, wir müssen es jetzt sofort tun. Hast du verstanden?«

Jenny sah ihn ausdruckslos an.

Nightingale packte sie an der Schulter. »Jenny, ich brauche deine Hilfe. Wir müssen saubermachen und hier verschwinden – und zwar sofort.«

»Okay«, sagte sie.

Außer dem Griff an der Wohnungstür gab es nichts sauberzumachen ...

Nightingale winkte die Barkeeperin zu sich. »Einen Whisky – einen doppelten«, sagte er. »Mit Eis.«

»Irgendeine bestimmte Marke?«, fragte sie. Sie hatte einen südafrikanischen Akzent.

»Bell's. Teacher's. Egal.«

»Jack, ich glaube nicht, dass Trinken die Dinge besser macht«, sagte Jenny und legte ihm die Hand auf die Schulter. Sie befanden sich in einem Pub in der Nähe des Büros. Schweigend waren sie von Battersea hergefahren, zu schockiert, um über das Vorgefallene zu sprechen.

»Ich brauche einen Drink«, sagte Nightingale. »Und du genauso.«

»Bringen Sie mir auch einen«, forderte sie die Barkeeperin auf. Sie steckte den Kopf mit Nightingale zusammen. »Was ist eben dort passiert, Jack?«

»Du hast doch gesehen, was passiert ist.«

»Du hast mir die Sicht versperrt.«

»Du hast nicht gehört, wie er mir gesagt hat, dass der Teufel mich holen wird? Denn genau das hat er gesagt, Jenny, ohne jeden Zweifel.

Er sagte: ›Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale.‹ Genau das waren seine Worte.«

»Der Fernseher war an. Ich habe ihn überhaupt nicht gehört.«

»Wir haben uns auf dem Balkon unterhalten. Du warst doch da.«

»Und da hat er gesagt, dass der Teufel dich holen wird?«

»Ja.«

»Denk doch einmal darüber nach, Jack. Vielleicht ist es dein Unterbewusstsein – vielleicht war es ein Flashback aus der Situation mit Simon Underwood vor zwei Jahren. Vielleicht hast du nur gedacht, du hättest Harrison das sagen hören, weil die Umstände so ähnlich waren.«

»Inwieweit ähnlich?«

»Das weißt du selber«, antwortete sie.

»Du glaubst doch nicht etwa, dass ich ihn gestoßen habe, oder?«

»Wen?«, fragte sie. »Underwood oder Harrison?«

»Na, vielen Dank, Jenny. Tausend Dank auch.« Sie streckte den Arm aus, um seine Hand zu berühren, aber er zog sie weg. »Halt dich besser von mir fern«, sagte er. »Sonst stoße ich dich vielleicht aus einem Fenster.«

»Mach dich nicht lächerlich, Jack«, erwiderte sie leise. »Natürlich glaube ich nicht, dass du jemanden getötet hast. Das liegt nicht in deiner Natur. Aber Harrison kann nicht ausgerutscht sein – das Gelände war zu hoch.«

»Ich habe es dir doch schon gesagt. Er ist gesprungen. Er hat mir gesagt, dass der Teufel mich holen wird, und dann ist er gesprungen.«

»Warum sollte er denn springen?«

»Ich weiß es nicht.« Er leerte sein Glas und gab der Barkeeperin einen Wink, ihm noch eins zu bringen.

»Dass du dich betrinkst, macht die Dinge nicht besser«, sagte Jenny.

»Ich fahre nicht, falls es das ist, was dir Sorgen macht«, sagte Nightingale. Er reichte ihr die Schlüssel des MGB. »Du kannst mich nach Hause fahren.«

»Ich bin verdammt nochmal nicht deine Chauffeuse.«

»Nein, und du bist auch nicht meine Mutter.«

Sein Drink kam. Er prostete ihr zu und nahm einen Schluck.

»Du kannst manchmal ein richtiges Arschloch sein«, sagte sie und setzte sich auf einen Barhocker.

»Tut mir leid«, sagte Nightingale. »Ich hätte dich nicht mitkommen lassen dürfen.«

»Das ist es, was dir leidtut? Es tut dir nicht leid, dass ein Mann gestorben ist, dass wir gesehen haben, wie er in den Tod gesprungen ist?«

»Du hast mir doch gesagt, du hättest nichts gesehen.«

»Ich habe ihn übers Gelände fallen sehen. Ich habe nicht gesehen, ob du ihn gestoßen hast.« Sie führte den Whisky an die Lippen, setzte das Glas aber wieder ab. »Ich trinke das nicht.« Der Barkeeperin rief sie zu:

»Kaffee, bitte.«

Nightingale nahm ihr Glas und kippte den Inhalt in sein eigenes. »Man soll nichts umkommen lassen.«

»Falls die Polizei kommt, macht es die Sache nicht besser, wenn du nach Alkohol stinkst«, greinte Jenny. »Wir hätten dort bleiben sollen. Wir hätten sie anrufen und bleiben sollen.«

»Und was hätten wir sagen sollen? Dass er lieber in den Tod gesprungen ist, als mit mir darüber zu sprechen, wie er meine Eltern getötet hat? Nach dem, was Underwood zugestoßen ist, hält Chalmers mich sowieso schon für einen Killer, der Selbstjustiz übt.«

»Die Polizei kommt bestimmt, Jack. Da waren Überwachungskameras, hast du das vergessen?«

»Vielleicht überprüfen sie die nicht, wenn sie sich sicher sind, dass es Selbstmord war.« Er leerte sein Glas. »Noch einen Whisky, Darling«, rief er der Barkeeperin zu.

Jenny legte ihm die Hand auf den Arm. »Jack, komm schon, du brauchst das nicht zu tun.«

»Was brauche ich nicht zu tun?«

»So viel zu trinken. Das ändert doch nichts.«

»Es macht, dass ich mich besser fühle, und das ist es, was zählt.«

»Du hättest bleiben und mit der Polizei reden sollen«, sagte Jenny. »Sie hätten dir geglaubt.«

»Das kann nur jemand behaupten, der nie mit den Bullen zu tun hatte«, maulte Nightingale. »Polizisten machen Fehler wie jeder andere auch, und wie schon gesagt, bei Chalmers stehe ich bereits auf der Abschussliste.«

»Du bist kein Mörder, Jack. Du könntest niemanden umbringen, nicht kaltblütig.«

»Ich war in der CO19, Jenny. Ich hatte eine Waffe. Ich bin dafür ausgebildet worden, Menschen zu töten.«

»Es ist ein Riesenunterschied, ob man als bewaffneter Polizist mit der Pistole schießt oder ob man jemanden von einem Balkon stößt. Die Polizei würde das begreifen.«

»Vielleicht«, sagte Nightingale.

»Was ist los, Jack?«

Die Barkeeperin stellte ein frisches Glas Whisky vor Nightingale, und er nickte ihr dankend zu. »Ich weiß nicht. Vielleicht werde ich einfach nur verrückt.«

»Du bist nicht verrückt«, erwiderte sie. »Vielleicht ein bisschen verwirrt. Und wenn du einen doppelten Whisky nach dem anderen kippst, macht das die Sache nicht besser.«

»Mein Vater war verrückt«, sagte Nightingale. »Ainsley Gosling hat behauptet, er habe einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen, und er hat sich den Kopf mit einer Schrotflinte weggeschossen. Meine Mutter, meine leibliche Mutter, hat den größten Teil ihres Lebens in einer Anstalt verbracht und sich beim Essen die Pulsadern aufgeschnitten. Ich bin also das Kind zweier Menschen, die eindeutig gestört waren. Wie steht denn bei solchen Genen meine Chance, normal zu sein? Verdammt schlecht, würde ich sagen.«

»Du bist einfach nur total gestresst, das ist alles.«

»Die Leute sagen mir immer wieder, dass der Teufel mich holen wird, Jenny.«

»Das ist eine Redensart. Das sagt man einfach so. Die Leute meinen das nicht wortwörtlich.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Nein, sie sagen es zwar, aber in Wirklichkeit sind das gar nicht sie selbst. Es ist, als würde jemand sie benutzen, um mir die Botschaft zu übermitteln. Mein Onkel hat die Worte mit Blut in seinem Badezimmer geschrieben, Barry O'Brien genauso, und damals in dem chinesischen Restaurant standen sie im Glückskeks.« Seine Stimme überschlug sich, und er hieb sein Glas auf den Tisch.

»Das liegt daran, dass Underwood diese Worte vor seinem Tod zu dir gesagt hat«, meinte Jenny.

»Mein Unterbewusstsein spielt mir einen Streich. Das ist es, was du wirklich glaubst?«

»Was wäre denn die Alternative, Jack? Botschaften aus dem Grab? Geister, die sich der Lebenden bedienen, um dir etwas zu sagen? Der Teufel, der sein Spiel mit dir treibt?«

Die Barkeeperin blickte zu ihnen herüber, und Nightingale zeigte auf sein leeres Glas. »Allmählich glaube ich, dass Chalmers vielleicht recht hat«, sagte er. »Vielleicht bin es wirklich ich.«

»Was meinst du damit?«

»Ich bin zu Barry O'Brien gefahren, und der ist tot. Ich habe meinen Onkel und meine Tante besucht, und beide sind tot. Vielleicht ...« Er senkte den Kopf.

»Was denn, Jack? Vielleicht was?«

Nightingale seufzte. »Vielleicht habe ich sie wirklich getötet«, flüsterte er. »Vielleicht habe ich sie getötet und es dann verdrängt. Vielleicht habe ich vor zwei Jahren Underwood getötet. Und vielleicht habe ich Harrison vom Balkon gestoßen und verdränge das jetzt auch. Hysterische Amnesie. Oder mein Unterbewusstsein weigert sich einfach, zuzugeben, was passiert ist. Betrachte es doch einmal aus Chalmers' Blickwinkel. Barry O'Brien hat Robbie getötet, also wollte ich seinen Tod. George Harrison hat meine Eltern getötet, also wollte ich auch seinen Tod. Mein Onkel und meine Tante hatten mich belogen, deshalb wollte ich ihnen etwas antun. Ich habe das Motiv, ich hatte die Gelegenheit, und ich war an allen drei Tatorten zugegen. Und es hat vor zwei Jahren angefangen, als Simon Underwood aus dem Fenster geflogen ist.«

»Nur dass du es nicht getan hast, Jack. Du hast nichts davon getan.«

»Aber das weiß ich nicht mit Gewissheit, Jenny. Kapierst du denn nicht? Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr fühlt es sich so an, als hätte ich es vielleicht doch getan.«

»Willst du damit sagen, du erinnerst dich, dass du die Leute umgebracht hast?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist ein Gefühl, keine Erinnerung. Das Gefühl, dass ich es vielleicht getan haben könnte.«

»Deine Psyche spielt dir einen Streich. Das ist der Stress.«

Die Barkeeperin kam mit einem weiteren Whisky auf Eis. Jenny bestellte zwei schwarze Kaffee. Nightingale griff nach seinem Glas, aber Jenny legte die Hand auf seine. »Mach mal langsam, Jack, bitte.«

»Du weißt, was ich denke, oder?«

Sie nickte.

»Vielleicht habe ich das alles schon einmal getan«, sagte er. »Vielleicht ist das, was jetzt geschieht, die Wiederholung von dem, was ich mit Simon Underwood gemacht habe. Ich werde wütend, ich schlage zu, und dann verdränge ich die Erinnerung.«

»Ich war heute mit dabei, Jack, hast du das vergessen?«

»Aber du weißt nicht, ob ich Harrison gestoßen habe oder nicht.«

»Ich weiß, dass du kein Mörder bist, Jack.«

»Du *glaubst*, dass ich kein Mörder bin – das ist nicht dasselbe.« Er zog seine Hand weg und griff nach seinem Whisky.

Die Barkeeperin brachte den Kaffee und stellte ihn auf die Theke. »Alles in Ordnung mit Ihnen beiden?«, fragte sie.

»Es war ein harter Tag«, sagte Jenny. Sie wartete, bis die Barkeeperin gegangen war, und beugte sich dann zu Nightingale vor. »Es kommt alles in Ordnung, Jack. Ich verspreche es dir.«

»Jenny, das weißt du doch gar nicht. Die erste Regel bei der Methodik eines Vermittlers ist, keine Versprechungen zu machen, die man nicht halten kann. Du weißt nicht, ob alles in Ordnung kommt. Schau mal, heute ist Montag, und mein Geburtstag ist am Freitag. Vielleicht kommt Donnerstag um Mitternacht ein Teufel und fordert meine Seele ein, und dann muss ich für alle Ewigkeit in der Hölle schmoren. Oder vielleicht war Gosling einfach nur verrückt, und ich bin auch verrückt und werde den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringen. So oder so kommt es nicht in Ordnung.«

»Du glaubst doch nicht an diesen Teufels-Unsinn, oder?«

»Ich wünschte, ich würde daran glauben«, antwortete Nightingale, »denn das würde wenigstens erklären, was mit mir passiert. Wenn es nämlich nicht der Teufel ist, der sein Spiel mit mir treibt, dann richte ich das alles vielleicht selber an.«

»Du bist kein Mörder, Jack.«

»Vielleicht ja doch, Jenny. Vielleicht ja doch. Und das ist es, was mir Angst macht.«

»Der Teufel wird dich holen, Jack Nightingale«, sagte Simon Underwood, dessen Augen vor Hass loderten.

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte Nightingale. »Ich habe Ihnen meinen Namen doch gar nicht genannt. Woher wissen Sie, wer ich bin?« Underwood trug einen dunklen Nadelstreifenanzug, der so gut saß, dass er maßgeschneidert sein musste. An seinem linken Handgelenk hatte er eine goldene Rolex, an der rechten Hand trug er einen goldenen Siegelring und auf der Nase eine Designerbrille. Er war Mitte vierzig, seine Schläfen waren leicht angegraut. Er hielt ein Handy in der Hand und richtete es auf Nightingale wie ein Maschinengewehr. »Woher kennen Sie meinen Namen?«, wiederholte Nightingale.

Underwood drehte sich zum Fenster hinter ihm um. Es war raumhoch und bot einen Panoramablick auf die Hochhäuser der Canary Wharf, die einige der größten Finanzinstitute der Welt beherbergten.

»Nein!«, sagte Nightingale, der schon wusste, was als Nächstes kommen würde. »Nein!«, schrie er.

Das Handy, das Underwood in der Hand hielt, klingelte. Es war ein ganz normaler Klingelton, ein durchdringendes Läuten, und es wurde immer lauter, bis es ohrenbetäubend war. Nightingale schlug die Augen auf, tastete stöhnend nach dem Telefon auf seinem Nachttisch und schaute auf seinen Wecker. Acht Uhr früh. »Mr. Nightingale, hier ist Alice Steadman. Ich habe Sie doch nicht geweckt, oder?«

Nightingale setzte sich auf. Sein Schädel brummte. Er hatte im Pub mit Jenny mindestens einen doppelten Whisky zu viel getrunken, und sie hatte ihn nach Hause gefahren, wo er noch eine halbe Flasche Macallan geleert hatte. »Entschuldigung, wer ist da?«

»Alice Steadman. Aus dem Wicca Woman in Camden.«

»Ah ja«, sagte Nightingale.

»Ich habe Sie geweckt, nicht wahr? Tut mir schrecklich leid, ich stehe immer früh auf, und man hatte mich gebeten, Sie gleich am Morgen anzurufen und zu fragen, ob Sie Interesse haben.«

»Interesse woran?«

»Entschuldigung, ich erkläre das gar nicht gut, oder? Ich habe zwei Ihrer Bücher für Sie verkauft, Mr. Nightingale, zu einem sehr guten Preis. Der betreffende Herr interessiert sich noch für einen weiteren Band, den Mr. Gosling angeblich in seiner Sammlung hat.«

»Wer ist der geheimnisvolle Käufer?«

»Ein Amerikaner«, antwortete sie. »Aus Texas. Er heißt Joshua Wainwright. Wie Ihr Vater ist er ein Sammler. Und anscheinend hat er an mehreren Auktionen teilgenommen, bei denen Ihr Vater ihn überboten hat. Nun fragte er sich, ob Sie vielleicht bereit sind, ihm zumindest eines der Bücher zu verkaufen. Für mehr, als Ihr Vater dafür bezahlt hat, natürlich.«

»Natürlich«, erwiderte Nightingale. »Welches Buch denn?«

»Es heißt *Der Formicarius* und ist eine Erstausgabe. Anscheinend hat Ihr Vater es einem Händler in Deutschland abgekauft.«

»Ich habe die Quittung gesehen«, sagte Nightingale. »Sicher, ich verkaufe es ihm gerne.«

»Wenn Sie einverstanden sind, wird er herfliegen, um Sie zu treffen. Er wird bar bezahlen.«

»Damit bin ich definitiv einverstanden«, sagte Nightingale. »Sagen Sie ihm, er soll mich anrufen, sobald er da ist.«

»Mr. Wainwright sagte, wenn Sie zum Verkaufen bereit seien, würde er heute Nachmittag herfliegen.«

»Sagen Sie ihm, dass ich das Buch für ihn bereithalte.«

»Und vergessen Sie bitte meine Kommission nicht, Mr. Nightingale.«

»Gott bewahre.«

Er legte den Hörer auf und wälzte sich auf den Rücken. Sein Wecker würde erst in fünfzehn Minuten klingeln, und er überlegte gerade, ob er müde genug war, um noch einmal einzudösen, als das Telefon erneut läutete. Nightingale seufzte und nahm in der Erwartung ab, dass es noch einmal Mrs. Steadman war. Aber es war Jenny.

»Jack ...« Sie klang zittrig, als stünde sie kurz vor den Tränen.

»Jenny, was ist denn los?«

»Jack, ich bin zu Hause – ich bin beraubt worden. Kannst du kommen, bitte?«

»Natürlich«, sagte Nightingale. »Ich bin gleich da.«

»Sie hatten Waffen, Jack. Sie haben gesagt, dass sie mich umbringen.«

Jenny wohnte in der Vierzimmerwohnung einer *Mews* – zu modernen Wohnungen umgebauten ehemaligen Stallungen – in Chelsea, ganz in der Nähe der King's Road. Die Straße hatte ein malerisches Kopfsteinpflaster, und vor den Fenstern hingen Blumenkästen. Vor der Haustür standen zwei Meter hohe Koniferen in zwei schweren Betonschalen. Nightingale parkte seinen MGB vor der gelben Garagentür und stieg aus. Selbst nach dem Einbruch der Immobilienpreise musste Jennys Haus noch immer fast zwei Millionen Pfund wert sein. Er hatte sie nie gefragt, ob es ihr gehörte oder ob sie es gemietet hatte, aber so oder so wusste er, dass sie es sich von dem Lohn, den er ihr zahlte, nicht hätte leisten können.

Er klingelte, und ein paar Sekunden darauf öffnete sich die Tür mit vorgelegter Sicherheitskette. Er erhaschte einen Blick auf zerzaustes Haar, und dann schloss sie die Tür, um die Kette auszuhaken. Sie trug ein dunkelgrünes Cambridge-University-Sweatshirt und eine weite Cargohose, und ihre Augen waren rot und verquollen. »Was ist passiert?«

Sie führte ihn in die Diele, schloss die Tür und verriegelte sie. »Ich bin beraubt worden, Jack. Drei Männer sind eingebrochen und haben das Tagebuch mitgenommen.«

»Mitchells Tagebuch?«

»Natürlich. Meinst du etwa, sie würden einbrechen, um meinen verdammten Terminkalender zu klauen?«

»Große Männer, schwarze Anzüge, Sonnenbrillen?«

Jenny nickte. »Weißt du, wer das war?«

»Mitchells Leibwächter, seine Beschützer – das ganze Haus war voll von ihnen. Möchte bloß wissen, wie die auf dich kommen. Jenny, haben sie dir etwas getan?«

Sie ging ins Wohnzimmer und ließ sich auf ein geblümtes Sofa fallen.

»Nein, aber sie haben mir einen Riesenschreck eingejagt.«

Nightingale setzte sich ihr gegenüber. »Was ist passiert?«

»Ich wollte zur Arbeit gehen«, erzählte sie. »Ich habe die Haustür aufgemacht, und da standen sie. Sie haben mich einfach zurück ins Haus geschoben. Einer hat mir die Hand über den Mund gelegt und mich hier

reingebracht, während die anderen beiden das Tagebuch gesucht haben – nicht dass sie viel zu suchen brauchten. Es war in meiner Handtasche.«

»Haben sie irgendwas gesagt?«

»Nicht solange sie das Tagebuch suchten. Aber als sie es gefunden hatten, richtete einer eine Pistole auf mein Gesicht und sagte, wenn ich die Polizei riefe, würden sie wiederkommen und mich erschießen.«

»Tut mir schrecklich leid, Baby.«

»Du kannst doch nichts dafür, Jack«, sagte sie.

»Ich hätte mir denken sollen, dass Mitchell versuchen würde, das Tagebuch zurückzubekommen. Ich hätte dich warnen sollen. Er hat mir erzählt, dass Gosling es ihm gestohlen hatte.« Jennys Hände begannen zu zittern. »Ich mache dir eine Tasse Tee.«

Nightingale ging in die Küche, eine moderne, deutsche Edelstahl-Einbauküche. Er kochte Tee, gab drei Würfelzucker und einen Schluck Milch hinein und brachte ihn ihr. Sie trank einen Schluck und zuckte zusammen.

»Ich trinke keinen Zucker«, sagte sie. »Das weißt du doch.«

»Der ist gut gegen den Schock«, erwiderte er und setzte sich wieder.

»Ich habe keinen Schock«, beharrte sie.

»O doch – du weißt es nur nicht«, sagte er. »Tu, was man dir sagt, und trink das.«

»Jawohl, Sir«, sagte sie. »Was meinst du, Jack? Soll ich die Polizei rufen?«

»Ich weiß ehrlich gesagt nicht so recht, was die unternehmen sollte«, erwiderte Nightingale. »Es gibt keine Zeugen, keine forensischen Beweise, und die Leibwächter sind jetzt wahrscheinlich schon wieder zurück in Mitchells Haus, das wie eine Festung ist. Ich bezweifle, dass sie ohne einen Durchsuchungsbefehl die Tür öffnen.«

»Sie haben eine Waffe auf mich gerichtet, Jack.«

»Ich weiß. Willst du, dass ich sie erschießen lasse? Ich kenne da Leute.« Jenny lachte unbehaglich. »Du bist verrückt.«

»Wem sagst du das.« Er stand auf. »Überlass die Sache mir, Jenny. Ich bin mit Mitchell noch nicht fertig.«

»Ich hatte schreckliche Angst«, sagte Jenny. Tee schwappte aus ihrer Tasse auf die Untertasse.

»Bist du fit genug, zur Arbeit zu gehen, oder möchtest du lieber zu Hause bleiben? Viel steht zurzeit ja nicht an.«

»Was machst du heute?«, fragte sie.

»Ich muss in Gosling Manor ein Buch holen und es später zum Flughafen bringen. Ein Käufer fliegt eigens aus den Staaten hierher.«

»Macht es dir wirklich nichts aus, wenn ich nicht ins Büro gehe?«

»Das ist kein Problem«, antwortete Nightingale.

»Ich möchte eine Sicherheitsfirma kommen und die Schlösser auswechseln lassen«, sagte sie.

»Sie kommen nicht zurück. Sie haben das, was sie wollten.«

»Ich würde mich dann einfach sicherer fühlen – weißt du?«

»Es tut mir leid, Jenny. Es war meine Schuld. Ich hätte dir niemals das Tagebuch geben sollen. Außerdem hätte ich mir denken können, dass Mitchell im Handumdrehen deinen Namen und Adresse rausfindet.«

»Du konntest das doch nicht wissen«, sagte Jenny.

Nightingale beugte sich vor und küsste sie auf den Kopf. »Ich mache es wieder gut.«

»Eine Gehaltserhöhung?«

»Ich hatte an einen Blumenstrauß gedacht.« Er wuschelte ihr durchs Haar und ging zur Tür. »Aber jetzt mal ernsthaft, lass alle Rechnungen aufs Büro ausstellen. Das Mindeste, was ich tun kann, ist, deine Schlösser zu bezahlen. Und eine Alarmanlage, falls du eine willst.«

»Danke, Jack, aber wir sind sowieso schon im Minus.«

»Nicht mehr lange, hoffentlich«, gab er zurück und zwinkerte. »Wünsch mir Glück.«

Hätte man Jack Nightingale beim Besteigen der Gangway zum Gulfstream-Jet gefragt, wie Joshua Wainwright seiner Meinung nach aussehen werde, hätte er wahrscheinlich die Stirn gerunzelt und gesagt, dass er Leute niemals im Voraus beurteile. Hätte man ihn dann aber weiter bedrängt, hätte er wohl die Vermutung geäußert, dass der Mann alt sein und Cowboystiefel und einen Stetson tragen werde. Außerdem werde er eine Zigarre rauchen und wahrscheinlich ein oder zwei Leibwächter hinter sich stehen haben.

Er irrte sich in jeder Hinsicht, außer der Zigarre. Joshua Wainwright rauchte eine dreißig Zentimeter lange Havanna, die auf einem besonders mächtigen Oberschenkel gerollt worden sein musste, und trug eine Baseballkappe mit dem Logo der New York Yankees. Er saß in einem weißen Ledersessel, hatte die nackten Füße auf einen dazu passenden Hocker gelegt und sah aus, als hätte er kaum die Twenjahre hinter sich gelassen.

Wainwright grinste, als er die Überraschung in Nightingales Gesicht sah. »Wahrscheinlich hatten Sie jemand Älteren erwartet«, sagte er mit einem schleppenden texanischen Akzent. »Und vielleicht weißer. Das passiert mir oft. Setzen Sie sich doch.«

»Aber jetzt sagen Sie mir nicht, dass Sie in Wirklichkeit zweihundert Jahre alt sind«, meinte Nightingale und stellte seine Aktentasche neben sich auf den Tisch. »Oder dass auf Ihrem Speicher ein Bild von Ihnen steht, das langsam vergreist.«

Wainwright lachte. Zwei hübsche Blondinen in zueinanderpassenden, holzkohlegrauen Armani-Anzügen standen hinter ihm. »Darf ich Ihnen einen Drink anbieten, Jack?«, fragte er mit seinem schleppenden Akzent.

»Ein Whisky wäre schön.«

»Ein Mann nach meinem Geschmack.« Wainwright drehte den Kopf nach hinten. »Zwei Whisky, Darling«, sagte er. »Glenlivet.« Er sah Jack an. »Einverstanden?«

»Nach meiner Erfahrung ist jeder Single Malt, der mit einem G oder einem M anfängt, eine Empfehlung wert«, sagte Nightingale. »Meinen

bitte mit Eis«, forderte er die Stewardess auf, die ihm ein weiß blitzendes Lächeln zuwarf.

Das Flugzeug stand auf dem Vorfeld des Terminals für Privatflugzeuge des Stansted Airport. Eine schwarze Mercedes-Stretchlimousine hatte beim Terminal auf Nightingale gewartet, und ein uniformierter Chauffeur hatte ihn zur Gulfstream gefahren. Das Flugzeug war mit vier weißen Ledersesseln, einem dreisitzigen, weißen Ledersofa, einem großen LCD-TV-Bildschirm an der Trennwand zum Cockpit und großflächigen Panoramafenstern teuer ausgestattet.

»Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten, Jack?«, fragte Wainwright.

»Ich bin Zigarettenraucher«, sagte Nightingale. »Darf ich hier rauchen?«

»Es ist mein Flugzeug, wir können tun, was wir wollen.«

Nightingale nahm sein Päckchen Marlboro heraus und steckte sich eine an. Die zweite Stewardess stellte einen großen Glasaschenbecher neben seine Aktentasche.

»Sie sind also Ainsley Goslings Sohn?«, fragte Wainwright. »Wie kommen Sie mit seinem Tod zurecht?«

»Wir haben uns nicht nahestanden«, antwortete Nightingale. Die Stewardess servierte ihm seinen Whisky und schenkte ihm ein weiteres strahlendes Lächeln.

»Aber er hat Ihnen seine Bibliothek hinterlassen?«

»Er hat mir alles hinterlassen«, sagte Nightingale.

Wainwright deutete mit seiner Zigarre auf Nightingales Aktentasche. »Ist es da drin?«

Nightingale nickte. »Ich habe eine Weile gebraucht, es zu finden, sein Ordnungssystem ist mir noch nicht klar. Alphabetisch ist es jedenfalls nicht.« Er stellte das Glas beiseite, legte die Zigarette weg und griff nach der Aktentasche. Wainwright leckte sich die Lippen, als Nightingale das Buch herausholte. Es war fast sechzig Zentimeter hoch, knapp einen halben Meter breit und gut fünf Zentimeter dick. Die Seiten waren vergilbt und der weiße Ledereinband rissig und verblasst. Nightingale hatte beinahe drei Stunden gebraucht, um es im Keller zu finden. Da der Titel auf vielen Buchrücken nicht zu sehen war, hatte er die Bücher eins nach dem anderen herausnehmen und aufklappen müssen.

Wainwright legte seine Zigarre weg und nahm ihm das Buch ehrfürchtig aus der Hand, so behutsam, als hielte er ein Baby. Seine Augen waren weit geöffnet, und er hatte ein leises Lächeln auf den Lippen. Es war ein Lächeln des Triumphs, wie Nightingale begriff.

»Super«, sagte Wainwright. »Wissen Sie, was das ist, Jack?«

»Der *Formicarius*«, antwortete Nightingale, »aber das sagt mir nicht viel.«

»Das hier ist eine Erstausgabe, die 1475 gedruckt wurde«, erklärte Wainwright und strich über den Buchdeckel. »Verfasst ist sie von Johannes Nider. Er hat für das Werk zwei Jahre gebraucht, und erschienen ist es acht Jahre später. Es ist das zweite überhaupt jemals zum Thema Hexerei veröffentlichte Buch. Vor dem *Formicarius* dachte jedermann, nur Männer dienten dem Teufel.«

»Und deswegen ist es so wertvoll?«

Wainwright schüttelte den Kopf. »Nein, der Inhalt des Buches ist gar nicht so wichtig. Ich besitze eine Zweit- und eine Drittausgabe, den Text kenne ich also bereits. Das Buch selbst wollte ich haben. Genau dieses Buch hier.« Er fuhr mit den Fingerspitzen den Buchrücken entlang. »Ihr Vater wusste ebenfalls Bescheid. Darum war er so fest entschlossen, es sich zu beschaffen.« Er grinste. »Es war eigentlich mir zugesagt, wissen Sie? Der Buchhändler in Hamburg hatte schon versprochen, es mir zu verkaufen, aber irgendwie ist Ihr Vater an ihn herangetreten, bevor ich das Geld überweisen konnte. Er war ein sehr überzeugender Mann, Ihr Vater.«

»Das ist mir schon zu Ohren gekommen«, meinte Nightingale.

»Er hat dafür anderthalb Millionen Euro bezahlt, wissen Sie das?«

»Ich habe die Quittung gesehen. Was ist denn nun so Besonderes an dem Buch?«

»Sind Sie sicher, dass Sie das wissen wollen, Jack?«

Nightingale nickte. »Warum denn nicht?«

Wainwright kostete den Moment lächelnd aus und küsste dann den Buchdeckel. »Das hier ist kein Schweine- oder Rindsleder«, sagte er. »Es ist Menschenhaut.«

Nightingale bemühte sich, nicht überrascht auszusehen, aber der Befriedigung im Gesicht des Amerikaners entnahm er, dass ihm das misslungen war. »Was Sie nicht sagen.«

»Ihr Vater hat anderthalb Millionen Euro bezahlt, was halten Sie also davon, wenn ich Ihnen zwei Millionen gebe?«

»Zwei klingt gut«, meinte Nightingale.

Wainwright lächelte eine der Stewardessen an, und sie nahm einen kleinen Aluminiumkoffer aus einem Schrank und stellte ihn neben Nightingale auf den Tisch. Sie klappte den Koffer vor ihm auf und ging dann in den hinteren Bereich des Flugzeugs. Normalerweise hätte Nightingale sich umgedreht, um einen Blick auf ihre Beine zu werfen, aber er konnte den Blick nicht von den Banknotenbündeln wenden. »Wow«, sagte er.

»Eines muss man dem Euro lassen«, sagte Wainwright. »Dieser Fünfhundert-Euro-Schein macht es viel einfacher, Bargeld zu befördern. Hätte ich Hundertdollarscheine nehmen müssen, hätten wir einen zweiten Koffer gebraucht.«

»Das ist kein Problem, mit dem ich normalerweise zu tun habe«, sagte Nightingale.

»Nun, vielleicht ändert sich das«, meinte Wainwright. »In der Bibliothek Ihres verstorbenen Vaters gibt es noch ein paar andere Bücher, an deren Kauf ich vielleicht interessiert bin. Könnten Sie mir bei Gelegenheit eine Bestandsliste zukommen lassen? Die meisten Bücher besitze ich zwar, aber Ihr Vater hat schon Bücher gekauft, bevor ich auf der Welt war. Es würde mich interessieren, was er in seiner Sammlung hat.«

»Kein Problem«, sagte Nightingale. Er starrte noch immer das Geld an. Zwei Millionen Euro. Er versuchte auszurechnen, wie viele Jahre er arbeiten müsste, um eine solche Summe zu verdienen. Dreißig? Vierzig?

»Möchten Sie es zählen, Jack?«, fragte Wainwright.

»Muss ich?«

Wainwright lachte. »Falls es zu wenig ist, rufen Sie mich an, aber das wird nicht nötig sein.«

Nightingale klappte den Koffer zu. »Kann ich den Koffer behalten? Ich glaube nicht, dass das alles in meine Tasche passt.«

»Wir können tauschen«, meinte Wainwright. Er steckte das Buch in die Aktentasche zurück, die Nightingale mitgebracht hatte. »Irgendwelche Einwände?«

»Ich kann mir jederzeit eine neue kaufen«, sagte Nightingale.

Die Stewardess, die ihm den Koffer gegeben hatte, trat mit einem Clipboard und einem Stift vor. »Sie müssen eine Rechnung und eine Quittung unterschreiben. Von beidem habe ich Kopien für Sie«, sagte Wainwright.

Nightingale nahm den Stift, einen Mont Blanc von der Größe einer kleinen Taschenlampe, und unterschrieb viermal. Er runzelte die Stirn, als er sah, dass er in Rot unterschrieb. »Sagen Sie mir bitte, dass das kein Blut ist«, meinte er.

»Ich mag rote Tinte«, sagte der Amerikaner. »Das ist so eine Schrulle von mir. Rot ist meine Glücksfarbe, seit jeher. Tun Sie mir also den Gefallen.«

Die Stewardess nahm Nightingale den Stift und das Clipboard wieder ab und gab ihm eine Kopie der Rechnung und der Quittung.

»Dort steht meine Handynummer«, sagte Wainwright. »Und meine persönliche E-Mail-Adresse. Sobald Sie eine Bestandsliste zusammengestellt haben, möchte ich mir die gerne ansehen. Ich zahle Spitzenpreise, bar auf die Hand.«

Nightingale faltete die Papiere zusammen und steckte sie in die Innentasche seines Regenmantels. Er nickte zur Aktentasche hinüber. »Das Zeug in diesen Büchern funktioniert, oder?«

»Manches ja, manches nein. Es ist ein Prozess. Je länger man sich mit diesen Dingen beschäftigt, desto besser beherrscht man sie.« Er grinste. »Deshalb nennt man es Hexenwerk. Weil es ein Handwerk ist.«

»Es kommt mir eigenartig vor, dass jemand mit einem Koffer voll Geld in einem hochmodernen Jet sitzt und von Magie redet.«

»Und?«

»Und nichts. Es ist eben eigenartig, das ist alles. Warum sind Sie nicht auf einem Besen hergeflogen?«

»Sie denken an Harry Potter. Außerdem, haben Sie je versucht, auf einem Besen Mitglied des Mile High Clubs zu werden?«

»Wohl nicht«, antwortete Nightingale. »Fliegende Besen sind also Quatsch?«

»Natürlich. Aber wenn ich mich ohne einen Gulfstream durch die Welt bewegen wollte, ja, machbar wäre das. Astralprojektion. Es ist nicht einfach und braucht viel Übung, aber ich beherrsche die Kunst. Und

Fernwahrnehmung, also das Sehen von Dingen über weite Distanzen. Das ist einfacher als Astralprojektion, aber nicht so nützlich.«

»Sie ziehen mich auf«, sagte Nightingale, »oder Sie verscheißern mich, wie ihr Yankees so gerne sagt.«

»Nein, das ist mein Ernst«, entgegnete Wainwright. »Sagen wir einmal, Sie wären so gut in Astralprojektion wie ich. Dann könnten wir uns irgendwo verabreden, und zur festgesetzten Zeit würden wir uns beide in Trance versetzen und auf einem Astralplaneten von Angesicht zu Angesicht treffen.«

»Das haben Sie schon gemacht?«

»Ich habe es mit Ihrem Vater gemacht, Jack. Oft. Er war ein Meister darin.«

»Und wie funktioniert es?«

»Jetzt fragen Sie mich etwas«, sagte der Amerikaner.

»Es interessiert mich.«

»Das sehe ich.« Er schwang die Füße auf den Fußhocker und griff nach seiner Zigarre. »Sie haben doch ein Handy, oder?« Er schaute seine Zigarre an und runzelte die Stirn, als er merkte, dass sie ausgegangen war.

»Natürlich.«

»Und Sie wissen, wie man es verwendet, oder?« Er nahm eine Streichholzschachtel und zündete die Zigarre wieder an.

Nightingale wusste nicht recht, worauf er hinauswollte.

»Können Sie mir dann sagen, wie fünfzig Leute in einem einzigen Raum mit fünfzig weiteren Leuten auf der ganzen Welt fünfzig verschiedene Telefongespräche führen können und wie diese fünfzig Leute dann in fünfzig verschiedene Autos steigen und in fünfzig verschiedene Richtungen davonfahren können, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen und ohne dass es eine einzige Überschneidung gibt oder ein einziges Wort verloren geht?« Er sog an seiner Zigarre und stieß Rauch aus, ohne zu inhalieren.

»Eigentlich nicht«, meinte Nightingale. »Aber Sie wollen doch nicht behaupten, dass Handys Magie sind?«

»Nein, sie sind Technik, aber ich will darauf hinaus, dass wir Technik nicht verstehen müssen, um sie zu verwenden. Für den Okkultismus gilt dasselbe Prinzip.«

»Und jeder kann sich seiner bedienen?«

»Es gibt verschiedene Ebenen«, erklärte der Amerikaner. Er tippte auf den *Formicarius*. »Das hier ist ein Werkzeug, und in den richtigen Händen, wie bei mir oder Ihrem Vater, kann es große Dinge bewirken. Aber wenn Sie es einem Kind geben, ist es einfach nur ein Buch. Man muss wissen, wie man das Werkzeug benutzt, und dieses Wissen unterscheidet die Großen von denen, die es gerne wären.«

»Aber wie scheidet man in diesen Wissensdingen die Spreu vom Weizen?«

»Man muss seine Quelle kennen«, sagte Wainwright. Er zeigte auf Nightingales Aktentasche. »Auf so ein Buch kann man sich verlassen. Erstausgaben sind am besten, weil in den Illustrationen oft Informationen stecken, die beim Übergang zur Massenproduktion wegefallen. Handgeschriebene Bücher, illustrierte Manuskripte aus dem Mittelalter, das ist das wahre Gold.«

»Und tauscht man sich untereinander aus, mit anderen ...« Er zögerte, welches Wort er verwenden sollte. »Wie bezeichne ich Leute wie Sie?«, fragte er.

»Jung, talentiert und schwarz.« Er kicherte. »Damit kann ich gut leben. Und mit einem Schwarzen im Weißen Haus kann es nur besser werden.«

»Ich meinte das, was Leute wie Sie tun«, sagte Nightingale. »Satanist klingt ein bisschen ...« Er zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Aber ich schätze, das ist immer noch besser als Teufelsanbeter.«

»Es gibt alle möglichen Bezeichnungen«, erwiderte Wainwright. »Es gibt unverfälschte Satanisten – theistische Satanisten nennen wir sie –, es gibt Luziferaner, LaVeyaner, Setianer, Diabolatoren, Dämonolatoren ... Es gibt sogar Slaytanisten.«

»Slaytanisten?«, echote Nightingale.

»Slaytanisten«, wiederholte Wainwright. »So nennen wir die Dilettanten, die Wochenendsatanisten, die sich mehr für die Teufelsanbetung als für den Prozess interessieren.«

»Was für einen Prozess denn?«

»Die Magik. Und das ist Magik mit einem k hinten, letztlich also auch Magie, aber nicht die billige und verwässerte Sorte Magie, die Sie im Fernsehen zu sehen kriegen.«

»Und wie nennen Sie selbst sich?«

»Ich vermeide solche Etiketten gerne«, antwortete Wainwright. »Sie schränken einen so sehr ein.«

»Aber redet ihr Leute miteinander, verrätet ihr euch eure Geheimnisse und so?«

»Köche geben ihre Rezepte nicht an andere Köche weiter, Bühnenmagier zeigen ihren Rivalen nicht ihre Tricks. Wir hüten unsere Geheimnisse eifersüchtig. Warum fragen Sie danach, Jack?«

»Ich brauche Informationen über meinen Vater. Was er getan hat, wozu er fähig war, so was eben.«

»Sie könnten es mit dem Orden der Neun Ecken versuchen«, sagte Wainwright. »Sie wissen, dass er dort Mitglied war?«

»Ich weiß so gut wie nichts über ihn«, antwortete Nightingale. »Was ist das für ein Orden?«

»Eine satanistische Sekte hier in England. Am besten ist sie für ihre Behauptung bekannt, dass Menschenopfer nicht unbedingt etwas Schlimmes sind. Das sorgt für eine schlechte Presse. Und sie gehört zu den Gruppen, die glauben, dass Satan existiert.«

»Sie sagten Ecken, nicht Engel?«

»Dieses Missverständnis ist recht häufig«, erwiderte der Amerikaner. »Die Leute glauben, es handele sich um eine Gruppe, die mit gefallenen Engeln Umgang hat, aber das stimmt nicht. Der Name bezieht sich auf das Sektenabzeichen, das neun Linien zeigt, die die sieben Planeten mit den sieben niedrigeren Sefirot des kabbalistischen Lebensbaums verbinden.«

»Jetzt kann ich Ihnen nicht mehr folgen«, sagte Nightingale.

»Es ist ein kompliziertes Thema«, erklärte Wainwright. »Mancher braucht sein ganzes Leben, um Meister zu werden, was der Grund dafür ist, dass Männer wie Ihr Vater immer nach Abkürzungen Ausschau halten.«

»Und all diese Gruppen verehren Satan?«

Wainwright schüttelte den Kopf. »Ganz im Gegenteil«, sagte er. »Sie erkennen nicht einmal alle Satans Existenz an. Man kann an satanische Macht glauben, ohne an Satan zu glauben. Hier passt wieder die Analogie mit dem Handy. Nicht, warum es funktioniert, ist von Bedeutung, sondern was zählt, ist das Ergebnis.« Er sog an seiner Zigarre. »Es gibt einige Vertreter, die sich Atheistische Satanisten nennen. Sie glauben, dass eine

dunkle Kraft mit Hilfe der Entropie alles zerstört und dass wir diese Kraft hier auf Erden nutzen können. Aber sie glauben nicht, dass Satan als Wesenheit existiert.«

»Und Sie, was glauben Sie?«

Wainwright grinste. »Um es mit den Worten der Monkees zu sagen: I'm a believer. Ich glaube daran.«

»An den Teufel?«

»An Gott, den Teufel, das volle Programm.«

Nightingale stieß Rauch aus. »Wie ich hörte, ist es ziemlich einfach, einen Teufel heraufzubeschwören.«

»Das ist Okkultismus für Anfänger«, sagte Wainwright. »Geben Sie in eine beliebige Suchmaschine ›den Teufel beschwören‹ ein. Sie werden Tausende Treffer bekommen.«

»Und die eigene Seele zu verkaufen ist auch einfach?«

Wainwright zuckte zusammen. »Man muss wissen, was man tut, Jack. Man muss sich sicher schützen, und man muss wissen, wie man mit den Teufeln umgeht. Das sind keine Schoßhunde, sondern die Herren der Hölle. Wenn man eine einzige falsche Bewegung macht, reißen sie einem die Seele aus dem Leib.«

»Haben Sie von Proserpina gehört?«

»Natürlich. Sie ist eine der Großen. Definitiv nichts für Amateure. Keiner sollte sie beschwören wollen, wenn er nicht wirklich weiß, was er tut.«

»Und ist es möglich, ihr die Seele eines ungeborenen Kindes zu verkaufen? Ist das machbar?«

Wainwrights Augen waren plötzlich so hart wie Stahl. »Was ist los, Jack?«, fragte er. »Was möchten Sie eigentlich wirklich wissen? Sie reden um den heißen Brei herum.«

Nightingale lächelte verkrampft. »Es klingt schon verrückt, es nur zu sagen«, meinte er.

Wainwrights Zigarre verharrte Zentimeter vor seinen Lippen in der Luft, und er zog die Augenbrauen zusammen. »Gosling hat es getan, nicht wahr?«

Nightingale antwortete nicht. Wainwrights Augen bohrten sich in die seinen, und Nightingale musste wegschauen.

»Ainsley Gosling hat Ihre Seele vor Ihrer Geburt an Proserpina verkauft?«

»Das hat er mir gesagt, ja«, antwortete Nightingale. »Er hat mir eine DVD hinterlassen, auf der er genau das behauptet.«

»Tragen Sie das Zeichen? Das Pentagramm?«

»Ich glaube nicht.«

Wainwright beugte sich vor. »Wenn Sie kein Pentagramm haben, gibt es auch keinen Vertrag«, sagte er. »Das steht fest.«

»Ich habe überall gesucht«, berichtete Nightingale.

»Dann ist alles in Ordnung«, meinte Wainwright. »Was ist mit Ihrem Vater geschehen?«

»Er hat sich umgebracht.«

»Wie?«

»Mit einer Schrotflinte.«

»Aber er hat sich in einem Schutzkreis aufgehalten, oder? Einem Pentagramm?«

Nightingale nickte. »Woher haben Sie das gewusst?«

»Weil das die Art wäre, wie ich es tun würde. Schnell und sicher.«

»Und das Pentagramm?«

»Es sorgt dafür, dass kein Teufel an einen herankommen kann, bevor man tot ist. So kann man den Zeitpunkt selbst bestimmen.«

»Aber zur Hölle fährt man trotzdem, oder?«

»Das kommt darauf an.«

»Auf was?«

»Darauf, ob man gut oder böse war. Es ist ein bisschen wie mit dem Geschenk vom Nikolaus.« Er lachte über seinen eigenen Scherz.

»Also, ich meinte, wenn man für die Hölle bestimmt ist und innerhalb des schützenden Pentagramms stirbt, fährt man dann trotzdem zur Hölle?«

»Ja, aber man würde zu seinen eigenen Bedingungen dort hinkommen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Nightingale.

»Kann ich mir denken«, meinte Wainwright.

»Sehen Sie, ich komme nicht dahinter, warum mein Vater, mein genetischer Vater, sich eigens mit einem Pentagramm geschützt hat, bevor er sich getötet hat.«

»Weil er wollte, dass es seine eigene Entscheidung war«, erklärte Wainwright. »Er wollte den Zeitpunkt und den Ort seines Todes selbst bestimmen. Das ist nicht unüblich.«

»Und wenn meine Seele verkauft worden ist, was habe ich dann für Optionen?«

»Keine. Aber, wie schon gesagt, wenn Sie kein Zeichen tragen, gehört Ihre Seele Ihnen selbst.«

Nightingale fuhr sich mit der Hand durchs Haar und den Nacken hinunter. Er spürte die Sehnen, straff gespannt wie Stahlseile. »Ich muss mit dieser Proserpina sprechen.«

»Nein, das müssen Sie nicht, Jack. Sie ist eine Teufelin. Sie würde Sie zum Frühstück verspeisen.«

Ein Mann mittleren Alters in einem strahlend weißen Hemd und mit schwarz-gelben Schulterklappen machte die Cockpit-Tür auf. »Wir setzen gleich das Triebwerk in Gang, Mr. Wainwright«, sagte er. »Wir müssen innerhalb der nächsten zehn Minuten starten, sonst verlieren wir unseren Slot.«

»Wenn Sie bereit sind, bin ich es auch, Ed«, sagte Wainwright. Er lächelte Nightingale an. »Sieht so aus, als wäre unsere Zeit um, Jack«, sagte er.

Der Pilot kehrte ins Cockpit zurück und machte die Tür hinter sich zu. Wainwright stand auf und streckte die Hand aus. »Viel Glück«, sagte er.

Sie schüttelten sich die Hände. »Sichere Reise«, sagte Nightingale.

»Ihnen auch«, gab Wainwright zurück. »Aber denken Sie daran, wenn Sie kein Zeichen tragen, gibt es auch keinen Vertrag, und Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«

Als Nightingale vom Flugzeug zum wartenden Mercedes ging, hörte er, wie die Gangway eingezogen wurde, die Tür zufiel und das Triebwerk losheulte. Der Fahrer hielt ihm bereits die Tür auf. »Soll ich den in den Kofferraum legen, Sir?«, fragte der Fahrer und zeigte auf den Metallkoffer.

»Ich glaube, ich behalte ihn lieber bei mir«, antwortete Nightingale. Er stieg hinten ein und legte ihn neben sich auf den Sitz.

Der Bankdirektor rieb sich das Kinn und sah den Koffer voll Geld an. »Mr. Nightingale, das ist wirklich ausgesprochen ungewöhnlich«, sagte er.

»Wem sagen Sie das«, meinte Nightingale.

»Es gibt Geldwäschebestimmungen, Ausweisvorschriften und festgelegte Verfahren.«

»Das verstehe ich, Mr. Collinson, aber so habe ich das Geld bekommen, und so übergebe ich es Ihnen.«

»Aber niemand trägt zwei Millionen Euro bar mit sich herum«, sagte der Bankdirektor und ließ sich in seinen hochlehnigen Chefsessel fallen. »Die Zentrale wird alle möglichen Fragen stellen. Sie sind nicht einmal ein Kunde der Bank.«

»Aber mein Vater war Ihr Kunde, und ich bin sein einziger Erbe. Und ich muss Sie gewiss nicht daran erinnern, dass ich für die Hypothek auf Gosling Manor geradestehe.«

Collinson schob die fleischigen Lippen vor wie ein Kleinkind, das gleich in Tränen ausbrechen will. »Sehr regelwidrig«, sagte er. »Wir sind nicht einmal dafür eingerichtet, so viel Bargeld in unserer Bank zu lagern.«

»Alles ist vollkommen legitim«, sagte Nightingale. »Ich habe einige der Bücher aus der Sammlung meines Vaters verkauft.«

»Gegen Bargeld.«

»Gegen Bargeld«, antwortete Nightingale. »Ich war genauso überrascht wie Sie.« Er griff in seine Jacketttasche und zog zwei Papiere heraus. Die reichte er dem Bankdirektor. »Das ist die Quittung, die der Käufer mir gegeben hat. Und hier ist die Rechnung des Antiquariats in Hamburg, das meinem Vater das Buch verkauft hat.«

Collinson betrachtete beide Dokumente prüfend. »Ein beachtlicher Gewinn.«

»Insbesondere wenn man bedenkt, wie stark der Euro gestiegen ist«, sagte Nightingale.

»Ihnen ist bewusst, dass wir verpflichtet sind, das Finanzamt zu informieren, wenn Sie diese Gelder in unserer Filiale einzahlen?«, fragte Collinson.

»Das war mir neu, aber jetzt weiß ich Bescheid.«

»Wahrscheinlich müssen Sie für den Kapitalgewinn Steuern zahlen, und Sie müssen ein Formular ausfüllen, in dem Sie erläutern, wo das Geld herkommt.«

»Kein Problem«, antwortete Nightingale.

»Dann sagen Sie mir, was haben Sie mit dem Geld vor?«, fragte der Bankdirektor und strich mit den Fingern der rechten Hand über die Geldbündel.

»Ich würde gerne ein Konto bei Ihnen eröffnen, das Geld hier in Pfund umtauschen und auf das Konto einzahlen. Über das Konto möchte ich dann die Hypothek weiter abbezahlen, die mein Vater aufgenommen hat. Klingt das sinnvoll?«

Collinson nickte.

»Ich werde meine Buchhalterin bitten, Sie wegen der Formalitäten anzurufen.«

»Wir brauchen eine Kopie Ihres Passes, zwei Energie- oder Wasserrechnungen jüngerer Datums und eine Auskunft Ihrer derzeitigen Bank«, sagte Collinson.

»Kein Problem«, meinte Nightingale.

»Haben Sie vor, noch mehr Bücher Ihres Vaters zu verkaufen, Mr. Nightingale?«, fragte der Bankdirektor.

»Möglich«, antwortete Nightingale. »Ich will eine Bestandsliste erstellen, um zu sehen, was da ist.«

»Das müssen sehr interessante Bücher sein«, sagte Collinson. »Vielleicht könnten Sie sie mir gelegentlich zeigen.«

»Sie sind sehr speziell, Mr. Collinson«, antwortete Nightingale. »Ich glaube kaum, dass sie für Sie von großem Interesse wären.«

Im Nachbarhaus der Bank bot ein Optiker einen kostenlosen Sehtest und fünfzig Prozent Rabatt auf alle Brillengestelle an. Eine junge Frau in einem weißen Kittel, das lange, schwarze Haar zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, stand hinter der Theke und zeigte einer Hausfrau mit zwei kleinen Kindern verschiedene Gestelle. Hinter ihr hing eine Sehtafel, und Nightingale las die Buchstaben bis hinunter zur letzten Zeile. Er hatte seit

jeher ausgezeichnete Augen. Ein Klingelzeichen ertönte, als er die Tür aufstieß und hineinging.

Nightingale saß schon an seinem Schreibtisch, als Jenny ins Büro trat. Er hatte die Füße auf den Tisch gelegt; seine Tastatur lag auf seinem Schoß, und er starrte aufmerksam auf den Bildschirm. »Du bist aber früh dran«, sagte sie und bemerkte dann die Whiskyflasche neben dem überfließenden Aschenbecher. »Oder bist du gestern Abend gar nicht heimgegangen?«

»Ich konnte nicht schlafen«, antwortete Nightingale. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Ich habe an Türen und Fenstern neue Schlösser anbringen lassen, und Banhams baut diese Woche noch eine Alarmanlage mit Bewegungsmelder ein.«

»Sie kommen nicht wieder, Jenny. Sie wollten nur das Tagebuch haben.«

»Ich werde mich sicherer fühlen.« Sie zog ihren Mantel aus und hängte ihn innen an der Tür auf. Nightingale griff nach dem Whisky und nahm einen ordentlichen Schluck. »Was ist los, Jack?«

»Warum sollte irgendwas los sein?«

»Es ist halb neun Uhr früh, und du trinkst Whisky.«

»Glaubst du an die Hölle, Jenny?«

»Natürlich nicht.« Sie setzte sich ihm gegenüber und schob den Whisky aus seiner Reichweite.

»Und warum nicht?«

»Wie könnte es einen Ort namens Hölle geben? Wo sollte die denn sein? Wir kartieren das Universum, aber sie ist nirgends zu finden. Sie kann nicht auf einem Planeten oder Stern oder in einem schwarzen Loch sein.«

»Dann glaubst du also auch nicht an den Himmel?«

»Als Ort natürlich nicht. Engel, die auf Wolken sitzen und Harfe spielen? Ist doch lächerlich.«

»Wenn wir also tot sind, sind wir tot, und das ist's gewesen? Kommt einfach das Nichts? Der große Abgrund?«

»Das Leben wird weitergehen, ob ich nun hier bin oder nicht, es herrscht also nicht das große Nichts. Was ist los, Jack?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich möchte wohl gern wissen, was passiert, wenn wir sterben. Das ist die eine Frage, die niemand beantworten kann. Das ist doch paradox, oder? Wir sterben alle, das ist das eine, was wir alle gemeinsam haben, und doch weiß keiner, was das wirklich bedeutet.«

»Es hängt davon ab, was man glaubt, Jack. Manche Menschen glauben wirklich, dass sie in den Himmel kommen, wenn sie sterben. Andere glauben, dass sie wiedergeboren werden, dass unsere Zeit hier einfach nur Teil eines Prozesses ist.«

»Reinkarnation?«

»Genau. Atheisten glauben, dass nach dem Tod das Nichts wartet. Wir werden geboren, wir leben, wir sterben, und damit ist es vorbei.«

»Das ist ziemlich deprimierend.«

»Hältst du die Hölle für eine bessere Alternative?«

»Ach, Jenny, ich weiß es nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.«

»Du denkst, es könnte stimmen? Du glaubst allmählich, dass Ainsley Gosling deine Seele an den Teufel verkauft hat.«

»An *einen* Teufel. Proserpina. Ich bin mir sicher, dass er das getan hat, ja. Oder zumindest bin ich mir sicher, dass er geglaubt hat, er hätte es getan. Die große Frage lautet jetzt, habe ich überhaupt eine Seele, die er verkaufen konnte? Ist die Seele etwas Konkretes, mit dem man Handel treiben kann? Das ist doch Unsinn, oder? So etwas wie die Seele gibt es gar nicht.«

»Ist das eine Frage oder eine Feststellung, Jack?«

»Genau das ist das Problem, oder? Wir können darüber reden, bis wir schwarz werden, aber sicher werden wir es niemals wissen.«

»Das ist das Menschliche an uns«, sagte Jenny. »Wir sind das einzige Tier, dem bewusst ist, dass es eines Tages sterben wird. Kein anderes Geschöpf denkt über den Tod nach.«

»Aber die meisten von uns tun alles in ihrer Macht Stehende, um dem Gedanken auszuweichen«, stellte Nightingale klar. »Weil er uns schreckliche Angst macht.«

»Du solltest besser an das Leben denken«, schlug Jenny vor. »Genieße es, so lange es währt. Koste jeden Moment aus. Jede Sekunde.«

»Aber eines Tages wird es vorbei sein.«

»Vielleicht.«

»Vielleicht?«, hakte Nightingale nach.

Jenny zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht, Jack – ich weiß es auch nicht besser als du. Ich habe ein Bauchgefühl, dass es noch etwas gibt. Aber das ist wirklich nur ein Bauchgefühl. Jack, wie kommst du denn darauf? Ist irgendwas passiert?«

»Du bist nicht gläubig, oder?«

Jenny lächelte. »Nein, aber Religion hat nichts mit dem Leben nach dem Tod zu tun, oder? Daran kann man glauben, ohne an Gott zu glauben. Vielleicht steht uns einfach nur der Übergang zu etwas Neuem bevor.«

»Wie was zum Beispiel?«

Jenny seufzte. »Ich habe keine Ahnung, Jack. Das weiß keiner.«

»Aber das ist es ja gerade, oder? Wenn es noch etwas anderes gäbe, würden dann nicht die, die den Übergang hinter sich haben, zurückkommen und uns sagen, was uns erwartet? Warum sind meine Mum und mein Dad nicht gekommen? Als ich sie zum letzten Mal gesehen habe, fuhr ich zur Universität, und sie standen in der Haustür und winkten mir nach. Und dann kommen sie Knall auf Fall bei einem Autounfall ums Leben. Wenn es ein Leben nach dem Tod gäbe, wären sie dann nicht zurückgekommen, um sich zu verabschieden? Nur um mir Bescheid zu geben, dass alles in Ordnung ist?«

»Manchmal bekommen Menschen Botschaften aus dem Jenseits, oder? Und viele Leute sagen, sie hätten Geister gesehen.«

»Hast du?«

»Nein«, gab Jenny zu.

»Und ich auch nicht. Meine Eltern sind plötzlich und gewaltsam gestorben, genau wie mein Onkel und meine Tante. Wenn man glaubt, was man liest, sind das die wahrscheinlichsten Umstände für Geistererscheinungen. Ich habe keinerlei Botschaft von ihnen erhalten, Jenny. Nicht von meiner Mutter und meinem Vater, und nicht von meiner Tante und meinem Onkel. Sie sind gestorben, und das war's.« Er seufzte. »Weißt du, als ich meine Mum und meinen Dad begraben habe, hatte ich erwartet, bei der Beerdigung ihre Gegenwart zu spüren, aber da war gar nichts. Einfach nur die Särge.« Er griff nach dem Whisky, war aber nicht schnell genug.

»Vielleicht konnten sie nicht zurückkommen. Vielleicht funktioniert es eben nicht so«, sagte Jenny und nahm die Flasche weg. »Ich mache dir einen Kaffee.«

»Und was ist mit meinem sogenannten genetischen Vater? Er ist gewaltsam gestorben, aber ich habe ihn nirgendwo herumschweben gesehen. Er hat mir eine DVD hinterlassen, in der er sich für das entschuldigt, was er getan hat, und man sollte doch meinen, er würde zurückkommen und sich persönlich entschuldigen. Als Gespenst. Wenn es ein Leben nach dem Tod gäbe, sollte er dann nicht Kontakt mit mir aufnehmen und mir sagen, was ich tun soll? Und was ist mit Robbie? Erinnerst du dich an die Botschaft, die er mir aufs Handy gesprochen hatte? Er hatte mir etwas zu sagen, etwas Wichtiges.«

»Vielleicht ist der Tod eine Einbahnstraße, und man kann nicht zurückkommen. Wie bei den Raupen.«

»Bei den Raupen?«

»Raupen kriechen ihr Leben lang auf Blättern herum, bis sie sich verpuppen. Wenn die Puppe dann aufbricht, kommt ein Schmetterling heraus. Weiß die Raupe, dass sie eines Tages ein Schmetterling sein wird? Das bezweifle ich. Aus Sicht der Raupe ist die Puppe der Tod. Das Ende der Raupe. Und erinnert sich der Schmetterling daran, dass er einmal eine Raupe war?«

»Wer weiß?«, meinte Nightingale.

»Genau«, erwiderte Jenny. »Wer weiß. Aber hast du jemals einen Schmetterling gesehen, der sich mit Raupen abgibt? Nein, hast du nicht. Sie haben nichts miteinander gemein. Vielleicht ergeht es uns nach unserem Tod ja genauso. Ein Teil von uns tut den nächsten Schritt und wirft keinen Blick zurück.«

»Unser Geist, meinst du?«

»Es heißt, wenn man stirbt, verliert man einundzwanzig Gramm. Die verschwinden einfach. Wiegt man einen Menschen vor seinem Tod und dann noch einmal danach, sind einundzwanzig Gramm einfach weg.«

»Wer sagt das?«, fragte Nightingale.

»Ich habe in meinem Abschlussjahr an der Uni einen Philosophiekurs belegt«, antwortete Jenny. »Das Experiment wurde Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von einem amerikanischen Arzt durchgeführt. Duncan

MacDougall hieß er. Er entwarf ein spezielles Bett, das auf eine Wiegevorrichtung gebaut war, und er hatte sechs sterbende Patienten, die bereit waren, ihm zu helfen. Durch Wiegen des ganzen Bettes war der Verlust von Schweiß und Urin, alles Körperliche also, mit einbezogen. Bei allen sechs Patienten gab es im Moment des Todes einen unmittelbaren Gewichtsverlust von einundzwanzig Gramm.«

Nightingale zog die Augenbrauen zusammen. »Und das soll nun also das Gewicht einer menschlichen Seele sein? Einundzwanzig Gramm?«

»Ungefähr das Gewicht eines Kolibris«, meinte Jenny. »So lautete MacDougalls Theorie. Er wiederholte das Experiment mit fünfzehn Hunden. Band sie auf dem Bett fest und schläfernte sie ein. Bei den Hunden trat mit dem Tod kein Gewichtsverlust ein. Seine Theorie lautete, dass Menschen Seelen hätten und Hunde nicht.«

»Und warum ist das Experiment seitdem nicht wiederholt worden?«

»Sterbende wiegen? Ich weiß nicht recht, ob man heutzutage damit noch durchkäme.« Jenny legte ihm die Hand auf die Schulter. »Was ist los, Jack? Wie kommst du plötzlich auf all das?«

»Gib mir den Whisky, dann erzähle ich es dir.«

»Jack ...«

Nightingale streckte die Hand aus. Jenny gab ihm die Flasche.

»Du weißt ja, dass man ein Zeichen tragen sollte, ein Pentagramm?«

»Wenn die Seele an den Teufel verkauft wurde, richtig. Aber du hast kein solches Zeichen, schon vergessen?«

»Neben der Bank in Brighton gibt es einen Optiker. Ich habe in der Bank das Geld eingezahlt, und der Optiker bot einen kostenlosen Augentest an.«

»Du brauchst keine Brille«, sagte sie. »Du hast doch die reinsten Adleraugen.«

»Ich habe meine Netzhaut scannen lassen«, berichtete er leise. »Ich dachte mir, das ist einer der Körperteile, die man nie zu sehen bekommt.«

»Und?«

Nightingale schob einen großen, braunen Umschlag über den Schreibtisch. Sie öffnete ihn mit zitternden Händen und holte ein Foto heraus. Es zeigte zwei Bilder, Netzhautscans des rechten und des linken Auges. Im linken unteren Bereich des linken Auges war ein kleines, schwarzes Pentagramm zu sehen.

»Das ist doch unmöglich«, sagte Jenny und starrte das Bild entsetzt an.

»Ja, das hat der Optiker auch gesagt.«

»Es ist ein Pentagramm.«

»Nicht wahr?«

»Auf deinem Augenhintergrund?«

»Offensichtlich. Er hat den Scan noch einmal wiederholt, weil er dachte, das Ganze könnte an seinem Gerät liegen.«

»Jack ...«

»Ich weiß.«

»O Gott.«

»Genau was ich denke.« Er hob die Flasche und prostete ihr zu. »Jetzt verstehst du, warum ich trinke. Es ist Mittwochmorgen. Morgen Nacht um Mitternacht ... blah, blah, blah.«

»Das also hast du vor?«, fragte Jenny angeekelt. »Du willst dich zu Tode saufen?«

»Ich habe vor, mit Proserpina zu reden. Ich weiß nur noch nicht, wie ich das anstellen soll. Ich habe das Internet abgegrast, aber da ist nicht viel über sie zu finden.«

»Bitte sag mir, dass das ein Witz ist«, meinte Jenny. »Ich mache dir einen Kaffee, ob du willst oder nicht.« Sie ging zur Kaffeemaschine. »Das also machst du hier? Du suchst Proserpinas E-Mail-Adresse?« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Wahrscheinlich hotmail.«

»Ha, ha«, machte Nightingale. »Der Kerl, den ich gestern am Flughafen getroffen habe, sagte, dass das alles stimmt, dass man Seelen verkaufen kann, und dass es Teufel gibt, die sie kaufen.«

»Dann ist er ein Spinner«, meinte Jenny und setzte sich auf seine Schreibtischkante.

»Ein sehr reicher Spinner, der mir für eines der Bücher aus der Bibliothek meines Vaters zwei Millionen Euro gegeben hat. Er will, dass ich ihm eine Liste des restlichen Bestandes schicke.«

»Du verarschst mich doch«, sagte Jenny.

»Nein, das meine ich ernst. Ich habe das Geld in der Bank eingezahlt – hier ist der Einzahlungsbeleg, falls du mir nicht glaubst.« Er hielt ein Blatt Papier hoch.

Jenny nahm es ihm ab und starrte es mit aufgerissenen Augen an. »O Gott«, sagte sie wieder. »Wer ist dieser Mann?«

»Google zufolge gibt es ihn gar nicht«, antwortete Nightingale. »Ein junger Kerl, sieht aus wie ein Rapper. Er fliegt in einem Gulfstream-Jet in der Weltgeschichte rum, wenn er sich nicht gerade auf der Astralebene aufhält, und er geht davon aus, dass ich wirklich geliefert bin, falls ich das Zeichen habe, das Pentagramm.«

»Jack, das ist doch Unsinn, und das weißt du auch.«

»Das habe ich auch geglaubt, bis ich das Pentagramm gesehen habe.«

»Es gibt keine Teufel und Dämonen, Jack. Genauso wie es den Weihnachtsmann und die Zahnfee nicht gibt. Darauf zu warten, dass ein Teufel kommt und dir deine Seele entreißt, ist so albern, wie vor dem Kamin zu sitzen und darauf zu warten, dass der Weihnachtsmann dir Geschenke bringt.«

»Ich habe überhaupt keinen Kamin.«

»Eben.«

»Wieso eben? Was beweist es denn, dass ich keinen Kamin habe?«

»Es geht hier nicht um den Weihnachtsmann«, sagte Jenny. »Hör auf, das Thema zu wechseln.«

»Du hast doch damit angefangen.«

Jenny stöhnte entnervt auf. »Das war doch nur ein Beispiel – um zu zeigen, wie lächerlich es von dir ist, auch nur mit der Idee zu spielen, dass dein Vater einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen haben könnte.« Sie sah, wie er den Mund aufmachte, und unterbrach ihn mit erhobener Hand. »Mit *einem* Teufel«, verbesserte sie sich. »Oder genauer, einer *Teufelin*. Das steht alles in Mitchells Tagebuch. Da beschreibt er, wie er seiner Meinung nach diese Proserpina beschworen und einen Handel mit ihr geschlossen hat.«

»Ja, wie schade, dass wir das Tagebuch nicht mehr haben. Ich muss mit ihr sprechen.«

»Ich habe mir Notizen gemacht«, sagte sie.

»Und die haben Mitchells Männer dir nicht weggenommen?«

Jenny ging zu ihrem Schreibtisch und zog die unterste Schublade auf. Sie holte ein Ringbuch im Format DIN A4 heraus. »Die wollten nur das Tagebuch haben. Das hier lag in meinem Schlafzimmer.«

»Du hast alles aufgeschrieben?«

»Die Bruchstücke, die ich gelesen hatte.«

»Und dazu gehört auch, wie man Proserpina beschwört? Das hast du tatsächlich aufgeschrieben?«

Jenny nickte. »Ein paar Worte müsste ich noch nachschlagen, aber das meiste habe ich verstanden.«

Nightingale nahm ihr das Ringbuch ab. »Du bist ein Knüller, Jenny. Ein absoluter Knüller.«

»Das Ganze ist Unsinn, Jack. Das Geschwafel eines Verrückten. Mitchell ist genauso gestört, wie dein Vater es war.«

»Bedeutet das, dass du mir nicht helfen möchtest?«, fragte Nightingale.

»Dir helfen?«, fragte Jenny. »Wie denn?«

»Mir helfen, mit Proserpina zu reden. Mir helfen, einen Ausweg zu finden.«

»Jack ...«

»Das ist meine einzige Chance, Jenny.« Er tippte auf die Netzhautscans. »Das hier beweist, dass mein Vater die Wahrheit gesagt hat. Er hat wirklich meine Seele verkauft. Morgen um Mitternacht kommt ein Teufel, um sie zu holen, und ich will verdammt sein, wenn ich das zulasse.« Er lächelte gequält. »So oder so verdammt. Also, hilfst du mir jetzt oder nicht?«

Alice Steadman staubte gerade ein paar Kristalle in ihrer Auslage ab, als Nightingale in ihren Laden trat. Sie lächelte strahlend, als sie ihn sah. »Mr. Nightingale, wie schön, Sie zu sehen«, sagte sie. »Hat mit Mr. Wainwright alles geklappt?«

»Wie am Schnürchen«, antwortete Nightingale. Er nahm einen Umschlag aus seiner Jacketttasche und gab ihn ihr. »Ich wollte vorbeischaun und Ihnen Ihre Kommission geben. Ich hoffe, Sie sind mit einem Bankscheck einverstanden.«

Sie nahm den Umschlag entgegen und machte ihn auf. Als sie den Scheck herauszog, riss sie die Augen auf. Aufkeuchend lehnte sie sich gegen eine Vitrine. »Mr. Nightingale, das hier ist ein Vermögen. Das kann ich nicht annehmen. Wirklich nicht.«

Nightingale winkte ab. »Es ist die Kommission, auf die wir uns geeinigt hatten.«

»Aber das ist ... das ist ... ich hatte nie erwartet ...«

»Das ist in Ordnung. Hätten Sie mich nicht mit Mr. Wainwright in Kontakt gebracht, hätte ich das Buch nicht verkauft, Sie haben das Geld also verdient.«

Sie blinzelte ihn an. »Ich kann Ihnen nicht genug danken, Mr. Nightingale«, sagte sie. Sie blickte vom Scheck auf. »Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, sagen Sie es einfach.«

»Es gibt da tatsächlich etwas«, sagte er. »Ich möchte einen magischen Kreis auf einen Holzboden zeichnen. Gibt es eine Spezialkreide oder etwas dergleichen, was ich verwenden sollte?«

»Natürlich, und ich habe sie auf Lager«, sagte sie. »Ich benutze sie selbst für heilige Kreise.«

Sie ging zu der Auslage mit Tarotkarten. Daneben lagen etwa ein Dutzend Schachteln in der Größe von Zigarettenspäckchen, aber statt mit den gesetzlich vorgeschriebenen Gesundheitswarnungen waren sie mit Sternen und Monden bedruckt. »Das geht aufs Haus«, sagte sie und reichte ihm eines.

»Und geweihtes Salzwasser«, sagte Nightingale.

»Es geht um einen Schutzkreis, oder?«

Nightingale nickte. »Es heißt, dass ein mit geweihtem Salzwasser verstärkter Kreidekreis den stärksten Schutz bietet.«

»Schutz wogegen genau?«, fragte sie. »Was haben Sie vor?«

Nightingale übergang die Frage. Er nahm eine Liste aus seiner Tasche und reichte sie ihr. »Es gibt hier noch ein paar andere Artikel, die ich brauche, um den Kreis zu öffnen und zu schließen.« Sie nahm ihm die Liste ab und überflog sie. Sie presste die Lippen zusammen. »Ach herrje, Mr. Nightingale. Wollen Sie das wirklich machen?«

»Ich bin mir ganz sicher. Können Sie mir diese Artikel verkaufen?«

»O ja, das ist kein Problem. Aber ich hoffe wirklich, dass Sie wissen, was Sie tun.«

»Das hoffe ich auch, Mrs. Steadman. Das hoffe ich auch.«

Nightingale wischte gerade den Boden des großen Salons, als Jenny mit ihrer Aktentasche hereinkam. Sie lächelte. »Das ist ja eine Premiere.«

»Es muss sauber sein«, erklärte er. »Jedweder Schmutz zerstört den Schutzkreis. Das hat Mitchell geschrieben.«

»Du ziehst das jetzt wirklich durch, oder?«

»Heute Abend ist es so weit«, sagte er. »Hab gestern den ganzen Tag damit zugebracht, alles zu besorgen. Ich habe die Spezialkreide, das geweihte Salzwasser und die Kräuter, genau, wie du es gesagt hast. Mrs. Steadman verkauft das alles.«

»Hat sie dich gefragt, was du vorhast?«

»Ich glaube, sie hat es erraten. Kannst du mir einen Gefallen tun? Kannst du in den Keller gehen und mir fünf Kirchenkerzen hochbringen, die richtig großen?«

Jenny reichte ihm einen kleinen, gepolsterten Briefumschlag. »Der ist heute Morgen mit der Post gekommen«, sagte sie. »Aus dem Hillingdon Home.«

Jenny ging in den Keller hinunter, und er machte den Umschlag auf. Drinnen lagen das Kruzifix seiner Mutter und eine handschriftliche Notiz von Mrs. Fraser. Darin wiederholte sie, was sie schon in ihrem Büro gesagt hatte: Seine Mutter hätte bestimmt gewollt, dass er das Schmuckstück bekam. Er hängte sich die Kette um den Hals. Das Kruzifix ruhte in seiner Halsgrube.

Nightingale putzte weiter, bis Jenny mit den Kerzen zurückkam. Sie stellte sie neben die Tür und sah zu, wie er den Boden auf allen vieren mit Papierhandtüchern trockenrieb. Jenny öffnete ihre Aktentasche und nahm ihr DIN-A4-Ringbuch heraus. »Man kann den Kreis mit Kreide ziehen, aber damit er wirklich sicher ist, muss man ihn mit einem Schwert einritzen, schreibt Mitchell.«

»Im Keller liegen massenhaft Schwerter«, sagte Nightingale.

»Es muss ein magisches Schwert sein«, erklärte Jenny. »So steht es hier. *Veneficus mucro*. Magisches Schwert.«

»Wie zum Teufel soll ich denn wissen, welches der Schwerter magisch ist?«, fragte Nightingale. Er sammelte die nassen Papiertücher auf und warf sie in einen Müllsack.

Jenny fuhr mit dem Finger über die Seite. »Er schreibt, du kannst auch einen Birkenzweig nehmen.«

»Na, das klingt schon besser«, meinte Nightingale. »Da draußen haben wir ja unseren eigenen Wald. Jetzt sag mir bitte, dass du weißt, wie eine Birke aussieht.«

»Ich komme vom Land, schon vergessen?« Sie lachte.

Nightingale stellte seinen Müllsack neben die Tür. »Irgendwann muss ich wohl doch mal deinen Lebenslauf lesen«, sagte er.

Mit der Kreide, die er in Alice Steadmans Laden gekauft hatte, zeichnete Nightingale einen Kreis von etwa vier Meter Durchmesser mitten in den Raum. »Bist du dir sicher, dass er keine bestimmte Größe haben muss?«, fragte er.

Jenny blickte von ihrem Ringbuch auf. »Mitchell schreibt, er kann so groß oder klein sein, wie man will«, antwortete sie.

Nightingale grinste sie an. »Komisch«, meinte er. »Kürzlich hattest du doch gesagt, dass Größe zählt.« Er richtete sich auf und zeichnete mit dem Birkenzweig, den sie draußen im Garten von einem Baum gebrochen hatten, den Rand des Kreises nach.

»Wenn du mit dem Zweig fertig bist, zeichnest du das Pentagramm. Einen fünfzackigen Stern. Achte darauf, dass zwei Spitzen nach oben zeigen und eine nach unten.«

»Wo ist im Kreis oben und wo unten?«, fragte Nightingale.

»Das entscheidest du selbst«, sagte Jenny. Stirnrunzelnd las sie ihre Notizen. »Okay, hier ist es. Du musst ein Dreieck um den Kreis ziehen. Wenn du den Teufel einmal beschworen hast, muss er in dem Bereich zwischen dem Kreis und dem Dreieck bleiben. Und die Spitze des Dreiecks muss nach Norden zeigen.«

»Okay«, sagte Nightingale zögernd.

»Du lässt also die Spitze des Dreiecks nach Norden zeigen. Zwei Zacken des Pentagramms sollten ebenfalls nach Norden zeigen und eine nach Süden.«

Nightingale blickte über den Rasen hinweg nach draußen und versuchte sich vorzustellen, wie er zum Haus gefahren war. Er zeigte übers Gras. »London liegt in dieser Richtung, da ist also Norden.«

»Ich glaube, wir sollten etwas genauer vorgehen«, sagte Jenny. »Unten habe ich ein paar Kompassse gesehen. Ich hole einen.«

Während sie in den Keller zurückging, besprenkelte Nightingale die Kreislinie mit geweihtem Salzwasser.

Jenny kam mit einem Messingkompass wieder. Sie stellte sich an den Rand des Kreises und zeigte Nightingale, wo Norden war.

»Ich habe eigentlich ziemlich richtig gelegen«, meinte er.

»Gut gemacht«, sagte sie. Sie sah zu, wie er das Pentagramm in den Kreis hineinzeichnete und ein großes Dreieck außen herum.

Als er mit dem Dreieck fertig war, sah er sie fragend an. »Und jetzt?«

»Jetzt schreibst du etwas in die drei Spitzen des Dreiecks. Und zwar schreibst du erst ›MI‹, dann ›CH‹ und dann ›AEL‹.«

»Michael?«

»Der Erzengel«, sagte Jenny. »Gib nicht mir die Schuld, wenn es lächerlich klingt. Ich erzähle dir nur, was in Mitchells Tagebuch steht.«

Nightingale schrieb die drei Buchstabenfolgen nieder, legte dann die Kreide weg und putzte sich die Hände ab. »Ist das alles?«, fragte er.

»Der Schutzkreis ist jetzt gezogen. Wenn du bereit bist, stellst du die Kerzen auf die Spitzen des Pentagramms, steckst sie an und verbrennst die Kräuter.«

»Okay«, sagte Nightingale.

»Dann musst du das hier rezitieren.« Sie zeigte ihm einen Abschnitt, den sie auf Latein notiert hatte. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass du diese Worte so aufsagen musst, wie sie hier stehen, und nicht die Übersetzung. Wenn du fertig bist, sagst du: ›Bagahi laca bacabe‹. Frag mich nicht, was das bedeutet, ich habe keine Ahnung. Latein ist es nicht.«

»Und das ist es dann?«

»Mitchell zufolge ja. Sobald du diese drei Worte ausgesprochen hast, wird angeblich Proserpina erscheinen. Aber so oft, wie mir beim Kochen schon Rezepte misslungen sind, weiß ich, dass es manchmal nicht reicht, einfach nur die richtigen Zutaten zu haben.«

Er nahm ihr das Ringbuch aus der Hand. »Weißt du, was ich nicht verstehe, Jenny?«

Jenny seufzte. »Ich könnte eine Liste erstellen, aber das würde Monate dauern.«

»Warum bleibst du bei mir?«

»Was meinst du damit?«

»Du bist enorm überqualifiziert, die Arbeit ist nicht gerade anspruchsvoll, und ich benehme mich meistens wie ein Idiot.«

»Alles richtig«, sagte sie.

»Und warum arbeitest du dann also für mich?«

»Ich habe noch nicht wirklich darüber nachgedacht«, antwortete sie.

»Das kann nicht sein. Du musst doch manchmal mit dem Gedanken spielen, die Stelle zu wechseln. Das tut doch jeder.«

»Ich arbeite gerne für dich, Jack.«

»Ich habe von Anfang an nicht begriffen, warum du überhaupt auf meine Stellenanzeige reagiert hast.«

»Das war einfach ein Glücksfall«, antwortete sie. »Ich hatte ja nicht gerade eine Stelle bei einem Privatdetektiv gesucht.« Sie stockte. »Ich habe dir nie erzählt, was an dem Tag passiert ist, an dem ich zum Vorstellungsgespräch gekommen bin.«

»Zuerst habe ich geglaubt, du wärest eine Agentin des Finanzamts«, sagte er. »Du kamst mir zu gut vor, um wahr zu sein.«

»Ich war in der New Bond Street shoppen«, erzählte sie, »und habe auf einen Kaffee bei Costa vorbeigeschaut. Kurz zuvor hatte ich mich um eine Stelle als Assistentin des Marketingdirektors einer großen Werbegesellschaft beworben und erwartete nach dem Vorstellungsgespräch den Bescheid.«

»Toller Job«, sagte Nightingale.

»Na ja, ich trank gerade meinen Latte und dachte, dass die Welt in bester Ordnung sei, da rief mich der Personaldirektor an und erklärte mir, ich hätte den Job nicht bekommen, blah, blah, blah. Während er sein Sprüchlein aufsagte, schaute ich auf eine kostenlose Zeitung, die jemand auf dem Tisch hatte liegen lassen. Derjenige hatte versucht, das Kreuzworträtsel zu lösen, es aber gründlich vermässelt. Er konnte noch nicht mal Esperanto buchstabieren. Jedenfalls, unter dem Kreuzworträtsel standen die Stellenangebote, und jemand hatte deine Anzeige eingekringelt. Während der Personaldirektor mir also erklärte, dass ich für die Stelle nicht ganz die Richtige sei, schaute ich auf eine Anzeige, die mir die Frage stellte, ob ich einen Job wolle, der niemals langweilig sei.«

»Ich habe den Anzeigentext selbst verfasst«, sagte Nightingale.

»Ich weiß«, gab Jenny zurück. »Aber wäre ich nicht in dieses Café gegangen und wäre die Zeitung nicht auf der Seite aufgeschlagen gewesen, auf der deine Anzeige stand ...«

»Vielleicht wollte mein Schutzengel, dass du mir beistehst«, sagte Nightingale.

»Jack!«

»Das meine ich ernst, Jenny. Ohne dich wüsste ich über all das hier nicht Bescheid. Ich meine, wer kann den heutzutage noch Latein?«

»Es war pures Glück, Jack. Ein zufälliges Eintreten günstiger Umstände.«

»Das ist meine unbeholfene Art, mich bei dir zu bedanken. Danke, dass du mich erträgst, und danke, dass du mir die Stange hältst.«

»Jemand muss es ja machen«, sagte sie.

»Na, ich bin jedenfalls froh, dass du es bist.« Nightingale sah auf die Uhr. »Du musst jetzt gehen, Jenny.«

»Kommt nicht in Frage.«

»Ich muss das hier alleine machen.«

»Ich bleibe, Jack.«

Nightingale verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich weiß nicht, was gleich geschieht, aber eines weiß ich: Wenn das hier schief läuft, möchte ich nicht, dass du in der Nähe bist.« Er lächelte zuversichtlich. »Ich ruf dich an, wenn es vorbei ist.«

»Ach ja, es gibt Handys in der Hölle?«, fragte sie.

Nightingale wollte sie umarmen, aber sie schüttelte den Kopf und ging.

Aus dem Schlafzimmerfenster sah Nightingale Jenny zu ihrem Wagen gehen. Sie blieb stehen und blickte sich nach dem Haus um. Ihre Blicke begegneten sich. Er winkte ihr zu, aber sie schüttelte traurig den Kopf und wandte sich ab. Nightingale steckte sich eine Zigarette an, während sie in den Wagen stieg und losfuhr.

Er rauchte langsam und drückte dann die Kippe aus. Er befand sich in Goslings Schlafzimmer, in dem dieser sich getötet hatte. Er zog sich aus und ging ins Badezimmer. Die große Wanne war bereits mit Wasser gefüllt, und er ließ sich hineingleiten. Er hielt den Atem an und tauchte unter, glitt über das kalte Emaille und sah durch das lauwarme Wasser nach oben. Er blieb unter Wasser, bis seine Lunge brannte, dann stieß er sich hoch und atmete aus. Er schrubhte sich mit einer kleinen Plastikbürste und Seife sauber. Er wusch sein Haar zweimal, stieg dann aus der Badewanne und trocknete sich ab. Er zog saubere Unterwäsche, Strümpfe, ein blassblaues Polohemd und Cargohosen an. Er nahm seine Zigaretten und das Feuerzeug aus seinem Anzug, steckte sie in eine der Knietaschen seiner Cargohose und zog ein Paar brandneue Nike-Turnschuhe an. Er betrachtete den gepolsterten Umschlag, nahm das Kruzifix heraus, das er zuvor dort wieder verstaut hatte, und hängte es sich um den Hals. Schließlich kämmte er sich das Haar, betrachtete sich prüfend im Spiegel über dem Waschbecken und ging langsam nach unten.

Er ging in den Salon und zündete die fünf Kerzen an. Dann trat er ins Pentagramm hinein. Er atmete mehrmals tief durch, um sich zu beruhigen, und zeichnete mit dem Birkenzweig den Kreideumriss nach. Er versprengte noch mehr geweihtes Salzwasser auf dem Rand des Kreises und steckte den Inhalt eines Schmelztiegels in Brand. Die Kräuter und Holzstückchen darin prasselten und zischten und erfüllten den Raum mit dichtem Rauch.

Er griff nach Jennys Ringbuch und las unsicher und stockend die fremdartigen lateinischen Worte, die sie ihm gezeigt hatte. Ein Wind blies durch den Raum, obwohl Fenster und Türen fest verschlossen waren. Die Kerzenflammen zuckten, und der aus dem Schmelztiegel aufsteigende

Rauch bildete einen Kreis. Nightingale hustete, las aber weiter. Er fuhr mit dem Finger unter den Worten entlang, um die richtige Zeile nicht zu verlieren. Als er fertig war, hustete er erneut und sagte laut: »*Bagahi laca bacabe*.« Er schloss das Ringbuch.

In dem Raum lag dichter Rauch, schwer wie Smog, widerlich süß, aber doch so beißend, dass seine Augen trännten.

Was als Nächstes geschah, konnte Nightingale nie richtig erklären, nicht einmal sich selbst. Er war sich nicht sicher, ob seine Erinnerung stimmte. Die einzige Möglichkeit, das, was er gesehen hatte, mit dem Verstand zu erfassen, war die Vorstellung von Raum, der sich in sich selbst zurückfaltet, eine Folge flackernder Blitze. Dann verschwamm die Luft, und sie stand in der Spitze des Dreiecks. Sie war eine junge Frau um die zwanzig, mit bleichem Gesicht, dick aufgetragener Mascara, einem schwarzen T-Shirt mit einem weißen Totenkopf darauf, schwarzem Lederrock, schwarzen Stiefeln und einem Nietenhalsband. Sie sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen an. »Jack Nightingale«, sagte sie, die Stimme ein raues Flüstern. »Hast du es so eilig, zu mir zu kommen? Dir bleiben noch sechs Stunden. Warum verschwendest du sie?«

Jetzt sah Nightingale, dass sich eine zweite Gestalt materialisiert hatte. Ein Hund, ein schwarz-weißer Collie, der zu Füßen seiner Herrin saß. »Ich kenne dich«, sagte Nightingale. »Wir sind uns schon einmal begegnet.«

»Unsere Pfade haben sich von Zeit zu Zeit gekreuzt«, erwiderte sie. Ihre Augen waren schwarz und ausdruckslos, die Iris so dunkel, dass sie nahtlos mit den Pupillen verschmolz. »Ich habe in dich investiert, und ich wache über meine Investitionen.«

»Bist du Proserpina? Die Prinzessin der Hölle?«

»Wie förmlich«, sagte sie. Sie lachte, und der Boden erbebt. Der Hund an ihrer Seite knurrte drohend. Sie streckte die Hand aus und kraulte ihn hinter den Ohren. »Willst du meinen Ausweis sehen, Nightingale?« Sie lachte erneut, und diesmal vibrierte das ganze Haus. »Was hattest du denn erwartet? Hörner? Einen Quastenschwanz? Schwefelgestank? Für all das kann ich sorgen, falls du das willst.«

»Aber du bist ein Mädchen«, sagte Nightingale.

»Ich bin, was ich bin«, gab sie zurück. Mit gerunzelter Stirn sah sie auf seinen Hals. »Hübsches Kruzifix«, meinte sie.

»Hat meiner Mutter gehört.«

»Ich weiß«, sagte Proserpina.

Sie lächelte. »Ich bin kein Vampir. Kruzifixe helfen nur gegen die Untoten.«

»Ich trage es aus einem anderen Grund«, erklärte Nightingale. »Hast du sie getötet? Meine Mutter?«

»Sie hat sich selbst getötet.«

»Und meinen Onkel? Und Barry O'Brien? Und George Harrison?«

»Den habe ich immer als das schwächste Mitglied der Band empfunden«, sagte Proserpina. »Ich meine, nimm doch bloß mal ›My Sweet Lord‹. Heilige Scheiße, was sollte denn das?«

»Du weißt, was ich meine«, sagte Nightingale. »Hast du diese Menschen getötet?«

»Sie haben sich selbst umgebracht.«

»Was ist mit Robbie?«

Proserpina schüttelte ernst den Kopf. »Ein tragischer Unfall.«

»Onkel Tommy? Tante Linda?«

»Du hattest Pech mit deiner Verwandtschaft, nicht wahr?«

»Du hast sie alle getötet, oder?«

»Hast du in deiner Zeit als Polizist so Verdächtige verhört?«, fragte sie.

»Keine sehr subtile Methode.«

»Hast du sie getötet?«

»Nein.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Frag sie doch selbst«, erklärte Proserpina. Sie winkte matt mit der Hand, und vier Gestalten tauchten hinter ihr auf, zunächst verschwommen, dann aber deutlich sichtbar. Rechts stand Rebecca Keeley in einem langen, grauen Nachthemd. Blut tropfte von ihren Handgelenken, und ihre Augen waren weit aufgerissen und starr. Neben ihr befand sich Barry O'Brien, nackt und triefend nass. Seine Arme waren bis auf den Knochen aufgeschnitten, und Blut und Wasser tropften zu Boden. Neben O'Brien stand Onkel Tommy; der Hals hing grotesk zur Seite, und die Zähne waren gefletscht. Unmittelbar hinter ihm kroch Tante Linda über den Boden. Ihr Schädel war zertrümmert, Blut und Gehirnmasse flossen heraus.

Proserpina ballte die Hand zu einer knorrigen Faust. Harrison tauchte auf. Die linke Seite seines Körpers war blutig zerschmettert, und ein Augapfel hing aus der Augenhöhle heraus. Neben ihm stand Robbie. Blut sickerte zwischen seinen Lippen hervor, ein weißer Knochen ragte aus seinem linken Ellbogen heraus, und sein rechtes Bein zuckte. Er starrte Nightingale an, und sein zertrümmerter Kiefer bewegte sich lautlos.

Alle sechs Gestalten kamen langsam auf ihn zu.

Proserpina blickte über die Schulter und runzelte die Stirn. »Da fehlt doch noch jemand«, sagte sie. »Wer fehlt denn? Ach, natürlich ...« Sie winkte erneut, und Sophie Underwood tauchte auf. Im Gegensatz zu den anderen trug sie nicht die Zeichen ihres Todes, sondern sah genauso aus, wie Nightingale sie auf dem Balkon ihrer Wohnung gesehen hatte. Das blonde Haar war hinter die Ohren gestrichen, und sie drückte eine Barbie-Puppe an ihr weißes Sweatshirt. Sie sah Nightingale mit zitternder Unterlippe an. »Hier gefällt es mir nicht«, sagte sie. »Ich will heim.« Sie trat ein paar Schritte auf den Schutzkreis zu. »Bitte hilf mir, Jack.«

Nightingale zwang sich wegzuschauen. Er wusste, dass sie nicht wirklich da war. Sophie war tot und begraben und konnte unmöglich im Schlafzimmer von Gosling Manor stehen. »Ich will heim, Jack«, sagte Sophie und schluchzte los.

Nightingale sah Proserpina wütend an. »Lass das«, sagte er.

»Was soll ich denn lassen?«, fragte Proserpina. Sie legte einen Finger an den Mundwinkel und lächelte mädchenhaft. »Bin ich etwa böse? Möchtest du mich bestrafen?«

»Erschrecke mich nicht mit irgendwelchen anderen«, sagte Nightingale. »Schlag deine Schlachten selbst.«

Proserpinas Blick wurde hart und sie winkte erneut. Die Gestalten verschwanden. Sie hockte sich hin und näherte sich mit der Hand dem Kreidekreis. »Geweihetes Salzwasser«, sagte sie und nickte anerkennend.

»Was bist du eigentlich? Eine Teufelin? Eine Dämonin? Bist du wirklich hier, oder bilde ich mir das alles nur ein?«

»Ich bin, was ich bin, Nightingale«, sagte sie und stand auf.

»Ich verstehe das nicht«, sagte er und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich verstehe das alles nicht.«

»Mit Verlaub, du bist nun mal nicht Stephen Hawking, oder? Also, das Buch hatte es nun wirklich in sich. Wie kann man über die Schöpfung des Universums reden, ohne den Himmel oder die Hölle einzubeziehen? Und wieso schlucken es die Leute, dass im einen Moment nichts als Leere gewesen sein soll und im nächsten ein expandierendes Universum, das sich in die Unendlichkeit ausdehnt?«

»Ich habe das Buch nicht ausgelesen«, sagte Nightingale. »Wenn es eine Hölle gibt, wo ist sie denn dann?«

»Die Hölle ist überall – man kann sie einfach nur nicht sehen.«

»Und der Himmel?«

»Genauso.«

»Am selben Ort?« Nightingale schüttelte den Kopf. »Vielleicht bist du nicht einmal da. Vielleicht ist das alles einfach nur eine alberne Sinnestäuschung, nachdem ich diesen ganzen Scheiß im Schmelztiegel verbrannt habe.« Er holte sein Päckchen Marlboro heraus. »Möchtest du eine Zigarette? Ich schätze, Krebs gehört nicht zu deinen Sorgen.«

Er nahm eine Zigarette heraus und schob sie sich zwischen die Lippen. Gerade wollte er sie mit dem Feuerzeug anstecken, da zögerte er. Er sah Proserpina fragend an. »Zigarettenrauch ist unrein, oder? Er würde das Pentagramm schwächen.«

Proserpina zuckte achtlos mit den Schultern. »Vielleicht«, sagte sie. »Probier es doch aus.«

Nightingale schob die Zigarette in das Päckchen zurück.

Proserpina betrachtete das Pentagramm, die Kerzen und den noch immer qualmenden Schmelztiegel. »Wo hast du das alles gelernt?«, fragte sie.

»Ich habe ein von Sebastian Mitchell verfasstes Tagebuch gelesen.«

Proserpinas schwarze Augen zuckten. »Und wie bist du daraufgestoßen?«

»Mein Vater hatte es«, antwortete Nightingale.

»Es wird dir nichts helfen«, sagte sie und stemmte die Hände in die Hüften. »Es hat deinem Vater nichts geholfen, es hat Mitchell nichts geholfen, und es wird auch dir nichts helfen. Dein Vater hat deine Seele am Tag deiner Geburt an mich verkauft. Der Vertrag ist mit seinem eigenen Blut geschrieben und unverletzlich. Und du trägst das Zeichen.«

Sie schlich um das Pentagramm herum und kam immer wieder näher, berührte den Kreidestrich aber nie. Es war, als testete sie Nightingales Abwehrbereitschaft aus. Der drehte sich mit ihr im Kreis und ließ sie nicht aus den Augen. Sie sah aus wie ein Punk-Mädchen, aber sie war eine Teufelin aus der Hölle, und man konnte ihr nicht trauen. »Verträge kann man brechen«, sagte Nightingale leise.

Proserpina warf den Kopf zurück und lachte. Es war ein Lärm, als heulten tausend Wölfe, ein Schrei, von dem ihm das Blut in den Adern gefror. Das Geräusch durchbohrte ihn geradezu, und er zuckte zusammen. Der Hund setzte sich auf und starrte ihn an. Die Augen des Tiers waren so schwarz und ausdruckslos wie die des Mädchens. »Diesen nicht«, erklärte Proserpina. »Deine Seele gehört mir. Du kannst nichts daran ändern.«

»Warum willst du sie eigentlich haben?«

»Es ist das, was ich tue. Ich nehme Seelen.«

»Aber warum?«

»Das Warum spielt keine Rolle. Es ist eben das, was ich tue.«

»Aber was nützt dir meine Seele?«

»So zählen wir die Punkte.«

»Es ist ein Spiel?«

»Nein, Nightingale, es ist kein Spiel. Es ist ein Kampf zwischen Finsternis und Licht, zwischen Gut und Böse.«

»Zwischen Gott und Luzifer?«

»Meinetwegen.«

»Wenn du eine Dämonin oder eine Teufelin bist, oder wie auch immer du dich nun nennst, warum siehst du dann so aus, als wärest du gerade aus dem Camden Lock Market herausspaziert?«

»Das ist mein Stil – so fühle ich mich wohl.«

»Aber du siehst nicht wirklich so aus, wolltest du das damit sagen?«

»Ja und nein«, antwortete Proserpina.

»Ich bin hier, und ich bin nicht hier. Das wirst du niemals verstehen, Nightingale. Energie, Materie, Licht, all das ist verbunden. Du bist ein Mensch und siehst nur einen kleinen Teil des Ganzen. Ich sehe alles. Dir das zu erklären wäre so, als versuchtest du, einem Regenwurm die Kernphysik zu erläutern.«

»Und warum ausgerechnet meine Seele?«

»Weil dein Vater sie mir angeboten hat.«

»Aber das ist ungerecht. Es ist meine Seele, er hatte kein Recht, sie zu verkaufen.«

Proserpina lachte, und ihre Stimme war diesmal lauter und tiefer als alles, was Nightingale je gehört hatte. »Gerecht?«, fragte sie. »Du willst Gerechtigkeit? Nichts im Leben ist gerecht. Hast du das noch nicht gelernt?«

»Dann kann also jeder eine Seele verkaufen, willst du das damit sagen?«

»Deine Seele wurde mir von deinem Vater vor deiner Geburt versprochen. Bevor sie dir gehörte.«

»Und ich kann nichts tun, um dich daran zu hindern, sie zu nehmen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Gar nichts.«

»Mitchell scheint zu glauben, dass man dich schlagen kann.«

»Mitchell irrt sich.«

»Er behauptet, er muss nur im Pentagramm bleiben, um dann zu seinen eigenen Bedingungen zur Hölle zu fahren.«

Proserpina lächelte. »Tja, das werden wir noch sehen.« Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf das Päckchen Marlboro. »Vielleicht nehme ich eine Zigarette.«

Nightingale warf ihr das Päckchen zu, und sie fing es mit einer Hand auf. Sie klopfte eine Zigarette heraus, warf sie hoch in die Luft und fing sie mit den Lippen auf. »Haben Sie vielleicht Feuer, Mister?«, fragte sie mit einer singenden Kleinmädchenstimme. Sie zwinkerte und streckte ihre rechte Hand aus. Flammen schlugen daraus hervor, und sie steckte die Zigarette an. Sie blies Rauch zur Decke hoch, schüttelte die Hand, und die Flammen erloschen.

»Dasselbe habe ich mal bei einem Zauberkünstler gesehen«, sagte Nightingale.

»Dein Sinn für Humor wird mir fehlen.«

»Wenn ich in der Hölle bin?«

»Wenn deine Seele in der Hölle ist«, erklärte sie. »Du selbst bist dann tot.«

»Ich möchte dir eine Frage stellen«, sagte Nightingale.

»Ich bin nicht der Telefonjoker, Nightingale. Man kann nicht einfach Teufel beschwören, um ihnen Fragen zu stellen.«

»Doch, das glaube ich allerdings schon«, sagte Nightingale. »Die Beschwörung sorgt dafür, dass du erscheinen und im Zwischenraum zwischen Kreis und Dreieck bleiben musst. Und du musst so lange bleiben, bis ich dich entlasse.«

»Das ist also dein Plan? Du glaubst, dass du mich hier gefangen halten kannst? Nun, das mag sein, Nightingale, aber du sitzt ebenfalls in der Falle. Und ich schätze, dass ich es sehr viel länger als du ohne Essen und Wasser aushalte. Außerdem macht es sowieso keinen Unterschied, denn um Mitternacht gehört deine Seele mir, Pentagramm hin oder her.«

»Ich habe das hier nicht gemacht, um dich in die Falle zu locken«, sagte er, »und was ich im Sinn habe, dauert nicht lange. Ich möchte dir einfach nur eine Frage stellen. Warum hat Sebastian Mitchell solche Angst vor dir?«

»Hat er das gesagt? Hat er gesagt, dass er Angst vor mir hat?«

»Er wartet in einem magischen Kreis auf seinen Tod, weil er weiß, dass er nur einen Fuß aus dem Kreis herauszusetzen braucht, und du schleppst ihn in die Hölle. Da hatte ich das gewissermaßen daraus geschlossen. Was hat er getan?«

»Er hat mich betrogen«, erklärte Proserpina.

»Wie denn?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Tu mir einfach den Gefallen«, sagte Nightingale. Er blickte auf seine Armbanduhr. »In ein paar Stunden wirst du mich der ewigen Verdammnis überantworten. Da kannst du doch wenigstens vorher meine Neugier befriedigen.«

»Ich schulde dir nicht das Geringste, Nightingale.«

»Das weiß ich«, antwortete er. »Womit hat er dich so auf die Palme gebracht?«

Proserpina starrte ihn wütend an, lächelte dann aber. »Hast du vor, ein Buch zu schreiben? Ich muss dich darauf hinweisen, dass dir dafür wahrscheinlich nicht die Zeit bleibt.«

»Ich möchte einfach nur die Situation verstehen, in der ich mich befinde«, sagte er.

»Mitchell hatte mir vier Seelen versprochen«, erzählte sie. »Junge Mädchen. Jungfrauen. Sie waren neu in einem seiner Hexenzirkel. Er hat mir

ihre Seelen versprochen, aber dann hat er sie hinter meinem Rücken jemand anderem gegeben.«

»Einem anderen Dämon?«

Proserpina nickte. »Er bereitete die Mädchen darauf vor, sich mir auszuliefern, aber dann schloss er einen besseren Handel ab.« Sie lächelte schmallippig und zog an der Zigarette. »Oder er hielt es zumindest für einen besseren Handel.«

»Aber warum spielt das eine Rolle? Liegst du im Wettstreit mit den anderen Dämonen?«

»Das begreifst du nicht, Nightingale. Er hat mich ... unfähig aussehen lassen. Ich stand da wie ein Trottel, als hätte ich die Situation nicht im Griff.«

»Du willst also Rache?«

»Es waren meine Seelen«, sagte sie. »Sie waren mir versprochen, aber er hat sein Wort gebrochen. Das kann ich ihm nicht durchgehen lassen.« Sie zog noch einmal lange an ihrer Zigarette und schnippte sie dann weg. Noch immer glühend fiel sie erst gegen die Wand und dann auf den Boden.

»Mach einfach weiter, Nightingale.«

»Womit?«

»Bettele weiter um deine Seele. Ich nehme doch an, das ist der Grund, aus dem du mich gerufen hast. Um mich anzuflehen, dich in Ruhe zu lassen, damit du mit deiner elenden Existenz weitermachen kannst.«

Nightingale lächelte. »Da irrst du dich allerdings«, sagte er. »Ich habe dich nicht gerufen, um dich anzuflehen.«

»Warum denn dann?«, fragte sie. »Warum hast du mich denn dann beschworen, obwohl dir doch nur noch so wenig Zeit bleibt?«

»Um das zu tun, was ich als früherer Vermittler bei der Polizei auch heute noch am besten kann«, antwortete Nightingale. »Verhandeln.«

Nightingale stieg aus dem MGB und sah nach der Zeit. Es war dreiundzwanzig Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht. Er drückte auf die Taste der Gegensprechanlage. Sie summte, und er winkte zu der Überwachungskamera hinauf, die auf das Tor gerichtet war. »Mr. Nightingale, wenn Sie das Grundstück nicht sofort verlassen, bleibt uns keine andere Wahl, als die Polizei zu rufen.«

Nightingale beugte sich zur Gegensprechvorrichtung hinunter. »Ich freue mich auch, mit Ihnen zu reden, Sylvia«, meinte er. »Sagen Sie Mr. Mitchell, dass es wichtig ist. Sagen Sie ihm, ich weiß, wie man mit Proserpina fertigwird. Sagen Sie ihm, dass ich die Antwort auf seine Probleme habe.«

»Sie verschwenden Ihre Zeit, Mr. Nightingale. Er möchte Sie nicht sehen.«

»Überbringen Sie ihm einfach die Nachricht, Sylvia.« Es war Vollmond, und dunkle Wolken zogen langsam vor der runden Scheibe vorbei. »Passender könnte die Nacht kaum sein«, murmelte er in sich hinein. Der Türsummer ertönte, und die Torflügel gingen auf. Nightingale stieg wieder in den MGB.

Als er beim Haus eintraf, erwartete Sylvia ihn mit vier von Mitchells Leibwächtern. Nightingale stieg aus und ging zum Heck des Wagens. Er öffnete die Kofferraumklappe und nahm den Metallkoffer heraus, den Wainwright ihm gegeben hatte.

»Den müssen wir überprüfen«, sagte Sylvia.

»Er ist abgeschlossen«, entgegnete Nightingale. Er reichte ihn ihr. »Sie können ihn für mich aufbewahren, bis ich ihn brauche.« Er lächelte über ihren besorgten Blick. »Wenn es eine Bombe wäre, Schätzchen, würde ich sie wohl kaum in einer alten Rüttelkiste wie meinem MGB herumkutschieren, oder?«

Sylvia machte auf dem Absatz kehrt und ging die Treppe zum Eingang hinauf. Die vier Leibwächter traten zur Seite, damit Nightingale ihr folgen konnte, aber er blieb stehen. »Welcher von euch Drecksäcken hat meine Freundin mit einer Waffe bedroht?«, fragte er.

Die vier Männer starrten ihn an, die Augen hinter den dunklen Gläsern verborgen. Einer schob sein Jackett nach hinten und brachte eine Maschinenpistole in einer Nylonschlinge zum Vorschein.

»Habt ihr eure Zungen verschluckt?«, fragte Nightingale und blickte einen nach dem anderen an. »Ihr wart sehr mitteilksam, als ihr eine junge Frau erschrecken konntet, aber jetzt macht ihr auf schüchtern, was? Wenn das hier vorbei ist, unterhalten wir uns einmal über das, was ihr ihr angetan habt, und ich zieh euch die Hammelbeine lang.« Er lächelte strahlend. »Na schön, gehen wir und bringen die Welt in Ordnung.« Er eilte hinter Sylvia her die Treppe hinauf.

Sie führte ihn in die Eingangshalle und zeigte auf die Badezimmertür. »Sie wissen, wie es läuft, Mr. Nightingale.«

Als Nightingale im Bademantel aus dem Badezimmer kam, erwartete Sylvia ihn mit zweien der Leibwächter. Sie führten ihn in Mitchells Schlafzimmer. Der saß an genau derselben Stelle wie bei Nightingales letztem Besuch, nur trug er diesmal einen königsblauen Seidenpyjama. Sylvia forderte Nightingale zehn Schritte vor dem Rand des Pentagramms zum Stehenbleiben auf. Er nickte Mitchell zu. »Dann haben Sie Ihr Tagebuch also wieder?«, fragte er. »Sie hätten mich nur darum bitten müssen, wissen Sie. Ich hätte es Ihnen gegeben.«

Mitchell schob sich die Sauerstoffmaske vom Gesicht. »Was wollen Sie, Nightingale?«

»Das werde ich in letzter Zeit ziemlich oft gefragt.«

»Haben Sie nichts Besseres zu tun? Sie haben jetzt noch wie lange? Noch eine Stunde, bevor sie Sie holt, richtig?«

»Darüber wollte ich mit Ihnen reden.«

»Ich kann nichts für Sie tun, Nightingale. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.« Er begann zu husten und drückte sich die Maske auf den Mund.

»Ich habe einen Weg gefunden, Proserpina aufzuhalten«, erklärte Nightingale.

Mitchell schüttelte den Kopf, noch immer hustend. Er bekam sich in den Griff und nahm die Maske weg.

»Man kann sie nicht aufhalten. Sie ist zu mächtig.«

»Kennen Sie Joshua Wainwright? Ein Amerikaner. Ich habe das Gefühl, dass er sich auf die dunkle Seite geschlagen hat.«

»Ich habe von ihm gehört«, sagte Mitchell.

»Wainwright schuldet mir einen Gefallen.«

»Das bezweifle ich«, gab Mitchell zurück.

»Ich habe ihm ein Buch verkauft, das er schon seit Jahren haben wollte. Mein Vater hatte es ihm unter der Nase weggeschnappt, aber ich habe es ihm zurückgegeben.« Nightingale lächelte. »Ich habe einen schönen Gewinn gemacht, aber er war mir trotzdem dankbar – dankbar genug, um mir zu helfen.«

»Keiner kann Ihnen helfen«, erklärte Mitchell. »Eine Minute nach Mitternacht ist für Sie alles vorbei.«

»Nicht dem Buch zufolge, das Wainwright mir geliehen hat.«

Mitchell hustete erneut. Er tupfte sich die Lippen mit einem Taschentuch ab und warf es neben sich in die Mülltonne. »Was für ein Buch denn?«, fragte er.

»Ein iranischer Satanist hat es im achtzehnten Jahrhundert verfasst, es damals aber nur einigen wenigen Menschen gezeigt. Als er starb, ging es verloren, tauchte aber gegen neunzehnhundertdreißig in Paris wieder auf und wurde ins Französische übersetzt. Es gibt nur drei Exemplare auf Englisch, und Wainwright besitzt eines davon. Das hat er mir geliehen.«

Mitchell runzelte die Stirn. »Wie heißt dieses Buch?«

»Es hat keinen Namen, keinen Titel«, antwortete Nightingale. »Aber es enthält ein Kapitel über das Töten von Teufeln.«

»Man kann einen Teufel nicht töten«, erklärte Mitchell.

»Nicht so sehr töten als vernichten«, entgegnete Nightingale. »Es gibt eine Zauberformel, die ihm ein Ende bereitet.«

»Unsinn«, sagte Mitchell. Er hustete erneut und spie blutigen Schleim in ein frisches Taschentuch. »Proserpina sitzt zur Linken Satans. Ihr kann niemand etwas anhaben.«

»In dem Buch steht eine Zauberformel, die die Macht des Teufels schwächt. Danach kann man einen Dolch verwenden. Einen Dolch, der einem geschenkt wurde und für den man sich nicht bedankt hat.«

»Und woher haben Sie den Dolch bekommen?«, fragte Mitchell.

»Haben Sie vom Orden der Neun Ecken gehört? Eine abstoßende, kleine Sekte, die Menschenopfer gut findet? Mein Vater war dort Mitglied.«

»Der Orden hat Ihnen einen Dolch geschenkt?«

»Und ich habe mich nicht dafür bedankt. Schrecklich unhöflich, nicht wahr?«

»Und warum sind Sie dann hier? Warum tun Sie es nicht einfach?«

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte Nightingale.

Mitchell schüttelte den Kopf. »Ich verlasse den Kreis nicht«, sagte er.

»Das brauchen Sie auch gar nicht«, erwiderte Nightingale.

Mitchell schob sich die Maske vor den Mund. Er starrte Nightingale mit schwer arbeitender Brust an.

»Die Sache ist die«, sagte Nightingale. »Ich darf Proserpina für mein Vorhaben nicht heraufbeschwören. Das funktioniert nicht. Damit die Zaubersformel wirkt, muss sie aus freien Stücken kommen, und zwar in ihrer menschlichen Gestalt. Und um Mitternacht kommt sie, um mich zu holen.«

»Woher wissen Sie, dass sie ihre menschliche Gestalt haben wird?«

»Weil ich sie schon einmal heraufbeschworen habe.«

»Und da ist sie gekommen?«

»Meine Assistentin – das Mädchen, das Ihre Leibwächter drangsaliert haben – hat sich Auszüge aus Ihrem Tagebuch notiert, darunter auch den Abschnitt über das Heraufbeschwören von Proserpina.«

Mitchell kicherte. »Und Sie haben die Beschwörung durchgeführt?«

»Ich konnte kein magisches Schwert finden, aber wir haben uns mit einem Birkenzweig beholfen.«

»Und als sie kam, welche Gestalt hatte sie da?«

»Ein Mädchen. Mit einem Hund.«

Mitchell nickte. »Er ist ihr Beschützer.«

»Mir kam er wie ein ganz normaler Hütehund vor.«

»So ein Teufel sucht sich selbst aus, wie er aussehen will, Nightingale. Aber sie ist Ihnen in der gleichen Gestalt erschienen wie mir.«

»Aber verstehen Sie denn nicht? Das ist ja gerade ihre Schwäche. Sie erscheint einem als Mensch, und wenn sie in ihrer menschlichen Gestalt ist, kann man sie töten. Mit dem Dolch.«

»Und warum sind Sie dann hier, Nightingale? Warum tun Sie es nicht einfach?«

»Weil sie, wenn sie kommt, auf mich konzentriert sein wird, und das heißt, dass ich keine Gelegenheit habe, dicht an sie heranzukommen. Aber Sie werden sie ablenken. Und wenn sie abgelenkt ist, stürze ich mich auf sie.«

»Ich verlasse den Kreis nicht«, wiederholte Mitchell.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass Sie das nicht brauchen«, erklärte Nightingale.

Er zeigte auf die Terrasse, die draußen vor der Glastür lag. »Ich mache es dort. Proserpina kommt um Mitternacht. Sie lassen das Licht ausgeschaltet, bis Sie sehen, dass ich die Zaubersformel aus dem Buch ablese.

Sobald ich das Buch zuklappe, schalten Sie das Licht an. Sie wird Sie sehen, und in diesem Moment werde ich es tun.«

Mitchell hustete. »Sie sind verrückt«, keuchte er.

Nightingale schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nicht verrückt«, sagte er.
»Ich bin verzweifelt.«

Nightingale trat aus dem Badezimmer. Er trug nun wieder seinen Anzug und hatte seinen Regenmantel übergezogen. Sylvia erwartete ihn mit dem Metallkoffer. Zwei von Mitchells Leibwächtern standen hinter ihr. »Wir greifen sofort ein, falls Sie irgendetwas tun, was Mr. Mitchell gefährdet«, sagte sie.

»Keine Sorge, Sylvia. Ich meine es gut mit ihm«, erwiderte Nightingale. »Wenn ich mit Proserpina fertig bin, kann er wieder ein normales Leben führen.«

Sylvia warf ihm ein kaltes Lächeln zu. »Mr. Mitchells Leben war noch nie normal«, sagte sie. »Wir gehen um das Haus herum zur Terrasse. Mr. Mitchell sagt, dass ich Ihnen alles geben soll, was Sie brauchen.«

Nightingale tätschelte den Koffer. »Ich habe alles, was ich brauche, hier drin.«

Von den beiden Leibwächtern in die Mitte genommen, gingen sie nach draußen und um das Haus herum. Der Garten war von Flutlicht erleuchtet, und Nightingale sah einen weiteren Leibwächter mit einem angeleinten Rottweiler an der Mauer patrouillieren.

Als sie auf der Terrasse ankamen, stellte er den Koffer ab und steckte sich eine Zigarette an. Sylvia blickte auf ihre Uhr. »Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht«, sagte sie.

»Ich weiß«, antwortete Nightingale. »Aber ich würde sagen, der Verurteilte hat eine letzte Zigarette verdient.«

Sebastian Mitchell hatte die Sauerstoffmaske vor dem Mund und atmete in tiefen Zügen. Er hatte die Augen auf Nightingale gerichtet, der langsam mit Kreide ein Pentagramm auf die Steinplatten zeichnete. An der Wand hing eine Uhr und er schielte zu ihr hinauf. Dreiundzwanzig Uhr vierzig. Noch zwanzig Minuten, dann würde Proserpina kommen und Nightingales Seele holen.

Mit klackenden Absätzen kam Sylvia ins Zimmer. »Ich habe noch zusätzliche Männer ums Haus herum aufgestellt, und wir haben jetzt drei Hunde im Garten, Sir.«

»Danke, Sylvia«, keuchte Mitchell. »Aber für uns besteht keine Gefahr. Sie ist hinter Nightingale her.«

Nightingale stellte den Metallkoffer in die Mitte des Pentagramms. Er nahm einen reich verzierten Golddolch heraus und hob ihn hoch. Der Dolch schimmerte im auf die Terrasse gerichteten Scheinwerferlicht auf. Nightingale schwenkte das Messer über die fünf Zacken des Pentagramms und steckte es dann in die Innentasche seines Regenmantels. »Du verschwendest deine Zeit, Nightingale«, brummte Mitchell. »Messer helfen nichts gegen Teufel.«

Nightingale nahm einen Zweig aus dem Koffer und fuhr damit langsam den Strichen der Kreidezeichnung nach. Dann versprengte er Wasser aus einer kleinen Flasche auf dem Rand des Kreises. »Geweihetes Salzwasser«, keuchte Mitchell, »aber es wird dir nichts helfen. Es hält sie zwar draußen, aber deine Seele verlierst du trotzdem.«

Nightingale legte den Zweig und das Fläschchen wieder in den Koffer zurück und holte ein kleines, ledergebundenes Buch heraus. Mitchell runzelte die Stirn. »Was ist denn das? Sylvia, können Sie sehen, was für ein Buch er da hat?«

Sylvia ging zur Terrassentür und spähte durch das Glas. »Nein, Sir«, sagte sie. »Es scheint keinen Titel zu haben, aber es sieht alt aus.«

»Was hast du vor, Nightingale?«, murmelte Mitchell.

Nightingale setzte sich mit dem Buch auf dem Schoß im Schneidersitz in die Mitte des Pentagramms und blickte auf den Garten hinaus.

»Und was macht er jetzt?«, fragte Sylvia.

Mitchell schaute zur Wanduhr. »Er wartet«, sagte er. Er sah Sylvia an.
»Schalten Sie das Licht aus. Wir können ihm ebenso gut eine Chance geben.«

Nightingale fühlte, wie sein Puls raste, achtete aber darauf, dass sein Atem langsam und gleichmäßig blieb. Hinter ihm im Salon ging das Licht aus. Die Scheinwerfer im Bereich der Terrasse leuchteten weiter, und er war in klinisch weißes Licht getaucht. Auch entlang der Mauer, die das Grundstück einfasste, leuchteten Lampen, und die Bäume im Garten warfen lange Schatten.

Er brauchte nicht auf seine Uhr zu schauen, um zu wissen, dass ihm noch zehn Minuten blieben. Er konnte nichts tun, um das Warten abzukürzen. Proserpina würde genau um Mitternacht kommen, denn das war der Zeitpunkt, ab dem seine Seele vogelfrei war. Es wäre sinnlos, sie jetzt heraufzubeschwören. Er konnte nur warten, bis sie aus freien Stücken erschien.

Eine Eule flog über seinen Kopf. Ihre Flügel glitten lautlos durch die reglose Luft. Dann schwang sie sich zu einem Flecken Gras unter einer Eiche hinunter, packte etwas Kleines, Pelziges mit den Klauen und flog zum Dach hinauf.

Nightingale schloss die Augen. In der Ferne hörte er Verkehrsgeräusche, aber davon abgesehen war die Nacht still. Aus dem Haus hinter ihm drang kein Laut, aber er war sich sicher, dass Mitchell ihn beobachtete. Er versuchte sich vorzustellen, wie der Kranke mit der Sauerstoffmaske vor dem Gesicht in seinem Sessel saß und aus dem Fenster starrte. Auch Sylvia würde da sein, ganz in der Nähe von Mitchells Schutzpentagramm, und alles sorgenvoll im Auge behalten.

Die Sekunden verstrichen. Dann die Minuten. Ein Nordwind kam auf und zerzauste Nightingales Haar. Er schlug die Augen auf. Die Bäume schwankten im Wind, und ihre Schatten zuckten über den Boden, als wären sie lebendig.

Mit knackenden Knien stand er auf. Er hielt das Buch an die Brust gepresst und befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge. Er sehnte sich nach einer Zigarette, aber das war jetzt unmöglich.

Nebel hatte sich über den Rasen gebreitet, zunächst nur stellenweise, dann aber immer dichter, und die Außenstrahler an der Mauer wirkten

nun wie glimmende Bälle, die mit jeder Sekunde trüber wurden. In der Ferne bellte ein Hund, aber das Geräusch erstarb plötzlich, als hätte jemand fest an der Leine geruckt.

Nightingale schaute nach vorn. Er konnte die Gartenmauer und die Bäume nicht mehr erkennen. Die Terrasse sah er noch, aber der Rasen wurde nach ein paar Dutzend Metern vom Nebel verschluckt. Dann spaltete sich die Luft vor ihm, faltete sich in sich selbst zurück, leuchtete auf – und sie war da. Sie stand etwa zwölf Schritte vom Pentagramm entfernt, ein verschlagenes Lächeln im Gesicht. Ihre Augen waren dunkle Löcher, die Lippen schwarz und glänzend. Sie trug denselben schwarzen Rock und dieselben Stiefel wie beim letzten Mal, aber ein anderes T-Shirt, schwarz mit einem goldenen Ankh darauf. Ihr Collie umkreiste sie. Er ließ Nightingale nicht aus den Augen, und sein Schwanz zuckte hin und her. Proserpina grinste. »Zeit, die Zeche zu zahlen, *Nightie*«, sagte sie.

Er beachtete sie nicht. Er hatte bereits die Seite markiert, die er lesen würde. Er schlug das Buch auf und las, die Augen auf die Seite geheftet, die lateinischen Worte langsam und sorgfältig vor. Der Wind wurde jetzt stärker, und er hielt das Buch fest gepackt, damit es ihm nicht aus den Händen gerissen wurde.

»Du verschwendest deinen Atem«, sagte Proserpina. Sie trat einen Schritt auf das Pentagramm zu. »Es ist Mitternacht. Jetzt nehme ich mir, was mir gehört.«

Mitchell nahm die Sauerstoffmaske vom Gesicht. »Was tut er da?«, krächzte er. »Kein Zauber kann sie aufhalten – dafür ist sie zu stark.«

»Wie geht es weiter, Sir?«, fragte Sylvia.

»Sie wird sich seine Seele holen«, antwortete Mitchell. »Nightingale hat Mut, das muss man ihm lassen, aber er ist so gut wie tot.«

Er erhob sich aus dem Sessel, um besser auf die Terrasse zu sehen. Proserpina näherte sich Nightingale weiter. Sie sagte etwas zu ihm, aber Mitchell verstand es nicht. Ein heftiger Wind packte Nightingale, zerzauste sein Haar und ließ ihm den Mantel um die Beine flattern wie etwas Lebendiges. Proserpina dagegen blieb davon vollkommen unberührt.

Nightingale las mit gesenktem Kopf aus dem Buch vor. Er konzentrierte sich nur auf den Text und beachtete die Teufelin nicht, die nun nur noch wenige Schritte vom Pentagramm entfernt war.

»Er verschwendet seine Zeit«, brummte Mitchell. »Es ist vorbei.«

»Das Licht, Sir«, meinte Sylvia. »Nightingale hat gesagt, wir sollten das Licht anschalten.«

»Das wird ihm nichts helfen«, entgegnete er. Er legte die Sauerstoffmaske auf den Sessel. Proserpina stand jetzt unmittelbar vor dem Pentagramm. Ihre schwarzen Augen waren auf Nightingale geheftet, ihre Finger waren zu Klauen gekrümmt, und sie hatte sich vorgebeugt wie ein Raubtier vor dem Sprung.

Nightingale hörte auf zu lesen und klappte das Buch zu. Er hielt es Proserpina hin.

»Nein, niemals Kontakt zulassen!«, rief Mitchell.

»Das Licht, Sir«, sagte Sylvia.

»Na gut, okay«, fuhr Mitchell sie an. »Dann schalten Sie das Licht eben an, aber es wird ihm nichts helfen.« Er starrte zu Nightingale hinaus, der Proserpina noch immer das ledergebundene Buch hinhielt.

Mit klackenden Absätzen eilte Sylvia zur Schalterleiste und legte alle drei Lichtschalter um. Helligkeit durchflutete den Raum.

Proserpinas Kopf fuhr herum. Sie starrte zur Terrassentür und fletschte die Zähne, als sie Mitchell dort stehen sah. »Mitchell!«, schrie sie so laut,

dass die Scheiben vibrierten. Mitchell trat einen Schritt zurück und stieß mit dem Bein gegen den Sessel hinter ihm.

Nightingale ließ das Buch fallen und hielt plötzlich einen Dolch in der rechten Hand. Er schwang ihn gegen Proserpinas Brust. Ein Blitz zuckte auf, dann noch einer, und Proserpina taumelte aufheulend zurück. Aus dem Zentrum des goldenen Ankh schoss schwarzes Blut und ergoss sich in einem pulsierenden Strom auf Nightingales Beine. Wieder zuckte ein Blitz, und es folgte ein so lauter Donnerschlag, dass der Boden erbehte.

Nightingale trat aus dem Pentagramm heraus und stach ihr mit verzerrem Gesicht immer wieder in die Brust. Er schrie sie an, aber der Wind riss ihm die Worte vom Mund und trug sie fort.

»Nein ...«, sagte Mitchell und stützte sich schwer auf den Sessel. »Das kann nicht sein.«

Proserpinas Hund rannte mit eingezogenem Schwanz davon, die Ohren flach an den Kopf gelegt. Er duckte sich, als hoffte er, unbemerkt zu entkommen.

Proserpina fiel mit zuckenden Armen nach hinten um. Wieder und wieder leuchteten Blitze auf, und gleichzeitig ertönten Donnerschläge. Nightingale stellte sich breitbeinig über sie und rammte ihr das Messer mit beiden Händen ein letztes Mal in die Brust.

Sie bäumte sich auf, trat um sich und lag dann reglos da.

»Ich glaube es nicht«, flüsterte Mitchell. »Er hat es geschafft.« Er blickte auf die Uhr. Es war gerade einmal zwei Minuten nach Mitternacht. Er schaute wieder auf die Terrasse hinaus. Nightingale stand aufrecht da, den Dolch in der rechten Hand, und der Wind zerrte an seinem Mantel. »Sechzig Jahre lang habe ich die Geheimnisse studiert, aber das hier hätte ich niemals geschafft.« Er sah Sylvia an, die noch immer bei der Tür stand, die Hand auf die Lichtschalter gelegt. »Nightingale hat ein Wunder vollbracht. Haben Sie das gesehen, Sylvia? Haben Sie gesehen, was er getan hat?«

»Ich habe es gesehen, Mr. Mitchell.«

»Er hat einen Dämon getötet. Er hat einen Dämon aus der Hölle getötet.« Eine Hand auf den Sessel gestützt, stand er da und schüttelte erstaunt den Kopf.

Nightingale stand da und schaute auf die Leiche hinunter. Seine Ohren dröhnten noch von den Donnerschlägen. Das Messer entfiel seiner kraftlosen Hand. Sein Körper war schweißgebadet, und er hatte weiche Knie. Ein Blitz zuckte, und die Erde erbebte von einem weiteren Donnerschlag.

Er hörte, wie hinter ihm die Terrassentür aufging, blickte sich aber nicht um. »Sie haben es geschafft, Mann!«, schrie Mitchell.

Nightingale hörte, wie Mitchell auf die Terrasse hinaustrat, und erst da drehte er sich um. Mitchell stand in seinem blauen Seidenpyjama da, der sich im Wind kräuselte, hinter sich Sylvia, die die Hände wie zum Gebet gefaltet hatte. Die vier Leibwächter hielten ihre Waffen im Anschlag.

»Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte«, sagte Mitchell. Er ging schwankend über die Steinplatten und packte Nightingale am Arm. Seine Finger gruben sich ins Fleisch wie Klauen. »Sie haben sie getötet. Wie haben Sie das gemacht? Wie in Gottes Namen haben Sie das gemacht?«

»Gott hat nichts damit zu tun.« Die Stimme war ein tiefes Grollen und kam hinter Nightingale hervor.

Mitchell erstarrte, und Nightingale trat von ihm weg und ließ ihn mit ausgestreckten Armen stehen. Beide starrten auf Proserpina hinunter. Die lächelte. Sie erhob sich wie ein Stehaufmännchen, und die Wunden in ihrer Brust schlossen sich.

Mitchell trat einen Schritt zurück. Sein Mund arbeitete lautlos, und er hatte die Hände vor die Brust gepresst.

»Schön, dich zu sehen, Sebastian«, sagte Proserpina mit ihrer Kleinstmädchenstimme. »Ist lange her. Aber nicht so lange, wie du in der Hölle schmoren wirst.«

Mitchell warf die Hand hoch und legte sie vors Gesicht. »Sie haben mich reingelegt«, zischte er Nightingale an.

Nightingale zuckte die Schultern. »Ich habe einen Handel abgeschlossen«, sagte er. »Ihre Seele gegen meine.«

»Sie Drecksack!«, schrie Mitchell.

»Schimpfen Sie ruhig«, sagte Nightingale.

Mitchell wollte sich umdrehen. Proserpina lachte und winkte mit der Hand. Mitchells Füße versanken in der Steinplatte, auf der er stand. Er schwankte unsicher. »Wo willst du denn hin, Sebastian?«, fragte sie.

»Erschießen Sie sie!«, schrie Sylvia. Die vier Leibwächter verteilten sich über die Terrasse. Der Mann links, der mit der Maschinenpistole, schoss als Erster. Kugeln durchschlugen Proserpinas Leib, aber sie lächelte nur. Sie bewegte die linke Hand, und ein Blitzschlag traf den Mann in die Brust. Er fiel um, und aus einer klaffenden Wunde stieg Qualm auf.

Die anderen drei schossen, was die Läufe ihrer Waffen hergaben. Nightingale hörte ein Knurren, drehte sich um und sah, dass der Collie sich aus dem Nebel löste und über den Rasen zur Terrasse stürmte.

Er sprang in die Luft, eine Welle durchlief ihn, und er war plötzlich doppelt so groß, ja, er hatte nun die Maße eines Tigers, und sein Fell war jetzt wie ein harter Schuppenpanzer. Mit den vier schweren Pfoten landete er auf der Terrasse, sprang wieder hoch und kam dabei so dicht an Nightingale vorbei, dass dieser einen enormen Windstoß spürte. Das Tier hatte jetzt drei Köpfe, die hundeähnlich waren, aber ein mächtiges Gebiss und eine gespaltene Zunge aufwiesen. Ein Zackenkamm lief sein Rückgrat entlang. Wieder landete er auf den Steinplatten, und diesmal war er so groß wie eine Limousine. Zwei der Köpfe bissen in einen der Männer, und der dritte Kopf riss einem weiteren Mann einen Arm aus. Der letzte Leibwächter ergriff die Flucht, aber der Hund – oder das Wesen, in das er sich verwandelt hatte – sprang ihm auf den Rücken und zerriss ihn in ein Dutzend blutige Teile.

Sylvia kreischte, aber Proserpina bewegte wieder die Hand, und die Frau verstummte. »Wirst du mir Probleme machen, Sylvia?«, fragte sie.

Sylvia schüttelte den Kopf.

»Was meinst du, Nightingale? Soll sie leben oder sterben?«

»Das ist deine Sache«, antwortete er. »Keiner von diesen Leuten bedeutet mir irgendetwas.«

Proserpina sah ihn misstrauisch an. »Versuchst du, mit mir zu spielen, Nightingale? Du glaubst wohl, wenn du so tust, als wäre sie dir gleichgültig, verschone ich sie?«

»So verschlagen bin ich nicht«, antwortete er.

»Wo bleibt dann deine Ritterlichkeit? Sie ist eine Frau. Dir ist es ganz egal, ob sie stirbt?«

»Ich glaube, dass du deine Entscheidung schon getroffen hast«, antwortete Nightingale leise. »Ich glaube nicht, dass irgendetwas, was ich tue oder sage, jetzt noch eine Rolle spielt. Ich bin einfach nur ein Zuschauer. Tu, was du zu tun hast, und bring die Sache zu Ende.«

»Dann stirb«, sagte Proserpina ausdruckslos. Sie bewegte wieder die linke Hand, und Sylvia ging in Flammen auf. Sie schrie und rannte von der Terrasse in den Garten, schaffte aber kaum ein halbes Dutzend Schritte. Dann stürzte sie als ein rauchender Haufen ins Gras.

Der Hund hatte sich wieder in einen Collie verwandelt und saß zu Proserpinas Füßen. Die Zunge hing ihm seitlich zum Maul heraus.

Proserpina ging mit hoch erhobenem Kopf und schwingenden Armen auf Mitchell zu. »Ich biete dir einen Handel an«, sagte Mitchell, die Stimme ein raues Krächzen. »Ich kann dir verschaffen, was immer du willst.«

»Ich habe, was ich will«, sagte Proserpina. »Ich habe dich.«

»Ich kann dir Seelen verschaffen, alle Seelen, die du nur willst.«

Er hustete, und blutiger Speichel sammelte sich zwischen seinen Lippen. »Hör mir einfach nur ...«

Proserpina bewegte die Hand, und Mitchell verstummte. Sein Mund ging noch auf und zu, aber es kam kein Laut mehr heraus. Proserpina lächelte. »Fahr zur Hölle, Mitchell«, sagte sie.

Ein Reißen ertönte, und die Luft hinter dem alten Mann spaltete sich und faltete sich in sich selbst zurück. Gestalten umschwirrten ihn, flackernd wie dunkle Luftspiegelungen. Mitchell schrie auf und hustete noch mehr Blut. Wesen mit Schuppen und roten Augen, Schwänzen und Klauen packten ihn, Wesen, die nach Verfall und Tod, nach Schweiß und Angst rochen, Wesen, die zischten, knurrten und grunzten. Der wild schreiende Mitchell wurde weggeschleppt. Dann faltete sich die Luft erneut, und es war, als wäre er niemals da gewesen. Proserpina wandte sich Nightingale zu. Sie lächelte. »Ich hasse lange Abschiedsszenen«, sagte sie.

»Das hier war von Anfang an so geplant, oder?«

Sie zuckte achtlos mit den Schultern. »Alles hat sich doch bestens entwickelt, oder?«

»Du hast bekommen, was du wolltest.«

»Und du hast deine Seele zurück. Also, Ende gut, alles gut.« Der Collie bellte einmal leise auf. »Ja, Baby, gleich«, flüsterte Proserpina ihm zu. Sie tätschelte ihm den Kopf und lächelte Nightingale weiter an.

»Du hast mich benutzt, um Mitchell in die Finger zu kriegen«, sagte Nightingale.

»Das war deine eigene Idee, Nightingale. Schon vergessen? Du hast mich gerufen. Du hast mit mir verhandelt.«

»Und genau das hattest du von Anfang an so geplant. All diese Leute, die mir gesagt haben, dass der Teufel mich holen werde, sollten mir Angst einjagen. Jeder Mensch, der mir hätte weiterhelfen können, ist gestorben. Außer Tyler. Der hat mich nämlich auf Mitchell aufmerksam gemacht, und Mitchell war der, auf den du es die ganze Zeit abgesehen hattest.«

»Ich bin nur froh, dass du Verhandlungen besser führst als Verhöre«, sagte sie.

»Der Schlüssel zu einem guten Verhör ist, dass man nur Fragen stellt, deren Antwort man bereits kennt.«

»Aber ist das nicht ziemlich widersinnig?«

»All diese Toten«, sagte Nightingale. »Meine Tante. Mein Onkel. Robbie. Und was ist mit meinen Eltern? Hast du die auch umgebracht?«

»Möchtest du einen weiteren Handel abschließen, Nightingale? Wie wäre es damit: Du bietest mir deine Seele an, und ich erzähle dir alles?«

Nightingale sah sie an, sagte aber nichts.

»Auf viele glückliche Wiedersehen, Nightingale.« Sie blies ihm einen Luftkuss zu und wandte sich zum Gehen.

»Moment noch!«

Sie blieb stehen und sah sich um. Der Hund knurrte mit gesträubtem Nackenfell. »Strapaziere meine Geduld nicht, Nightingale«, sagte Proserpina, die Stimme jetzt tiefer und drohender.

»Meine Schwester?«

Proserpina schüttelte den Kopf. »Die ist nicht mein Problem.«

»Mein Vater hat ihre Seele ebenfalls verkauft.«

»Nicht an mich.«

»An wen denn dann?«

Proserpina lachte. Das tiefe Dröhnen hallte vom Haus zurück und echote durch den Garten. Nightingale kriegte das große Zittern. »Wer bekommt die Seele meiner Schwester?«, rief er.

Proserpina zwinkerte ihm zu. »Wenn du nicht gerade deine ewige Seele auf den Tisch legen willst, hast du nichts mehr, womit du handeln könntest, Nightingale. Wir sind miteinander fertig. Auf Wiederfangen.«

Sie ging einfach weg, von ihrem Hund gefolgt. Winkte, ohne sich umzusehen. Dann schimmerte die reale Welt auf, krümmte sich in sich selbst zurück, und die beiden waren verschwunden. Der Wind erstarb allmählich, und die Bäume raschelten nicht mehr. Der Nebel hatte sich verzogen, und er konnte den Garten wieder sehen. Zwei von Mitchells Leibwächtern standen in der Nähe der Gartenmauer unter einer Weide und kratzten sich am Kopf. Einer hielt eine Leine in der Hand, aber ein Hund war nicht zu sehen.

Nightingale nahm sein Päckchen Marlboro heraus und steckte sich eine Zigarette an. Er inhalierte den Rauch tief und genoss das Gefühl, wie das Nikotin in sein Blut eindrang. Er spürte, dass er noch am Leben war. Er blies einen Rauchring zum Mond hinauf und lächelte in sich hinein. »Ist doch ganz gut gelaufen«, brummte er. »Alles in allem.«

Fünf Kerzen waren um den Rand des runden Tisches verteilt, und Nightingale steckte eine nach der anderen an. »Sehr romantisch«, sagte Jenny.

»Wenn du das hier nicht ernst nimmst, mache ich es alleine«, sagte Nightingale.

»Wie kann man denn ein Ouija-Brett allein verwenden?«, fragte Jenny verächtlich. »Dabei geht es doch gerade um die gemeinschaftliche Anstrengung.«

Nightingale ging die Treppe hinauf, schaltete das Licht aus und kehrte in den Keller zurück. Er hatte das Ouija-Brett in der untersten Schublade von Goslings Schreibtisch gefunden. Es war ein vom Alter rissig gewordenes Eichenbrett. Die Worte ›Ja‹ und ›Nein‹ standen oben in den Ecken, und die Buchstaben des Alphabets waren in der Mitte in zwei Reihen in Gold eingeprägt. Unter den Buchstaben standen die Ziffern Null bis Neun in einer Reihe sowie ›Lebwohl‹.

Der Zeiger bestand aus Elfenbein oder Knochen, fühlte sich kühl an und war so glatt wie Marmor. Nightingale hatte das Brett auf einen runden Tisch in der Mitte des Kellers gelegt und eine Glasvase mit frisch gepflückten Blumen und ein Glas destilliertes Wasser dazugestellt. Dann hatte er die fünf großen Kirchenkerzen um den Rand des Tisches aufgestellt. Er nahm eine kleine Schale mit Salbei, verstreute das Kraut über die brennenden Kerzen und gab auch etwas davon auf das Brett und den Zeiger. Er hatte außerdem Schalen mit geweihtem Salz und Lavendel vorbereitet und verstreute beides über dem Brett. Dann nahm er zwei Holzstühle und stellte sie nebeneinander vor den Tisch. Er forderte Jenny mit einem Wink auf, sich zu setzen. »Bist du dir sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte sie.

»Das bekommen wir nur heraus, wenn wir es versuchen«, antwortete Nightingale und setzte sich. »Komm schon, setz dich. Ich beiße nicht.«

»Ich wünschte, ich hätte deine Zuversicht«, sagte sie und setzte sich. Sie blickte auf die Kerzen. »Sollten wir keinen Schutzkreis zeichnen oder so?«

»Wir beschwören hier keine Dämonen«, erklärte Nightingale.

»Das stimmt«, erwiderte Jenny. »Wir reden ja nur mit den Geistern der jüngst Verstorbenen.«

»Entspann dich«, sagte Nightingale.

»Du hast leicht reden«, meinte Jenny. »Warum benutzt du das Salz und die Kräuter und das alles?«

»So macht man es eben.«

»Und die Blumen und das Glas Wasser?«

»Geister lieben Blumen und Wasser.«

»Was ist mit denen, die Heuschnupfen haben? Oder mit denen, die an Tollwut gestorben sind?«

Nightingale sah sie streng an. »Du musst das hier ernst nehmen, sonst funktioniert es nicht«, wiederholte er. »Wenn es am Tisch negative Energie gibt, kommen die Geister nicht.«

»Das ist doch was für Kinder, Jack, ein Spiel.«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Ich habe einige von Goslings Büchern darüber gelesen, und das Ganze ist eine todernste Angelegenheit«, erklärte er. »Im Laufe der Jahre ist es zum Spiel verkommen, man nimmt es nicht mehr ernst, aber das Ouija-Brett ist eine ernstzunehmende Methode, mit den Geistern in Verbindung zu treten.« Er griff nach ihren Händen. »Schließe die Augen«, sagte er.

»Das soll wohl ein Scherz sein.«

»Jenny, tu einfach, was ich dir sage. Tu es wenigstens mir zuliebe.«

Jenny schloss die Augen. Nightingale begann zu sprechen, klar und laut. Seine Stimme hallte durch den Keller. »Im Namen Gottes, Jesu Christi, der großen Bruderschaft des Lichts und der Erzengel Michael, Raphael, Gabriel, Uriel und Ariel, bitte beschützt uns während dieser Sitzung vor den Kräften des Bösen. Lasst dieses Brett und die hier Versammelten nur von Licht umflossen sein, und gebt, dass wir nur mit den Mächten und Wesen des Lichts kommunizieren. Beschützt uns, beschützt dieses Haus, beschützt die Menschen in diesem Haus, und lasst hier nur Licht herrschen und nichts als Licht. Amen.«

Er drückte ihre Hand. »Amen«, sagte sie.

Sie schlugen die Augen auf. »Was jetzt kommt, ist sehr wichtig«, erklärte Nightingale. »Du musst dir vorstellen, dass der Tisch von einem hellen, weißen Licht beschützt wird. Zuerst stellst du dir vor, dass es von oben

durch deinen Kopf nach unten fließt und deinen Körper vollkommen umhüllt. Dann stößt du es so weit du kannst nach außen. Schaffst du das?«

»Ich werde es versuchen«, sagte Jenny.

»Braves Mädchen«, lobte er. »Jetzt legen wir jeder die rechte Hand auf den Zeiger. Falls irgendetwas schief läuft, schieben wir den Zeiger auf ›Lebwohl‹ und verabschieden uns laut und deutlich. Danach spreche ich ein Schlussgebet.«

Jenny nahm die Hand vom Zeiger. »Was könnte denn schief laufen?«, fragte sie.

»Ein boshafter Geist könnte versuchen, hier einzudringen, das ist alles.«

»Oh, das ist schon alles?«

»Jenny, alles läuft gut, vertrau mir. Und jetzt leg die Hand wieder zurück.«

Jenny streckte langsam die rechte Hand aus und berührte den Zeiger.

»Und jetzt stell dir das weiße Licht vor. Okay?«

Jenny nickte.

Nightingale holte tief Luft und blickte zur Decke hoch. »Wir sind hier, um mit Robbie Hoyle zu reden«, sagte er.

Die Kerzenflammen flackerten.

»Robbie, bist du da? Bitte, sprich mit uns.«

Jenny blickte sich im Keller um und schaute dann wieder auf Nightingale. »Jack ...«

Nightingale beachtete sie nicht. »Robbie, hier sind Jack und Jenny. Bist du da? Wir müssen mit dir reden.«

Er holte wieder tief Luft und atmete dann langsam aus.

»Das ist doch Zeitverschwendung«, sagte Jenny.

»Ich muss es versuchen«, erklärte Nightingale. »Er hat gesagt, dass er etwas über meine Schwester weiß.«

»Er ist tot, Jack. Robbie ist tot.«

»Das weiß ich.«

»Das hier bringt also nichts.«

Nightingale sah sie wütend an und blickte dann wieder zur Decke hinauf. »Robbie? Robbie, bist du da?«

Jenny wollte gerade die Finger vom Zeiger nehmen, als dieser zuckte. Ihr Mund klappte vor Überraschung auf.

Nightingale lächelte. »Robbie«, sagte er. »Bist du das?«
Der Zeiger glitt langsam über das Brett, bis die Spitze auf »Ja« ruhte.